

Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 66

AFRIKA

1415-1960



DIE GESCHICHTE EINES KONTINENTS

Benins Kriegerkönige / Die Ankunft der Europäer / Sklavenhandel
Mythos Timbuktu / Drama im Kongo / Aufstand in Südafrika / Äthiopiens Kaiser / Ende der Kolonialzeit

4 194875 510002 66
Barcode

Deutschland € 10,00 · Schweiz 18,60 sfr. · Österreich € 11,40
Belux € 11,80 · Finnland € 15,50 · Norwegen NOK 142,- · Frankreich € 13,50 · Italien € 13,50 · Spanien € 13,50

»Wir wurden verhöhnt und
beleidigt. Wir mussten morgens, mittags
und abends Schläge erdulden, weil wir
Neger waren. Wir mussten erleben, dass man
unser Land raubte aufgrund von Texten,
die sich Gesetze nannten, in Wirklichkeit aber
nur das Recht des Stärkeren besiegelten.
Auch die Erschießungen, denen so viele unserer
Brüder zum Opfer fielen, wird niemand
von uns je vergessen. All dies, meine Brüder,
haben wir erlitten.«

Patrice Lumumba,
*erster Premier der Demokratischen Republik Kongo, am Tag
der Unabhängigkeit, dem 30. Juni 1960. Wenige Monate später wird er
von Schergen der einstigen Kolonialmacht Belgien ermordet*

Liebe Leserin, lieber Leser

Einige Meldungen der vergangenen Monate aus Afrika: In der Zentralafrikanischen Republik sind Kämpfe zwischen Christen und Muslimen ausgebrochen, es kam zu ethnischen Säuberungen, Tausende wurden getötet, die ehemalige Kolonialmacht Frankreich musste intervenieren.

Der Südsudan, jüngster Staat des Kontinents, erst 2011 gegründet, droht bereits zu zerbrechen. Bei Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Fraktionen der Regierungspartei sind bis zu 10 000 Menschen umgekommen.

Große Teile Malis sind nach wie vor von Islamisten beherrscht, die Anfang 2013 versuchten, die Regierung zu stürzen, und von französischen Truppen vorübergehend zurückgeschlagen wurden.

In Kinshasa, Hauptstadt der Demokratischen Republik Kongo, haben Bewaffnete den Präsidentenpalast, den Generalstab und den Flughafen angegriffen. Am Ende lagen mehr als 100 Tote in den Straßen. Ob es ein Putschversuch war oder ob die Regierung das Ganze inszeniert hat, um so Teile des Militärs zu säubern, wie Gerüchte besagen, ist bislang ungeklärt.

Und weiter: Im bitterarmen Simbabwe feierte der seit 34 Jahren amtierende Diktator Robert Mugabe seinen 90. Geburtstag mit Millionenaufwand. In Südafrika stehen Präsident Jacob Zuma und seine Entourage unter Korruptionsverdacht. In Marokko stürmten Tausende Afrikaner die Grenzzäune zu zwei spanischen Exklaven, um so EU-Gebiet zu erreichen. In Ägypten scheint der „Arabische Frühling“ in eine kaum verschleierte Militärdiktatur zu münden. Und in Libyen kaperten Milizen, die eine Abspaltung der Region Cyrenaika fordern, kurzerhand einen Tanker mit 200 000 Fass Öl, um den Brennstoff auf eigene Rechnung zu verkaufen.

Und dann sind da noch die 200 000 Menschen, die seit fast 40 Jahren in Lagern in der Grenzregion zwischen Algerien, Marokko und Mauretanien ausharren. Sie lebten einst im früheren spanischen Mandatsgebiet Westsahara und forderten nach dem Rückzug der Spanier die Unabhängigkeit, doch dann besetzte Marokko große Teile des Landes, und den Einheimischen blieb nur die Flucht.

Nichts Neues also aus Afrika? Nur Krisen, Kriege, Katastrophen? Offenbar. Denn auch die weniger lauten Schlagzeilen verkünden Schlimmes: In Guinea ist das hochgefährliche Ebola-Virus ausgebrochen; in Swasiland hat sich die Lebenserwartung von 60 auf 30 Jahre halbiert, da jeder vierte Erwachsene dort mit dem HI-Virus infiziert ist; in Mauretanien droht eine Hungersnot. Und aus Uganda, Somalia, Eritrea, Nigeria und anderen Ländern ließe sich ebenfalls Niederschmetterndes berichten.



Konzeption

Die Arbeit an dieser Ausgabe hat Dr. Anja Fries (l.) koordiniert, beraten von der Afrikanistin Tina Kramer



Es hilft nichts: Man muss sich der Tatsache stellen, dass Afrika ein Krisenkontinent ist. Auch mehr als 50 Jahre nach dem Ende der Kolonialzeit und dem damaligen Aufbruch der meisten Länder in die Unabhängigkeit kommt der Erdteil nicht zur Ruhe. Werden die – durchaus vorhandenen – positiven Nachrichten zugeschüttet von den Negativmeldungen.

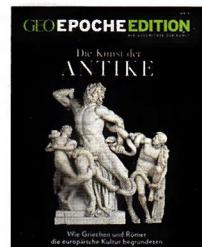
In diesem Heft suchen wir nach Erklärungen für das Drama Afrika. Und da gibt es viele. Die rücksichtslose Unterwerfung fast des gesamten Kontinents während der Kolonialzeit. Die Vertreibung vieler Völker und ihre daraus folgende Traumatisierung. Die Ausbeutung der Ressourcen durch die Europäer. Der jahrhundertelange Handel mit Sklaven, der rund 30 Millionen Menschen die Freiheit kostete. Die Aufteilung dieses Erdteils nach den Interessen der imperialistischen Mächte, ohne Rücksicht auf zuvor bestehende ethnische, politische, kulturelle oder religiöse Grenzen.

Aber auch: das Versagen der einheimischen Eliten. Die Klientelpolitik der Führer. Die Verwandlung vieler Demokratien zu Despoten. Die abgrundtiefen Korruption. Alles Probleme, für die man die Kolonialmächte nur bedingt verantwortlich machen kann.

Da Europas Mächte die Geschichte Afrikas in den vergangenen Jahrhunderten stärker geprägt haben als jeder andere Faktor, haben wir uns entschieden, in diesem Heft nur die Zeit zwischen 1415 und 1960 zu behandeln – also zwischen der Ankunft der ersten portugiesischen Eroberer in Marokko und dem großen Jahr der Entkolonialisierung.

Afrikas Geschichte nach 1960 ist ein anderes Thema.

Und auch dem werden wir uns eines Tages sicherlich widmen.



Ebenfalls neu:
GEO EPOCHE
EDITION über
»Die Kunst
der Antike«

Ihr

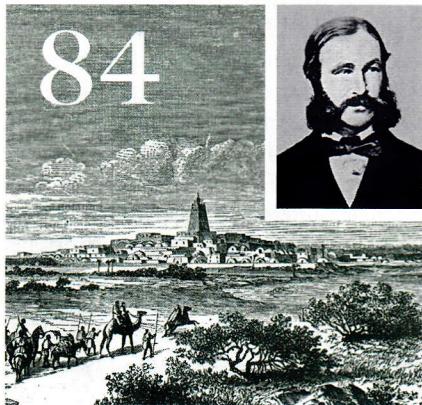
Michael Schaper

Michael Schaper

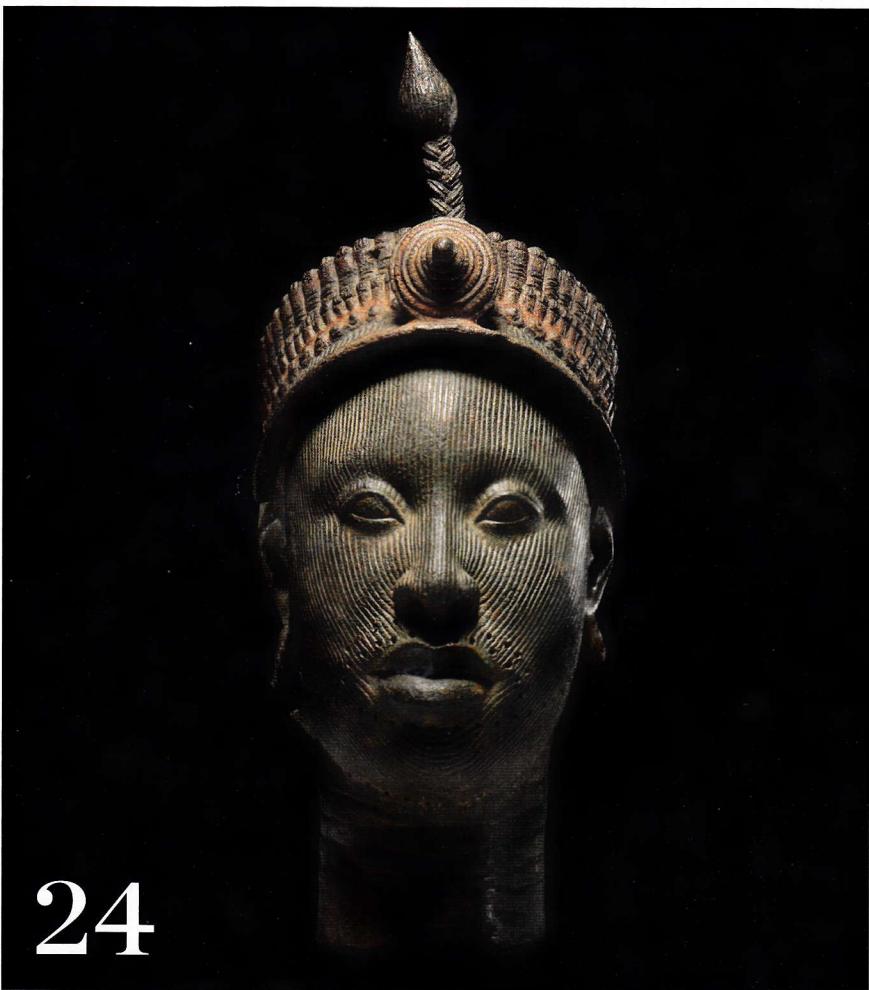


126

ÄTHIOPIEN Während 1930 fast überall in Afrika Europäer regieren, herrscht in Addis Abeba der angebliche Nachkomme eines biblischen Königs: Haile Selassie.



TIMBUKTU 1853 erreicht der Deutsche Heinrich Barth die Wüstenstadt, von der es heißt, ihre Häuser seien goldüberzogen. Bald aber jagen ihn muslimische Häscher.



24

KRIEGERKÖNIGE Ihre Untertanen verehnen sie als Abkömmlinge des Schöpfergottes und Mittler zwischen Diesseits und Jenseits: Um 1200 n. Chr. gründen ehrgeizige Herrscher das Königreich von Benin. Mit prächtigen Palästen, bronzenen Reliefs und kostbaren Skulpturen aus Elfenbein demonstrieren die schwarzen Fürsten ihre Macht.



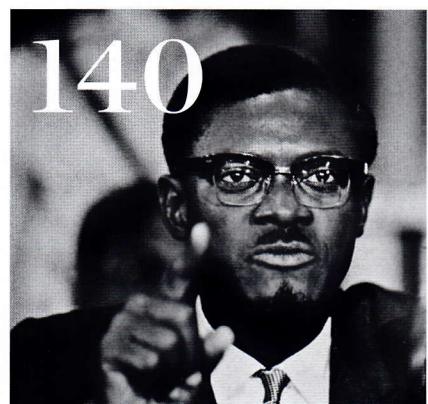
58

SKLAVEREI Sie sind die Beute erbarungsloser Menschenjäger: Knapp 30 Millionen Afrikaner werden im Laufe der Jahrhunderte gefangen und verkauft.



72

ALGERIEN 1830 erobern französische Truppen Algier. Daraufhin erheben sich muslimische Fürsten zum Krieg gegen die europäischen Eindringlinge.



140

KONGO Patrice Lumumba führt seine Heimat 1960 in die Unabhängigkeit. Doch dann trachtet die ehemalige Kolonialmacht Belgien ihm nach dem Leben.

INHALT # 66

AFRIKA, um 1900 SCHATZKAMMER EUROPAS Gold, Kautschuk und Elfenbein: Der Reichtum des Kontinents lockt im 19. Jahrhundert die imperialistischen Mächte	6
MAROKKO, 1415 ANKUNFT DER EROBERER Mit der Einnahme der Festung Ceuta durch Portugiesen beginnt die europäische Expansion in Afrika	22
BENIN, 1440 DIE MAGIE DER KRIEGERKÖNIGE Wenig ist bekannt über die frühen Völker südlich der Sahara. Um 1200 tritt ein Reich aus dem Dunkel hervor	24
MOSAMBIK, 1571 GOLD UND RECHTER GLAUBE Sie kommen, den Tod eines Missionars zu rächen – tatsächlich aber treibt Gier die Portugiesen ins südliche Afrika	42
ANGOLA, 1624 DIE HERRIN VON MATAMBA Als Europäer ihren Bruder in den Selbstmord treiben, setzt Königin Njinga den Krieg gegen die Angreifer fort	52
SKLAVEREI, 1750 KONTINENT IN KETTEN In der westafrikanischen Hafenstadt Ouidah verkaufen einheimische Herrscher Hunderttausende Gefangene an weiße Händler	58
ALGERIEN, 1830 EIN REICH JENSEITS DES MEERES Nach der Eroberung Algeriens durch Frankreich dämmert der Imperialismus herauf: die systematische Aufteilung Afrikas	72
TIMBUKTU, 1853 EINEM MYTHOS AUF DER SPUR Drei Europäer brechen auf, um Nordwestafrika zu erforschen, doch nur der Hamburger Heinrich Barth kehrt zurück	84
KONGO, 1885 DAS HERZ DER FINSTERNIS Belgiens König Leopold II. verspricht den Menschen im Kongo den Segen der Zivilisation – und errichtet ein Schreckensregime	96
SÜDAFRIKA, 1920 REBELLION AM KAP Schwarze Bürgerrechtler rufen 1920 zum gewaltlosen Widerstand gegen ihre Unterdrücker auf. Die schlagen rigoros zurück	116
ÄTHIOPIEN, 1930 DER KÖNIG DER KÖNIGE Haile Selassie, gekrönt wie ein mittelalterlicher Fürst, will das älteste Reich auf dem Kontinent in die Moderne führen	126
KENIA, 1952 AUFSSTAND DER GEISTERKRIEGER Gegen die Briten in Kenia rebelliert ein Geheimbund. Seine Kämpfer halten sich für unverwundbar	136
KONGO, 1960 MORD IN KATANGA Patrice Lumumba führt als erster Premier nach der Unabhängigkeit den Kongo – bis er einen fatalen Fehler macht	140
AFRIKA HEUTE HAUS OHNE ZIMMER Warum leidet der Kontinent unter Hunger, Chaos und Kriegen? Der Historiker Andreas Eckert über Gründe der Krisen	152
ZEITLEISTE: DATEN UND FAKTEN	156
Impressum/Bildquellen	167
Die Welt von GEO	168
VORSCHAU Die Geschichte der Geheimdienste	172

Ein Verzeichnis mit den Themen aller **GEOEPOCHE**-Ausgaben sowie einen Briefkasten für Leserzuschriften finden Sie unter www.geo-epoch.de

Titelbild: Maske einer Königinmutter aus Nigeria (16. Jahrhundert), Karte von 1780. Alle **Fakten**, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom **GEOEPOCHE**-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in **Zitaten** sind nicht kenntlich gemacht. Die in den **Dachzeilen** über einem Beitrag platzierten geographischen Angaben beziehen sich in der Regel auf die heute existierenden Staaten. **Redaktionsschluss:** 31. März 2014

IN FREMDER

Mehr als 3000 Völkergruppen existieren hier, über 2000 Sprachen werden gesprochen – Afrika, der stärksten Gegensätze: mit ungeheuren Bodenschätzen und undurchdringlichen Urwäldern, Im 19. Jahrhundert leben die meisten Afrikaner in traditionellen Gesellschaften. Sie werden zur Reichtümer unter sich aufteilen. Fotografien aus jener Zeit des Kolonialismus zeigen Menschen



Unter der Fuchtel der Weißen: Arbeiter ziehen in Deutsch-Ostafrika 1910 ein Lokomobil auf Gleise. Diese und die folgenden Aufnahmen

H A N D

dreimal so groß wie Europa, ist ein Erdteil von extremer Vielfalt. Und fruchtbaren Böden, gewaltigen Strömen und riesigen, lebensfeindlichen Wüsten. leichten Beute der imperialistischen Mächte, die den Kontinent und seine zwischen überliefelter Lebensweise und aufgezwungenem Fortschritt



zeigen, auf welche Welt die Kolonialmächte bei ihrer Eroberung Afrikas stoßen – und wie sie sich die unterwerfen



Mit einem Tanz auf dem Marktplatz seines Dorfes ehrt ein König im Westen Kameruns vermutlich einen ranghohen Verstorbenen. Wie seine militärischen Anführer, die ihn umringen, trägt er eine Elefantenmaske als Zeichen von Macht und Reichtum (1930)

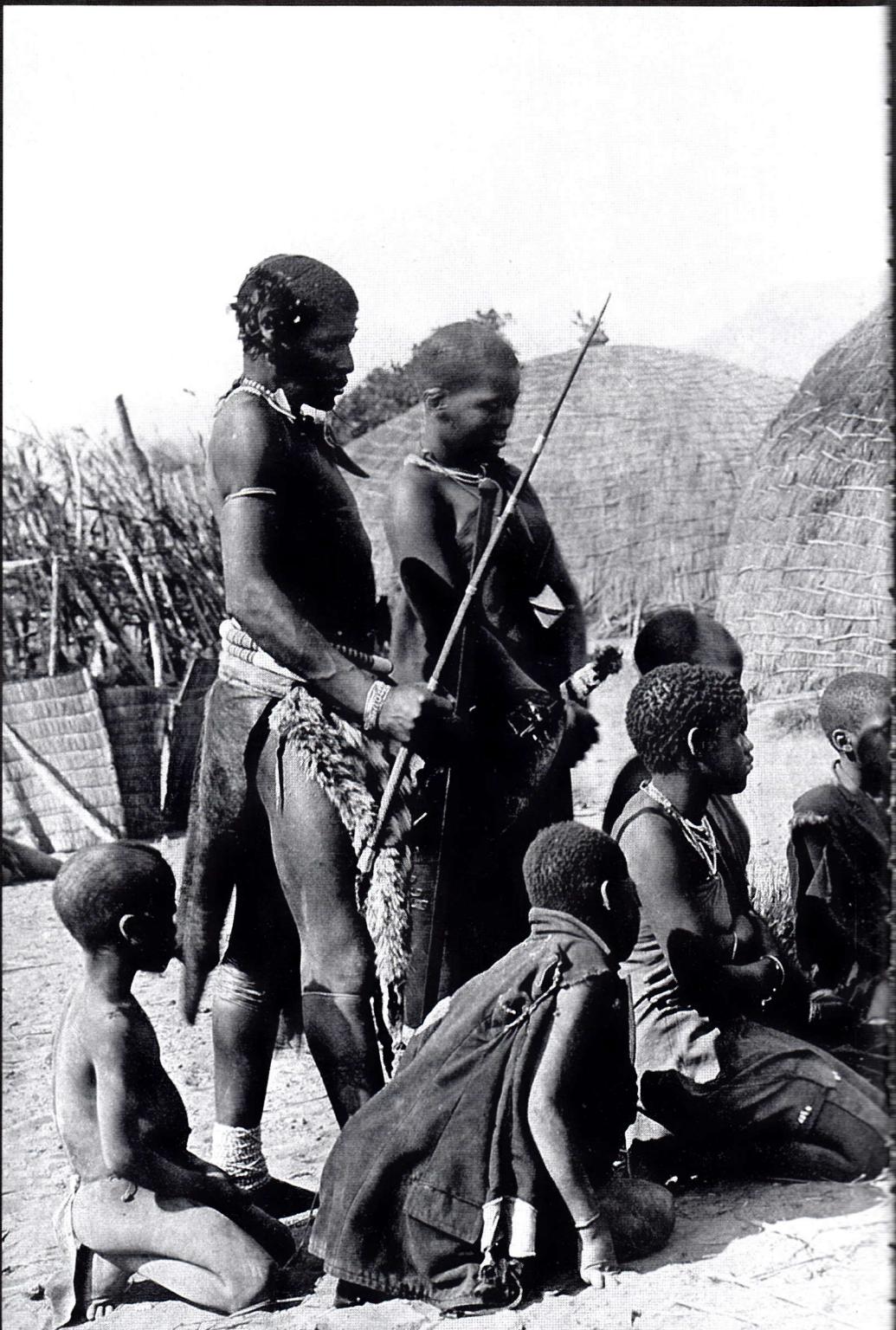


DER ALTE KULT DER VÄTER

Für viele Afrikaner ist selbst im 20. Jahrhundert die Macht der Toten nicht auf das Jenseits beschränkt, sondern reicht bis in die Welt der Lebenden. Nur wenn den Ahnen mit alten Riten Respekt erwiesen wird, bleiben die Äcker fruchtbar, wird die Gemeinschaft von Unheil verschont

AUCH DIE SEELEN DER MENSCHEN WERDEN

Sie sind die Boten
eines neuen Glaubens
und Zerstörer der alten
Ordnung: Tausende
Missionare strömen im
19. Jahrhundert nach
Afrika, bekämpfen die
Vielweiberei, geißeln alt-
hergebrachte Traditionen als Teufelswerk und
überreden Einheimi-
sche, ihren Göttern
abzuschwören



KOLONIALISIERT



Taufe in einem Dorf in Deutsch-Südwestafrika (um 1910): Viele Einheimische halten die christlichen Missionare für mächtige Wunder-täter, sind sie doch im Bunde mit einem Mann, der nicht nur Kranke heilen, sondern selbst Tote auferwecken konnte – Jesus Christus

DIE MACHT DER KÖNIGE

Afrika ist seit Jahrhunderten in etliche Reiche zergliedert, deren Könige oft als göttliche Wesen verehrt werden. So groß ist der Einfluss der Monarchen, dass auch die Kolonialmächte häufig nicht auf sie verzichten können – und sie als Vermittler im Amt lassen





Jahrhundertelang bewahren die Könige des alten Benin ihre Eigenständigkeit. 1897 erobern die Briten das Reich, der Herrscher geht ins Exil. Eweka II. (M.) ist 1914 der Erste, der wieder im Land amtiert – jedoch nur als Befehlsempfänger des Generalgouverneurs von Nigeria



Männer vor einer Speicherburg im heutigen Libyen. In den mit Türen verschlossenen Gewölben lagern Berber-Hirten Lebensmittel ein, wenn sie mit ihrem Vieh auf monatelange Wanderungen gehen

IM REICH DER MUSLIME



Nordafrika ist seit der arabischen Eroberung ab 639 vom Islam geprägt. Obwohl einige einheimische Stämme die Fremdherrschaft bald wieder abschütteln, behalten sie die Religion der Invasoren bei. Die erste große europäische Siedlerkolonie im Norden des Kontinents errichten die Franzosen: 1848 wird Algerien nach langem Kampf Teil Frankreichs



Diese Männer aus Deutsch-Ostafrika haben ihre Speere niedergelegt und sich vermutlich um einen Häuptling (M.) zum Rat versammelt. Von 1905 bis 1907 erheben sich im Süden dieser Kolonie die Menschen gegen ihre weißen Herren, wohl 120 000 Einheimische sterben (andere Schätzungen gehen sogar von bis zu 300 000 Toten aus)



KAMPF FÜR EIN LEBEN IN FREIHEIT

Zwangarbeit, hohe Steuern und Landraub durch weiße Siedler: Immer wieder rebellieren die Einheimischen gegen die koloniale Ausbeutung, doch die Europäer schlagen alle Aufstände nieder – mit Terror, Giftgas, Maschinengewehren

EIN KONTINENT IN KETTEN

Schon lange vor der Ankunft der europäischen Menschenhändler schuften Sklaven in afrikanischen Goldminen und auf Salzfeldern, dienen als Köche oder Konkubinen. Doch vor allem die große Nachfrage der Weißen nach Zwangsarbeitern macht Menschen vom 15. bis zum 19. Jahrhundert zur begehrtesten Ware des Kontinents: In den Hafenstädten werden die gefangenen Afrikaner zu Millionen verschifft





Junge Männer auf Sansibar, mit eisernen Halsringen aneinandergekettet. 1883, als diese Aufnahme entsteht, ist in Europa, den USA und in fast allen Kolonien die Sklaverei schon verboten. Doch in vielen afrikanischen Reichen wird die Unterjochung weiterhin praktiziert



1884 wird Togo an der ehemaligen Sklavenküste zum »Schutzgebiet« des Deutschen Reiches. Ein paar Jahre später präsentiert ein Häuptling Beamten der Kolonialmacht seine besten Krieger. Als Polizisten sollen sie die Macht der Weißen sichern



ANTRETEN VOR DEN NEUEN HERREN

Zwischen 1884 und 1914 unterwerfen die Europäer fast den gesamten Kontinent, beuten seine Rohstoffe aus und missbrauchen viele Einheimische als Arbeitssklaven. Erst ab 1951 erlangen die meisten Länder Afrikas ihre Unabhängigkeit wieder.

DIE ANKUNFT DER EROBERER

Mit der Einnahme der Festung Ceuta durch die Portugiesen beginnt 1415 die europäische Expansion

Am 21. August 1415 wirft eine portugiesische Armada vor der marokkanischen Stadt Ceuta in der Straße von Gibraltar die Anker, und noch ehe die Sonne an diesem Tag untergegangen ist, haben die Abgesandten des Königs aus Lissabon die strategisch wichtige Festung erobert.

Damit beginnt das Zeitalter der europäischen Expansion in Afrika.

Die Portugiesen betreten keinen geschichtslosen Raum: Afrika ist die Wiege der Menschheit. Von hier aus ist der *Homo sapiens* zu seiner Eroberung der Welt aufgebrochen, hier entsteht um 3300 v. Chr. das Pharaonenreich, eine der ältesten Hochkulturen der Geschichte, erfinden Ägypter die Hieroglyphenschrift. Und der König des äthiopischen Reichs von Aksum, um 330 n. Chr. getauft, erschafft den ersten christlichen Staat südlich der Sahara.

Drei Jahrhunderte später erschüttert ein Heiliger Krieg Nordafrika: Arabische Truppen überrennen von 639 an Ägypten, dann die Gebiete der heutigen Staaten Libyen, Tunesien, Algerien und Marokko. Die Eroberer verkünden eine neue Religion, den Islam, und verbreiten mit dem Koran eine neue Gesellschaftsordnung. Viele Einheimische übernehmen Sprache und Religion der Invasoren, die die Region fortan dominieren (auch wenn sich manche Stämme von der Vorherrschaft lösen können).

Um das Jahr 1000 haben sich in Westafrika bereits erste Königreiche etabliert – etwa Gana (nicht zu verwechseln mit dem heutigen Ghana) zwischen den Flüssen Senegal und Niger, das den Karawanenhandel mit Gold und Sklaven nach Norden kontrolliert. Die Völker südlich der Sahara beherrschen die Eisenbearbeitung, sie zähmen die Natur durch Rodung und Bewässerungsfeldbau, errichten Siedlungen und Städte.

Etwa 100 Jahre später entsteht im Südosten des Kontinents aus der Verbindung einer Viehzüchter- mit einer Ackerbauern-Zivilisation das Reich von Groß-Simbabwe, dessen Aufstieg zur Regionalmacht durch die Ausbeutung lokaler Goldvorkommen begünstigt wird.

In ihrer Blütezeit im 14. Jahrhundert zählt die gleichnamige Hauptstadt dieses Reichs wohl 18 000 Einwohner. Ihre monumentalen Steinbauten beeindrucken durch bis zu elf Meter hohe Mauern, die ohne Mörtel aus Granitblöcken zusammengefügt sind. Handelskontakte reichen bis nach Asien, die Menschen von Zimbabwe benutzen persische Keramik und chinesisches Porzellan.

Viele dieser Güter sind von Angehörigen der Swahili-Kultur an die Ostküste gebracht worden. Schon seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. fahren Kaufleute aus Südarabien die afrikanische Ostküste an. Über die Geschäftsverbindungen verbreitet sich auch der Islam. Auf dem Lamu-Archipel an der Ostküste Kenias errichten Muslime bereits im 8. Jahrhundert eine nach Mekka ausgerichtete Moschee. Nach und nach vermischen sich die zugezogenen Araber mit Einheimischen zur Swahili-Kultur, deren Handelsnetz den gesamten Westen des Indischen Ozeans umfasst.

Als die Portugiesen Ceuta erobern, ist das nördliche Drittel Afrikas tief geprägt von der islamischen Zivilisation, werden weite Regionen von muslimischen Herrschern kontrolliert, wie etwa den Mamelukken in Ägypten, eingewanderten Arabern und einheimischen Berberstämmen.

Und auch in den südlichen zwei Dritteln des Kontinents leben – soweit die Regionen überhaupt besiedelt sind – gut organisierte Völker. Händler und Krieger sind darunter, Ackerbauern und Viehhirten, Nomaden, Jäger und Sammler, angeführt je nach Gesellschaftsform von Ältesten, Häuptlingen, Königen oder

gar einem Kaiser. Sie alle teilen sich in große Sprachgruppen, etwa in die der Niloten im erweiterten Einzugsgebiet des Weißen Nil, der Bantu-Sprecher in Zentral- und Ostafrika oder der Khoisan im äußersten Süden.

Lissabons Angriff auf Ceuta am 21. August 1415 ist der erste Schritt zu einer weltumspannenden Expansion der Europäer. Immer weiter dringen Portugals Kapitäne in den folgenden Jahrzehnten entlang der afrikanischen Westküste in Richtung Süden vor – stets auf der Suche nach einer Route, auf der die wertvollen Gewürze Asiens in Zukunft ohne die muslimischen Zwischenhändler im Nahen Osten nach Europa transportiert werden könnten.

Im Jahr 1444 erreichen portugiesische Seeleute als erste Europäer das Kap Verde, den westlichsten Punkt Afrikas. 1488 gelingt Bartolomeu Diaz die Umsegelung des Kaps der Guten Hoffnung im äußersten Süden. Und 1498 findet Vasco da Gama den Seeweg nach Indien.

Die neuen Schiffsroute sind so profitabel, dass schließlich auch Niederländer, Franzosen und Engländer Handelsstützpunkte an den Küsten Afrikas gründen oder von anderen Nationen erobern. Ins Innere des Kontinents aber dringen nur wenige Expeditionen vor – zu unwirtlich ist das Klima, zu gefährlich sind die Krankheiten, zu groß ist der Widerstand der dort lebenden Völker.

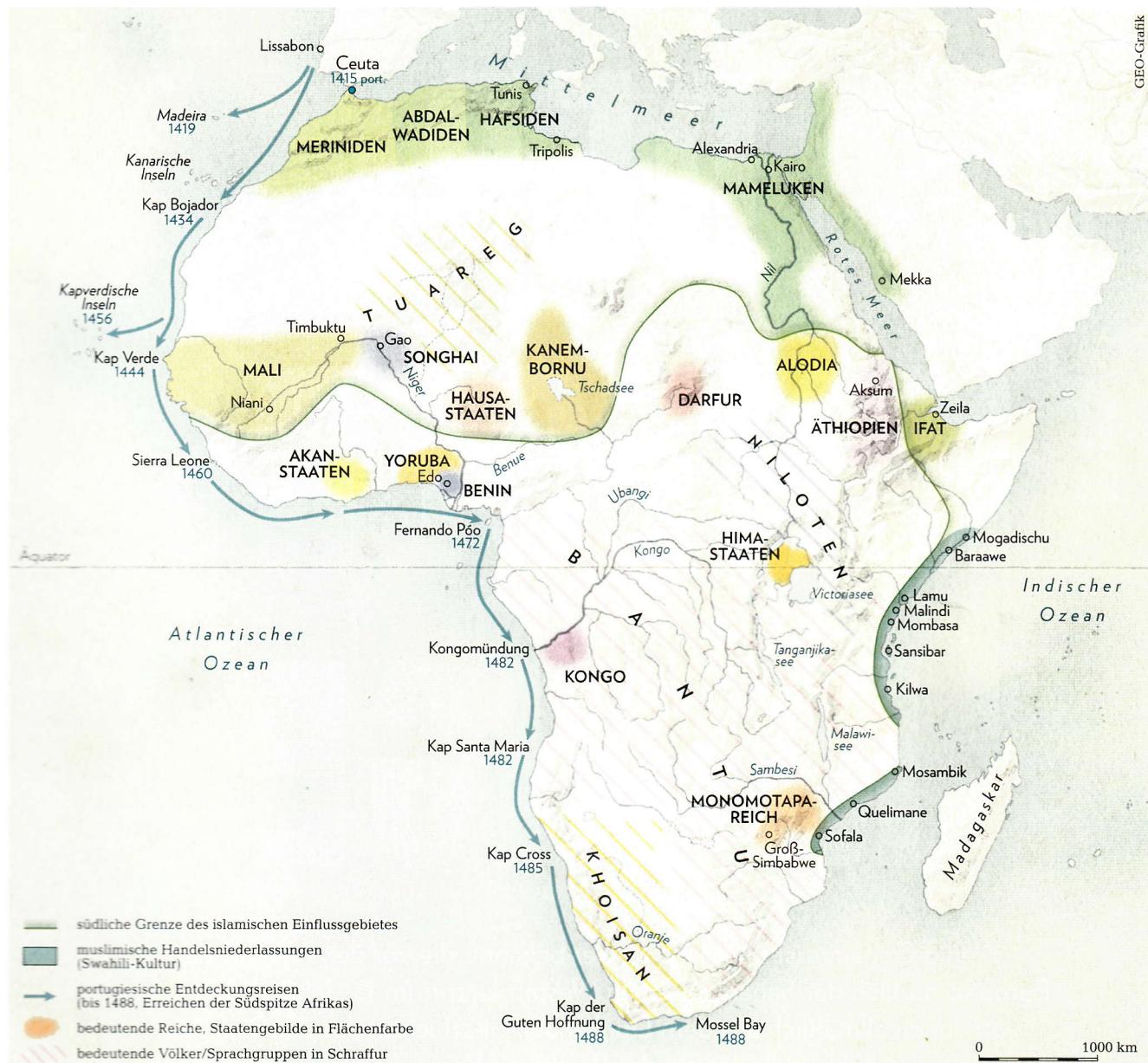
Doch solche Vorstöße sind oftmals auch nicht notwendig. Denn das mittlerweile wichtigste Exportgut Afrikas bekommen die Europäer von einheimischen Händlern geliefert: Sklaven, die auf die Märkte an den Küsten verschleppt und anschließend mit Segelschiffen nach Amerika gebracht werden.

Mehr als zwölf Millionen Afrikaner verlieren auf diese Weise bis 1870 ihre Freiheit – und oft ihr Leben. ■

Karte: Thomas Wachter, Text: Dr. Anja Fries

in Afrika. Auf dem Kontinent existieren gewaltige Königreiche neben nomadischen Gesellschaften

1415: ANBRUCH EINER NEUEN ÄRA



Im frühen 15. Jahrhundert gibt es Imperien in Afrika, die territorial ähnlich groß sind wie die mächtigsten Staaten Europas. Der Norden wird seit gut 700 Jahren von muslimischen Dynastien beherrscht. Die Tuareg-Nomaden kontrollieren viele Karawanenwege durch die Sahara. Südlich der Wüste haben sich große Handelsreiche etabliert – Mali etwa erstreckt sich vom Atlantik bis an den Nigerbogen. Kanem-Bornu beherrscht die Region um den Tschadsee. An der Ostküste ist um 1400 das Monomotapa-Reich als Nachfolger eines der rätselhaftesten Staatswesen des mittelalterlichen Afrika entstanden: der Steinbaukultur von Groß-Simbabwe

DIE MAGIE DER KRIEGER- KÖNIGE

Wenig Genaues ist über jene Völker bekannt, die vor der Ankunft der Europäer südlich der Sahara leben. In Westafrika tritt im 13. Jahrhundert eines von ihnen allmählich aus dem Dunkel der Geschichte: das der Bini. Am Unterlauf des Niger gründen sie das Reich von Benin. Selbst die Portugiesen, die ab 1480 in die Region vorstoßen, brechen ihre Macht nicht

— Von CAY RADEMACHER



Anfangs ist die Region westlich des Niger in rund 130 Häuptlingstümer zersplittert, ehe um 1200 eine Dynastie alle anderen bezwingt und ein Königreich entsteht. Auf Bronzereliefs, die an den Wänden des Königspalastes befestigt werden, lassen sich die Herrscher von Benin als Krieger feiern



D

Das Letzte, was die 13 Sklaven hören, ehe Priester ihnen die Kehlen durchschneiden, sind die Trommeln der *ikpeiwini* und die Gesänge der *eneha*, deren geheime Sprache niemand versteht.

Die Unfreien sind zuvor durch das mit elfenbeinernen Bolzen gesicherte Tor einer sieben Meter hohen, reliefverzierten Mauer in den Innenhof des Palastes geführt worden. Dort sind hölzerne Säulengänge zu erkennen, zwischen deren Pfosten Bronzereliefs schimmern mit magischen Tieren und fürchterlichen Kriegerkönigen.

In der Mitte des Hofes erhebt sich ein Altar aus Lehm mit Köpfen aus Bronze und Elfenbein darauf und einem metallenen Leoparden. Davor ein König in vollem Ornat, umgeben von seinen Frauen und Kindern, dahinter Hunderte aufrecht stehende Würdenträger, Musiker, Sänger und Höflinge.

Das nun folgende Ritual soll den *ehi* stärken, den Schutzgeist im Kopf des Herrschers. Und so öffnen Männer mit Opfermessern einem gefesselten Leoparden den Hals. Dann einem Fischadler. Und schließlich den 13 Menschen. Mit dem Blut der Opfer bestreichen sie die

An der Spitze des Reiches
von Benin steht der Oba, kurz für »Erbauer des Wohlstandes«. Seine Untertanen verehren ihren König als Abkömmling des Schöpfertottes und Mittler zwischen den Lebenden und den Toten (nigerianischer Herrscherkopf, frühes 15. Jahrhundert)

Stirn des Königs, seinen Brust- und Halsschmuck, sein eisernes Zeremonialschwert, das Symbol der Macht über Leben und Tod.

Der blutbestrichene Herrscher ist Oba Ewuare, der Regent des Reiches Benin auf dem Gebiet des heutigen Nigeria. Ein legendärer König, Brudermörder, Krieger, Gesetzgeber. Ein Despot, dem über Jahrzehnte Hunderte Sklaven und Leoparden geopfert werden. Dessen Künstler Bronzefiguren mit magischen Kräften formen. Der seine Hauptstadt und sein Land mit titanischen Wällen schützt. Dessen Reich Jahrhunderte überdauert. Und von dem doch nur Sagen und fabelhafte Berichte künden.

Denn Oba Ewuare vollbringt seine so großartigen wie furchterregenden Taten Mitte des 15. Jahrhunderts. Zu einer Zeit, da in Europa Kolumbus geboren wird und Gutenberg die Bibel druckt. Da der König von Portugal seine Kapitäne immer weiter auf den Atlantik schickt – aber eben noch nicht so weit, dass sie die Südküste des heutigen Nigeria erreichen und Kunde haben könnten vom Königreich Benin, das sich im Hinterland dieser Küste verbirgt. Noch nicht so weit, dass es europäische Augenzeugen und Chronisten geben könnte.

Kein Wort wird in Benin zu dieser Zeit niedergeschrieben, alles mündlich aufbewahrt, fortgetragen von Erzähler zu Erzähler, umgeformt über Generationen. Vieles aus der Geschichte des Reiches wird für immer unklar bleiben, verborgen hinter tausend Schleier: Was trug sich zu? Wann trug es sich zu? Warum?

Wer sind die Menschen, die diese Geschichte formten und sie erlitten? Wo liegt die Grenze zwischen Geschichte und Mythos, zwischen Erlebtem und Gegläubtem? Ist es überhaupt sinnvoll, diese Frage zu stellen?

Wer sich auf die Spuren des legendären Königreiches Benin und seines bedeutendsten Herrschers begibt, tut das vorsichtig und tastend. Und am Ende wird man mit einer Geschichte belohnt, die doch in Umrissen die einstige Größe, den einstigen Glanz erahnen lässt.

Benins Wurzeln reichen 6000 Jahre durch die Zeiten zurück. Zu jener Zeit

wandern Jäger und Sammler von Norden her ins tropische Westafrika ein und streifen fortan durch das Gebiet der Zusammenflüsse von Niger und Benue (siehe Karte Seite 37). Diese Clans, jeder kaum wenige Dutzend Menschen umfassend, verständigen sich in der Sprache Edo, sich selbst nennen sie „Bini“.

Als Jäger und Sammler hat sich der Mensch einst in Afrika entwickelt, und so hat er dort auch über Äonen gelebt. Erst spät in der Geschichte erfasst eine fundamentale Umwälzung den Kontinent und seine Bewohner – in der Region von Benin ist es das letzte Jahrhundert vor der christlichen Zeitenwende: Die Menschen werden zu Bauern.

Fortan bearbeiten wohl auch die Bini ihr Land. Sie werden sesshaft, gründen Dörfer. Es sind winzige Siedlungen, kaum je ist die Einwohnerzahl dreistellig, geleitet von den Ältesten. Das Land gehört der Gemeinschaft, es ist heilig, denn man hat es von den Ahnen übernommen. Der Kult um diese verstorbenen Vorfahren wird immer bedeutsamer in einer Welt von Geistern und Hexen, gütigen und zornigen Göttern.

Nach und nach, von Generation zu Generation, verbünden sich einige Dörfer. Vielleicht knüpfen sie über Jahrhunderte friedliche Bande durch Heiraten oder Handel. Vielleicht bekriegen sie sich, und manche Siedlung wird vom Nachbarn in die Knechtschaft gezwungen. Ab etwa 500 n. Chr. jedenfalls verschmelzen viele Siedlungen in der Region westlich des Niger zu gut 130 Häuptlingstümern. Der Mythos in Benin bewahrt diese Zahl, wie auch den Namen eines legendären Anführers: Igodo.

Die Häuptlinge erhalten Tribute, sie haben sakrale Gewalt. Sie versuchen, ihre Macht vom Vater auf den Sohn zu vererben, sie mithin dauerhaft in der Familie zu halten. Doch noch gebieten sie über fragile Gebilde: Jeder Machthaber herrscht nur über ein paar Dörfer, und auch das nicht immer. Oft zerbrechen Häuptlingstümer, besonders nach dem Tod des Oberhaupts, denn die Erbfolge wird nicht überall anerkannt.

Zudem wirkt nun die Schwerkraft der Macht: Manche Herrschaftsgebiete werden von Nachbarn aufgesaugt, die immer größer werden und weitere Häupt-

lingstümer aufnehmen. Dann, so um 1200, nach einem langen Machtkampf, zwingt eine einzige Dynastie nahezu die ganze Region unter ihre Herrschaft.

Ein Königreich entsteht.

Der neue Herrscher und seine Nachfolger bleiben schattenhafte Gestalten. Nur so viel weiß man: Der König wird „Oba“ genannt, eine Kurzform von „Obo-Uwa“, „Erbauer des Wohlstandes“. Sein Reich heißt nach dem Volk „Ubini“. (Portugiesische Seefahrer werden es im 15. Jahrhundert in ihren Berichten als „O Beny“ niederschreiben, woraus sich der Begriff „Benin“ ableitet.)

Benin ist in den Jahrhunderten zwischen 1200 und 1500 n. Chr. nur ein Akteur von vielen auf einem Kontinent, auf dem etliche Reiche entstehen und wieder vergehen, ohne dass sie viel mehr als legendenhafte Spuren im Gedächtnis der Menschen hinterlassen.

Im trockenen Hochland Äthiopiens etwa, im Osten des Kontinents, regieren seit 1270 stolze christliche Monarchen, die sich „Negus Negest“ nennen, „König der Könige“, und ihre Herkunft auf den biblischen Herrscher Salomon zurückführen (siehe Seite 126).

Weiter südlich, an der Küste von Somalia bis Mosambik, blüht die Swahili-Kultur. Deren Händler treiben seit etwa 1000 n. Chr. einen profitablen Handel mit Arabien, Indien, sogar China. Sie sind Muslime, ihre Herrschaften, wie der Hafen Mombasa, gleichen eher Stadtstaaten denn Großreichen – und ihre Macht wird im 16. Jahrhundert unter den Angriffen portugiesischer Seefahrer kollabieren (siehe Seite 42).

Im Westen, am Südrand der Sahara, ist das fabelhaft goldreiche Mali entstanden. Ein islamisches Königreich, dessen Macht und Profite aus den Erträgen der Karawanen gespeist werden. Ein Königreich allerdings, das in jener Zeit, in der Benin gerade aufsteigt, seinem Ende entgegentaumelt. Nachbarn attackieren Mali, dessen kulturelles Zentrum Timbuktu wird 1433 von Tuareg erobert, Kriegern aus der Wüste.

Benin ist also durchaus nicht das einzige Königreich im Afrika jener Epoche. Doch selbst in den größten dieser Imperien bestehen die Häuptlingstümer weiter fort, behalten die einzelnen Dör-

fer ihre Dorfältesten, schweifen, zumindest in Randgebieten, Jäger und Sammler umher.

So führt auch das ab 1200 aufgebaute Reich Benin einerseits Kriege gegen große Armeen in weiter Ferne, kontrolliert Handelsgüter, die manchmal von jenseits der Sahara ins Land gelangen, errichtet einen Königspalast mit Höflingen und Harem und tausenderlei Posten.

Doch bewahrt es in sich andererseits das uralte Geflecht aus Häuptlingen, Dorfältesten und lokalen Kulten, das die Macht des Königs manchmal stützt – und manchmal bedroht. Noch Oba Ewuare, der sein Haupt mit dem Blut von geopferten Menschen und Leoparden bestreichen lässt, wird nur deshalb zum größten Herrscher von Benin, weil er behutsam die uralten Kräfte ausbalanciert.

Sein Aufstieg beginnt mit einem Brudermord. Mythos und Geschichte vermischen sich einmal mehr. Mit seinem Bruder, so die Legende, wird Ewuare in jungen Jahren aus Benin verbannt – womöglich von mächtigen Häuptlingen, die die Königssprösslinge beseitigen wollen. Er habe auf der Flucht, so wird erzählt, einmal auf einer Schlange geschlafen, unter einem Baum, in dessen Geäst ein Leopard lag. Beide Tiere habe er getötet. Und noch Jahrhunderte später werden Benins Könige unter diesem Baum Rituale abhalten und Leoparden opfern.

Später, zurück in Benin, kommt es zwischen Ewuare und seinem Bruder plötzlich zu einem gnadenlosen Kampf um den Thron. Ewuare erschlägt seinen Rivalen und brennt die von dem Bruder kontrollierte Hauptstadt nieder.

Mit einem mächtigen *juju*, einem Zaubermittel, habe er, so die Legende, die Stadt innerhalb einer Nacht erobert und ein Drittel der Häuser zerstört.

„Er war ein großer Zauberer, Heiler, Reisender und Krieger“, heißt es in der Überlieferung. Sicher ist, dass Oba Ewuare um 1440 den Thron besteigt und das Reich, das von schweren Wirren erschüttert wird, so lange und so gründlich reformiert, dass er in gewisser Weise dessen Neugründer ist. Vieles, was Historiker und Ethnologen vom Reich Benin

wissen und was heute noch von den Edo als Ritual begangen wird, geht auf seine Neuerungen zurück. Doch wann genau er was tat, wie er vorging, warum er es tat – das ist oft rätselhaft geblieben.



„Er bekriegte und eroberte 201 Städte und Dörfer in Ekiti, Ikare, Kukuruku, Eka und im Ibo-Land auf dieser Seite des Flusses Niger. Er nahm deren Herrscher gefangen und zwang deren Völker, ihm Tribut zu entrichten.“

So überliefert es die Tradition – und tatsächlich führt Ewuare eine von ihm neu organisierte Armee vom Niger im Osten bis zum heutigen Lagos im Westen und in das Yoruba-Land im Norden in immer neue Schlachten.

Der Oba führt die Männer dabei persönlich in den Kampf, umgeben von seiner Leibgarde ausgewählter Krieger, in deren Oberkörper ein Symbol eintätowiert ist, der Ogala Ewuare, der „Speer des Ewuare“.

Die Soldaten kämpfen mit Schwert, Speer und Wurfspieß. Mit Bögen verschießen sie Pfeile, deren Spitzen am Königshof von Priestern mit Gift bestrichen worden sind. Amulette und magische Armbänder sollen die Kämpfer schützen. Manche zeigen Sonne und Mond – Symbole der steten Wiederkehr und damit Garanten dafür, dass der jeweilige Soldat wiederkehren wird.

König und Krieger:

Um 1440 besteigt ein besonders ehrgeiziger Herrscher den Thron von Benin. In etlichen Feldzügen erobert der legendäre Oba Ewuare mehr als 200 Siedlungen und macht sein Reich so zur regionalen Vormacht westlich des Niger (König mit Gefolge, 16. Jh.).



Nigeria



Europäische Entdecker werden um 1670 die Zahl der Soldaten in Benin auf bis zu 100 000 schätzen. Wie viele Krieger Ewuare ins Feld führt, ist nicht bekannt, es existiert nicht einmal eine Schätzung, wie viele Untertanen er insgesamt hat. Sicher aber ist, dass er seinen Nachbarn schnell überlegen ist: Benin steigt zur regionalen Vormacht im Gebiet westlich des Niger auf.

In den unterworfenen Territorien bleiben die örtlichen Häuptlinge oft im Amt. Nur müssen sie ab jetzt Tribute nach Benin senden: Leoparden, Elfenbein, Sklaven.

Händlern aus Benin werden wichtige Privilegien eingeräumt, so kontrollieren sie schließlich die Routen in den Norden, die zu den Karawanenwegen durch die Sahara führen. Tribute und Handel spülen Reichtum in die Hauptstadt. Ewuare erlässt deren Einwohnern daraufhin alle Abgaben. Damit gewinnt er die Loyalität jener Menschen, deren Häuser er im Bruderkampf noch niedergebrannt hat.

Wichtiger als die Zustimmung im Volk aber ist ihm die Gefolgschaft der Elite.

In politischen Manövern, deren Einzelheiten sich wohl niemals mehr rekonstruieren lassen, die sich aber sicherlich über Jahre oder gar Jahrzehnte entfalten, flieht Oba Ewuare ein komplexes Netz aus Macht und Hierarchie – und schafft schließlich ein Imperium, in dem die uralten Kräfte Afrikas ebenso ihren Platz haben wie die neuen Eliten eines Kriegerstaates.

An der Spitze steht der Oba, der Abkömmling des Schöpfertottes Oduwa und irdischer Vertreter der Ahnen der Königsdynastie. Er ist oberster Feld-

Zwei senkrechte Kerben

prangen auf der Stirn der Königinmutter Idia (16. Jh.) – es sind Ziernarben mit angeblich magischer Wirkung. Diese Maske aus Elfenbein trägt vermutlich ihr Sohn, der Herrscher von Benin, während wichtiger religiöser Rituale als Anhänger

herr, Gesetzesgeber, Richter. Alle Abgaben und Tribute werden von ihm bestimmt und eingetrieben, alle Handwerkergruppen von ihm geleitet, alle Posten im Reich durch ihn vergeben. Er hat das Monopol auf Elfenbein sowie im Sklaven- und Pfefferhandel.

Unter dem Herrscher stehen sieben Uzama. Einer ist der älteste Sohn des Oba, die anderen sechs sind die wichtigsten Häuptlinge. Ihre Würden sind ebenso alt, ebenso sakral bedeutsam, ebenso vererbbar wie die des Oba.

Sie küren beim Tod des alten Herrschers den neuen Monarchen, und zwar stets den ältesten Sohn des Oba. Die Häuptlinge dominieren ihre angestammten Dörfer wie kleine Könige. Sie beraten den Herrscher – aber nur dann, wenn der sie ruft. Die Uzama nämlich dürfen nicht mehr in der Hauptstadt selbst leben. Sie müssen dem Palast fernbleiben, körperlich wie politisch.

Stattdessen umgibt sich der Oba mit Palast-Würdenträgern, Gesandten, Beratern, Unterfeldherren. Diese Höflinge wiederum sind in Gesellschaften organisiert, jede Gruppe mit einer speziellen Funktion. So sind die *ikpe-iwini* die Trommler des Königs, die *eneha* seine Sänger.

Daneben – und oft genug in Konkurrenz zu den Palast-Würdenträgern – schafft der Oba Ämter, die Europäer später „Town Chiefs“ nennen werden: *eghaevbo n'ore*, die Vorsteher einzelner Wohnviertel in der Hauptstadt. Diese Männer können zugleich auch Priester sein oder Truppenführer.

So wird der Oba von einem Ring aus Würdenträgern geschützt, beraten, aber auch eingehetzt und begrenzt. Am Ende des 18. Jahrhunderts werden es etwa 60 Männer sein, die den innersten Zirkel der Macht von Benin verkörpern.

Einer Macht, die nicht in erster Linie politisch ist, sondern sakral.

Denn im Unsichtbaren, im Übermenschlichen liegt die eigentliche Gewalt des Oba. Er verbindet sein Reich und das Wohlergehen seiner Untertanen mit der Welt der Götter, Geister und Ahnen, er erneuert Kraft und Schutz in immer wiederkehrenden Ritualen.

Der Oba ist ein lebender Fetisch, eine mit Achaten, Perlen und Korallen

geschmückte, verzauberte Person, ein, wie es ein europäischer Forscher formuliert, „heiliges Monstrum“, dessen spirituelle Kraft unter den Untertanen Ehrfurcht und Schrecken auslöst.

Auch die Mutter des Oba wird von den Menschen gefürchtet als Frau, die mit ihrer Magie großen Schaden zufügen kann. Daher wird sie bei der Thronbesteigung des Sohnes stets getötet. (Erst unter Ewuares Nachfolgern wird die Königinmutter zur hochverehrten Beraterin erhoben; aber selbst dann noch wird sie bei der Thronbesteigung des Sohnes für immer in einen Palast jenseits der Stadtmauern verbannt, darf ihr Kind nie wiedersehen, nur Boten halten fortan den Kontakt zwischen ihr und dem Herrscher aufrecht.)

Und zeigt der Oba selbst ein Gebrechen oder eine körperliche Schwäche, ist es Zeit für ihn, Suizid zu verüben oder sich einem rituellen Königmord zu stellen.

Denn nur ein starker Oba ist Garant für den Schutz des Reiches.



Herz und Seele dieses Reiches ist die Hauptstadt: „Edo“ soll der Oba Ewuare die von ihm wiederaufgebaute Metropole zum Andenken an einen verstorbenen Freund genannt haben.

Die Stadt ist eine mächtige Festung von einer schier unglaublichen Anlage. Denn in manischer Bau- und Schutzsucht pflügen der Oba Ewuare und seine Nachfolger das Erdreich um, lassen Wälle aufschütten und Gräben anlegen. Manche Befestigungen erreichen eine Kammhöhe von 25 Metern, sie sind mit Dornenhecken bewachsen.

Nicht nur die Hauptstadt wird auf diese Weise geschützt – auch an zahlreichen anderen strategisch wichtigen Stellen im Reich entstehen über Generationen Befestigungsanlagen mit einer

Länge von insgesamt mehreren Hundert, vielleicht sogar mehreren Tausend Kilometern.

Unter Oba Ewuare wird die Hauptstadt auf einer Fläche von 7,5 Quadratkilometern umwallt. Neun Holztore führen hinein, jedes bloß 1,5 Meter schmal, damit es leichter zu verteidigen ist.

Dahinter: bis zu 40 Meter breite Straßen, Märkte, Kultplätze. Häuser mit mehr als halbmeterdicken Lehmwänden gegen die Tropenhitze, mit Palmöl poliert, sodass sie wie Marmor schimmern. Offene Veranden, Dächer aus Palmblättern, hohe Fundamente gegen den Tropenregen, Felder mit Yamswurzeln, Schatten unter Palmen.

Vielleicht 50 000 Menschen teilen sich eine Hälfte dieser Stadt, die andere ist dem König mit seinem Palast und den wohl etwa 1000 Frauen, Kindern, Eunuchen, Höflingen und Wächtern vorbehalten.

Viele Familien ernähren sich selbst, bauen Yamswurzeln, Hirse, Bohnen auf eigenen Feldern an, schnitzen hölzerne Löffel und Schüsseln mit den eigenen Händen. Was sie nicht selbst herstellen, besorgen sie sich auf dem Markt.

E

Ein Niederländer wird im späten 16. Jahrhundert Zeuge dieser Geschäftigkeit: „An diese Stellen bringen sie alles, was sie zum Verkauf anbieten wollen: lebende Hunde, die sie oft essen, geröstete Affen und Meerkatzen, Ratten, Papageien, Perlhühner, Yams, getrocknete Geckos, Palmöl, Nüsse, große Bohnen, verschiedene Backwaren sowie andere Pflanzen und Tiere zum Verzehr. Sie verkaufen auch größere Mengen Feuerholz, Kalebassen zum Essen und Trinken, andere hölzerne Schüsseln und Teller; ferner Baumwollgarn, aus dem sie Kleider machen. Außerdem werden dort große Mengen eiserner Gegenstände

verkauft, Angelgerät, Werkzeug zum Pflügen und Bebauen des Bodens, viele Waffen, wie Buschmesser und Kriegsmesser. Markt und Handel werden sehr ordentlich betrieben, und jeder Anbieter weiß, an welchem Stand und in welchem Teil des Marktes er seine Güter anbieten kann.“

Avbiogbe, königliche Ausruber, sorgen für Ordnung und schlichten Streitigkeiten in der Öffentlichkeit. Vor allem aber verkünden die Herolde die Beschlüsse des Oba – immens wichtig in einer Kultur, in der kein einziges Gesetz niedergeschrieben wird, die Übertretung dieser Vorschriften jedoch lebensgefährlich sein kann, weil die Todesstrafe droht.

In jedem Haus ist der älteste Mann ein kleiner König. Seine Frauen sind ihm untertan, auch die erwachsenen Söhne unterstehen noch seiner Autorität. Stirbt der Patriarch, erbт der älteste Sohn Würde und Besitz – auch die Gemahlinnen des Vaters, die fortan seine Dienerrinnen sind.

Noch rechtloser als die Frauen sind die Sklaven, die nicht einmal die für alle anderen Erwachsenen üblichen leichten Gewänder aus Baumwolle oder Bast tragen dürfen, sondern nackt gehen müssen.

Sie sind „Menschen, die ihre Ahnen verloren haben“, Beute von Kriegszügen oder lebender Tribut aus unterworfenen Dörfern, arbeiten auf den Feldern und in den Häusern, manche werden zu Eunuchen des Königshofs bestimmt.

Und: Sie sind Lebensversicherungen für ihre Besitzer. Denn begeht ein Herr ein Verbrechen, auf das der Oba die Todesstrafe verhängt, etwa einen Mord, dann kann der Täter seiner Exekution entgehen, wenn er stattdessen einen Sklaven zur Hinrichtung bestimmt.

Einer der wenigen Wege zu Sicherheit und Anerkennung, die sich einem Unfreien öffnen, sind die Gilden, in denen alle Handwerker organisiert sind. Normalerweise erbт auch hier der Sohn vom Vater die Zugehörigkeit, doch können manchmal talentierte Außenseiter aufgenommen werden.

Holzschnitzer und Weber, Heiler und Tänzer, Trommler und Wahrsager sind in diesen Gilden organisiert – doch keineswegs freiwillig und frei. Der Oba kontrolliert die Vereinigungen, deren

Mitglieder in der Regel das gleiche Stadtviertel bewohnen.

Der Herrscher schafft bei Bedarf auch neue Gilden und ernennt deren Vorsteher. Der Palast nimmt die meisten Produkte ab, garantiert die Preise. Manche Vereinigungen arbeiten sogar ausschließlich für den Oba und seine Getreuen. Etwa die ranghöchste aller Gilden: *igun eronmwon*.

Die Gilde der Bronzegießer.

Der Legende nach wird die Kunst des Bronzegießens 200 Jahre vor der Herrschaft Ewuares, also um 1250, aus einem nördlichen Nachbarreich durch einen Meister eingeführt: „Iguegha war sehr klug und hinterließ seinen Nachfolgern viele Formen. Er wurde deshalb vergöttlicht und wird bis zum heutigen Tag von Bronzegießern angebetet“, so heißt es in einer überlieferten Erzählung.

Tatsächlich ist die Genese der westafrikanischen Kunst von vielen Geheimnissen umgeben. Schon um 700 v. Chr. schafft ein ansonsten kaum bekanntes Volk in der Gegend um den nördlich von Benin gelegenen Ort Nok rätselhafte Terrakottaskulpturen. Um 900 n. Chr. entwickelt sich in der Region der Bronzeguss: Dabei formt der Künstler zunächst eine Figur aus Wachs und ummantelt dieses Modell mit Ton. Dann erhitzt er die Form, sodass die aushärtet und das Wachs ausschmilzt. In die nun leere Hülle gießt er das heiße, flüssige Metall, eine Legierung aus Kupfer und anderen Elementen, vor allem Zinn oder Zink. Nachdem die Bronze abgekühlt ist, wird der Ton zerschlagen – und das fertige Werkstück liegt frei.

Es ist eine anspruchsvolle, aber uralte Technik, von der niemand weiß, wer

Vier schwerbewaffnete

Kämpfer bewachen den Altar im königlichen Palast von Benin. Er liegt im Zentrum der Hauptstadt Edo – einer gewaltigen Festung mit 25 Meter hohen Wällen und vielleicht 50 000 Einwohnern. Von hier aus regiert der Oba sein Reich





sie erfunden hat, wann und wie genau sie nach Westafrika gekommen ist.

Durchaus möglich, dass durch die Legende die tatsächliche Entwicklung schimmt: „Iguegha“ ist kein Name der Edo-Sprache, sondern entstammt der nördlichen Yoruba-Kultur.

Es sind dann die Bronzegießer Benins, die viele der bis heute berühmtesten Arbeiten Afrikas erschaffen: Hunderte Reliefs sind erhalten geblieben, dazu Köpfe von Königen und Würdenträgern, Skulpturen von magischen Tieren wie Leoparden, Schlangen oder Hähnen – allesamt Zeugnisse einer Palastkunst, vom König in Auftrag gegeben, die die Ahnen des Oba verewigten und frühere Heldenataten festhält.

Eine Geheimkunst. Denn das Wissen um die Technik des Bronzegusses wird ebenso wie das Wissen um die Bedeutung bestimmter Symbole in den Reliefs von der Gilde gehütet.

Vor einem wichtigen Guss, etwa der Schaffung eines Königskopfes, versammeln sich die Mitglieder der Gilde im Morgengrauen am Schrein des Gottes Ogun, des überirdischen Herrn der Metallverarbeitung. Ihm und dem legendären Gründerkünstler Iguegha werden dann Kolanüsse und Hunde geopfert. Die Arbeit danach ist Gemeinschaftswerk, der Preis der Gildenzugehörigkeit die Namenlosigkeit. Kein Künstler signiert je sein Werk.

Kunst ist in Benin stets Teil des Ritus, die Bronzegießer vollziehen in ihren Werkstätten sakrale Handlungen. Kein Wissenschaftler hat das je so präzise formuliert wie ein Künstler: Der Spanier Pablo Picasso nannte afrikanische Masken einmal „magische Waffen“ – Fetische in einer Welt voller gefährlicher Götter und Geister.

Ein Panzer aus Korallenketten schmückt den Hals dieser Figur (ca. 18. Jh.), die an einen verstorbenen Herrscher erinnern soll. Sobald die Kräfte eines Oba zu schwanken beginnen, muss er Selbstmord begehen oder sich töten lassen. Denn nur ein starker König kann das Reich bewahren

D

Denn diese Welt ist beseelt. Nicht bloß Menschen, Tiere, Pflanzen sind belebt, auch Regen und Blitze sind es, Feuer und Steine. Etliche Götter beherrschen diesen Kosmos, etwa Osanobua, der Schöpfer. Olokun, der Herr des Wassers und der Fruchtbarkeit. Und Osun, der gefährliche Gott der spirituellen Kraft und der Medizin.

Noch vor seiner Geburt tritt jeder Mensch in der unsichtbaren Welt vor Osanobua und bittet den Gott, ihm bei seinem Lebensplan zu helfen. Nach der Geburt steht jedermann ein *ehi* bei, ein Schutzgeist, dessen Sitz der Kopf ist. Nach dem Tod schließlich wird man zum Ahnen – vorausgesetzt, die Angehörigen bestatten einen nach dem richtigen Ritual. Sonst irrt der Betroffene als Geist durch diese Welt und bedroht die Menschen.

Allein im Kult wird dieser beseelte Kosmos verstanden, im Gleichgewicht gehalten, beherrscht. Und jedermann ist beständig Teil von Ritualen, die das ganze Jahr über zelebriert werden; mal ist man Priester, mal Zuschauer oder Tänzer – und manchmal sogar Opfer.

Der älteste Sohn etwa wird beim Tod des Vaters zu dessen Kultpriester: Auf einem Altar aus getrocknetem Lehm stellt er hölzerne, geschnitzte Stäbe oder Köpfe auf, Messingglocken und andere Objekte. Palmwein und Kolanüsse werden dem Verstorbenen geopfert, der nur durch diese Zeremonie zum Ahnen wird und fortan die Familie beschützt.

Wenn es später zu Streitigkeiten kommt, vielleicht unter Verwandten, kann man den Ahnen mit Glockenklang oder durch das Aufstampfen eines Rasselstabes rufen und durch Gebete sowie Opfer um Hilfe bitten.

Und so wie der älteste Sohn durch das Ritual die Familie mit den Ahnen verbunden hält, so sichert der Oba durch seine Rituale die Verbundenheit der

Götter mit dem ganzen Reich. Er allein kann auf die furchterlichen Kräfte der Unsterblichen einwirken.

Die Zeremonien folgen dem Zyklus der Yamswurzel, der wichtigsten Speise in Benin, deren Wachstum das Jahr gliedert. So muss zur Aussaat Anfang März die Erde in einem Fruchtarbeitsritus rituell gereinigt werden: Priester opfern in einem Wasserbecken des Palastes Schnecken und Schildkröten – beides langsame Tiere, die die „Erde kühl machen“, also beruhigen sollen.

Bei dem gleichen Fest zieht das Volk vor Ikhinmwini-Bäume, die als die ältesten Bäume der Welt gelten und Altäre des Gottes Otoe sind. Dort werden rituelle Reinigungen zelebriert.

So allgegenwärtig bleiben die Kulte über die Jahrhunderte, dass ein britischer Reisender noch um 1890 notiert: „Die Fetisch-Zeremonien fanden täglich statt, und Nacht um Nacht hörte ich das Schlagen der Trommeln und das Blasen der langen Elfenbeinhörner des Königs.“

Meistens werden Tiere, Palmwein oder Kolanüsse geopfert. Das höchste, seltenste, wertvollste Opfer aber ist der Tod von Menschen, und auch dieses Ritual wird in schrecklicher Regelmäßigkeit vollzogen.

Einem toten Oba oder anderen hochgestellten Persönlichkeiten folgen in der Regel Dutzende Höflinge und Sklaven ins Grab – einmal sollen es 80 Menschen gewesen sein.

Bei Dürren werden Sklaven getötet, damit sie als Boten direkt zu den Göttern eilen und Fürbitte einlegen können.

Bei Zwillingssgeburten, die als böses Zeichen gelten, tötet man die Säuglinge und ihre Mutter – oder an ihrer Stelle eine Sklavin, falls die Familie wohlabend genug ist, eine Dienerin opfern zu können.

Bei einer Feier zu Ehren eines verstorbenen Monarchen, der *ugie igun*, ziehen angeblich 14 Männer mit Eisenstangen eine Nacht lang durch die Straße der Hauptstadt und erschlagen jeden, den sie antreffen.

Am blutigsten aber ist das *Igue*-Fest, das alljährlich zwischen September und November zelebriert wird, sich über



mehrere Tage erstreckt und in dessen Verlauf der Herrscher Leoparden, Fischadler und andere Tiere sowie zehn bis 13 Sklaven opfern lässt.

Der Legende nach begründet Oba Ewuare dieses Ritual. Eine Bronzeplatte hat sich erhalten, die einen König zeigt, der zwei geopferte Leoparden an ihren Schwänzen hält. Gut möglich, dass dieses Relief Ewuare verherrlicht.

Der Monarch steht auf Beinen in Form von Schlammfischen – Symbolen der Fruchtbarkeit. Der Oba wird auf diese Weise dem Gott Olokun gleichgestellt, dem er, so die Sage, die Korallenketten aus dessen Heiligtum gestohlen haben soll: Der König ist die Quelle des Reichtums. Er ist so voller Lebenskraft, dass seine Schlammfischbeine niemals nasse Erde berühren dürfen.

Im Igue-Ritual werden diese mystischen Herrscherkräfte der Fruchtbarkeit, Gesundheit und Langlebigkeit erneuert, indem man seinen Ehi stärkt.

Deshalb ist dieses Fest das vielleicht wichtigste überhaupt. Und deshalb müssen auf ihm die wertvollsten Tiere dargebracht werden. Und jedes Jahr etwa ein Dutzend Menschen.

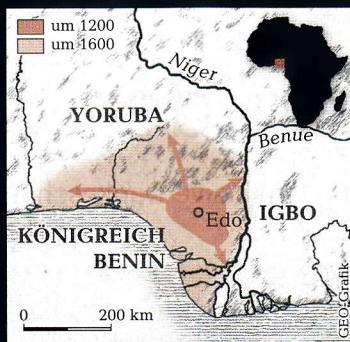
W

Wenn Oba Ewuare tatsächlich das Igue-Ritual eingeführt hat, womöglich zu Beginn seiner Herrschaft, dann muss die Zeremonie in der Tat im Volk Schrecken

Helm, Degen und langer

Bart: Ende des 15. Jahrhunderts erreichen seltsame Fremde das Reich von Benin. Auch ihr Antlitz gießen einheimische Künstler in prachtvolle Bronzetafeln. Es sind Portugiesen – die ersten Europäer, die das afrikanische Land erkunden

BENIN



Nach der Gründung ihres Königreichs um 1200 dehnen die Herren von Benin ihren Machtbereich immer weiter aus – selbst noch lange nach der Ankunft der Europäer. Erst im Jahr 1897 erobern die Briten die Region

und bezahlen für diesen Luxus unter anderem mit Eisen und Kupfer.

Portugiesen verdingen sich im 16. Jahrhundert als Söldner in der Armee Benins. Die Oba werden mit den Waffen und Waren der Europäer noch mächtiger, das Reich dehnt sich zunächst weiter aus.

Im 19. Jahrhundert allerdings verfällt die militärische Stärke und wirtschaftliche Potenz des Oba. 1897 schließlich erobert eine britische Expeditionsarmee die Hauptstadt, der herrschende Oba geht ins Exil, und das Reich von Benin, das sieben Jahrhunderte lang überdauerte, erlischt.

Und bleibt doch bestehen.

Denn wie so oft in Afrika lebt das Alte im Neuen fort. Nach dem Tod des abgesetzten Oba darf dessen Sohn im Jahr 1914 als traditioneller Herrscher unter Oberhoheit der Briten zurückkehren. Das Volk der Edo lebt zunächst innerhalb der britischen Kolonie Nigeria. 1960 wird ihr uraltes Land zu einem Teil des neuen, unabhängigen Staates Nigeria, seit 1991 firmiert es unter dem Namen „Edo State“.

Noch immer amtiert ein Oba in Benin City (wie die von Ewuare aufgebaute Stadt inzwischen heißt). Noch immer hat er sakrale Macht – und einen gewissen politischen Einfluss. Sein Volk ruft in Streitigkeiten oft ihn als Richter an, nicht eine Instanz der modernen nigerianischen Justiz.

Und noch immer wird alljährlich das Igue-Fest begangen, auf dass dem Ehi im Kopf des Herrschers neue Kraft zufließen möge.

Nur Menschen werden heutzutage nicht mehr geopfert. ■

Cay Rademacher, 48, gehört seit 15 Jahren zum Team von GEOEPOCHE.

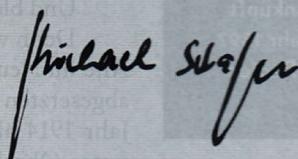
LITERATUREMPFEHLUNGEN: Leonhard Harding, „Das Königreich Benin“, Oldenbourg: kompakte Einführung in Geschichte, Kultur, Religion und Alltag des legendären Reiches. Barbara Plankensteiner (Hg.), „Benin – Könige und Rituale“, Snoek: Ausstellungskatalog, der neben einem außerordentlichen Bildteil zur Kunst auch interessante Beiträge über die aktuelle Situation in der heutigen Edo-Region bietet.

Auf den Spuren der Vergangenheit.

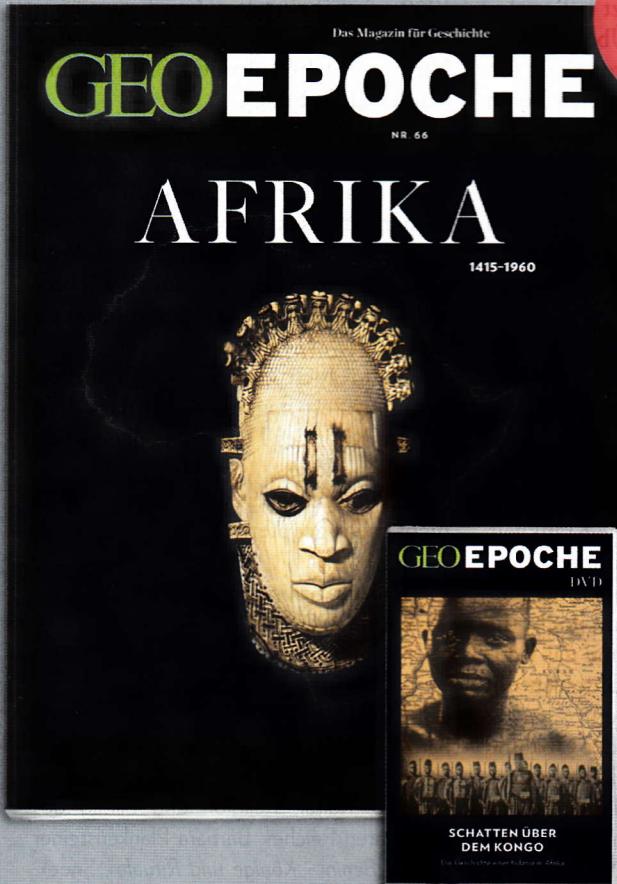
Erhalten Sie 6x GEO EPOCHE frei Haus – inklusive Dankeschön Ihrer Wahl. Auch zum Verschenken.

“ GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

Herzlichst Ihr



Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE



The cover of GEO EPOCHE magazine, issue 66, features a large black and white photograph of a woman's face with intricate patterns. The title 'GEO EPOCHE' is at the top, followed by 'NR. 66'. Below it, the word 'AFRIKA' is written in large letters, with the years '1415-1960' underneath. A smaller inset image shows a man's face, and the text 'SCHATTEN ÜBER DEM KONGO' is visible at the bottom.

10%
Ersparnis

IHRE Abovorteile

1 Nach-Hause-Service
Garantiert keine Ausgabe verpassen.

2 Dauerhafte Ersparnis
6x im Jahr 10% sparen und portofreie Lieferung.

3 Ohne Risiko
Nach einem Jahr jederzeit kündbar.

4 Dankeschön gratis
Geschenk nach Wahl zur Begrüßung.

5 Wahlweise mit DVD
Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.

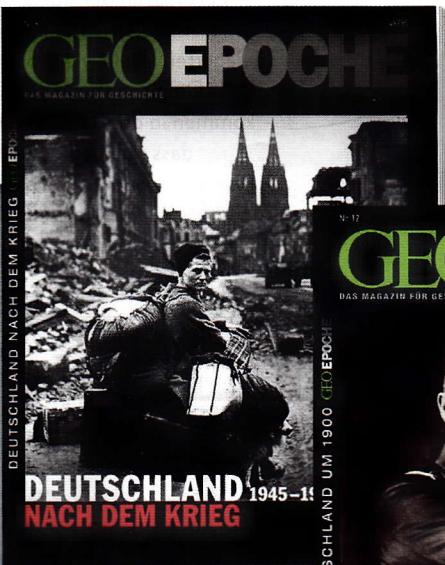
GEO EPOCHE bestellen

Per Post:

Karte abschicken

Per Telefon: (bitte die Bestell-Nr. – siehe Karte – angeben)

+49 (0)40/5555 89 90



1. GEO EPOCHE-Heftpaket

Historisches Wissen erleben:

- „Deutschland um 1900“ – von Bismarck bis Wilhelm II.: Aufstieg und Fall des Kaiserreichs
- „Deutschland nach dem Krieg“ – 1945–1955

**GRATIS
zur Wahl**



2. PHILIPS Radiowecker

Stets am Puls der Zeit:

- digitaler UKW-Tuner mit Programmspeicher
- Maße: ca. 13x4,6x13 cm



€ 10

3. Amazon.de-Gutschein

Geschichte trifft Geschenke:

- im Wert von € 10,-
- von Büchern bis zu CDs – erfüllen Sie sich Ihre Wünsche

Online mit größerer Geschenkauswahl:

www.geo-epoch.de/abo



Oder einfach QR-Code mit dem Smartphone einscannen und bestellen:



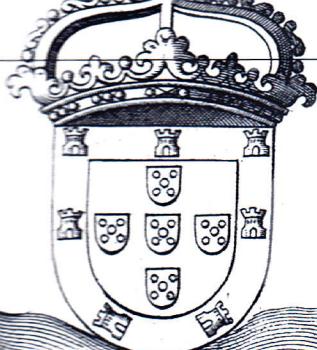
UM GOLD UND DEN RECHTEN GLAUBEN

— Von CONSTANZE KINDEL

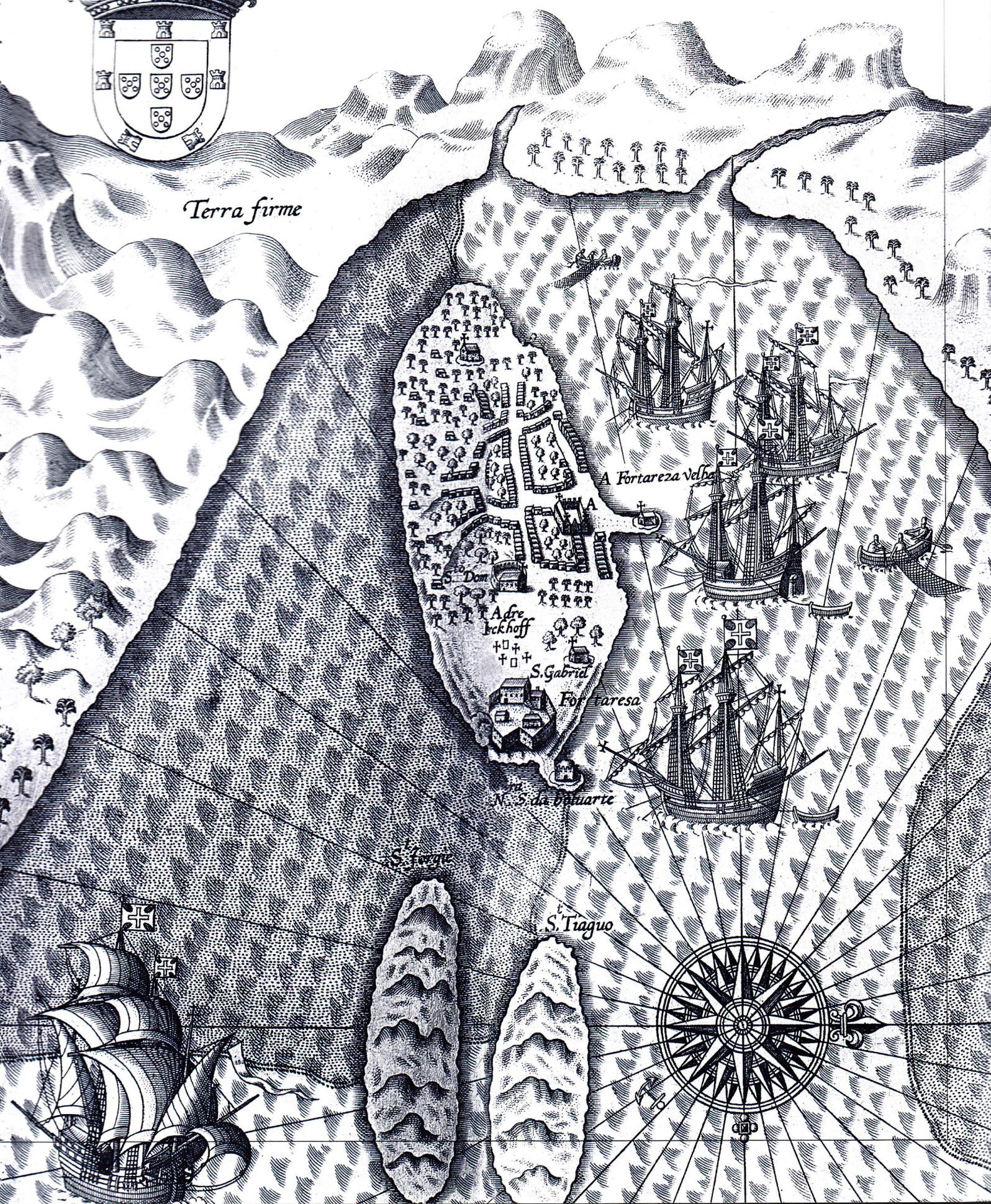
Im 16. Jahrhundert setzt sich Portugal an der Küste Ostafrikas fest und errichtet Forts auf vorgelagerten Inseln wie Mosambik (r.).

Die Krone weiß von Goldvorkommen in der Region – und hofft, dass sie noch gewaltiger sind als jene, die die Spanier in Lateinamerika entdeckt haben

Im Jahr 1571 stoßen portugiesische Soldaten von der Küste des heutigen Mosambik aus ins Hochland von Simbabwe vor, um den Mord an einem Priester zu rächen. Daneben haben die Truppen aber noch einen zweiten Auftrag: Sie sollen Lissabon Zugang zu den legendären Schätzen des dortigen Königs verschaffen



Terra firme





Trommelschläge dröhnen durch die Nacht, seit Stunden schon, ein stampfendes Stakkato, der Klang eines angekündigten Krieges. Die Männer im Lager am Flussufer wissen nichts über den Gegner, der irgendwo in der Steppe wartet, nichts über das bergige, beinahe baumlose Land, durch das sie seit Wochen ziehen.

Gekommen sind sie als Eroberer, Schatzsucher, Seelenretter. Jetzt, im August 1572, stehen die weißen Soldaten unter dem Kommando von Francisco Barreto, eines Generals der königlichen Galeeren und früheren Gouverneurs von Portugiesisch-Indien, vor der ersten Schlacht ihres Feldzugs.

Barretos Expedition entlang des Ufers des Sambesi, von der Küste des heutigen Mosambik in den Norden Simbabwes, ist ein Eroberungszug zum Ruhme Gottes und der portugiesischen Krone. Er soll den Tod eines Priesters rächen, der zehn Jahre zuvor am Hof eines Königreiches auf der Hochfläche von Simbabwe ermordet wurde. Und er soll den Europäern Zugang verschaffen zu den Goldminen der dortigen Könige, deren Reichtum legendär ist.

Barreto hat den Auftrag, den Traum von einem afrikanischen El Dorado

Wahrheit werden zu lassen, von Schätzern, wie Spanien sie in Lateinamerika gefunden hat. Afrikas Gold soll Portugals Rang und Ruf als Weltmacht sichern.

Aber die europäischen Truppen gehen schlecht vorbereitet auf die Expedition durch das ihnen unbekannte Terrain. Die Vorräte sind knapp, der Vormarsch entlang des Sambesi-Ufers ist schlepptend. Zu Dutzenden sterben die Soldaten schon in den ersten Monaten nach ihrer Ankunft an Fieberkrankheiten.

Das Klima in diesem Land sei das schlimmste der Welt, behauptet der Jesuitenpriester Francisco Monclaro, der die Soldaten begleitet. „Dieses Land“, schreibt er düster, „ist ein Grab für die Portugiesen.“

Zwei Jahre lang ist der Expeditions-trupp zu diesem Zeitpunkt schon in Afrika. Rund 650 mit Arkebusen bewaff-nete Soldaten gehören zu Barretos Leu-ten sowie 2000 Träger, 200 einheimische Führer, zwei Dutzend Ochsenwagen, acht Esel und fünf Kamele. Keine zehn Kilometer schleppt sich der Zug täglich durch das fieiergeplagte, fliegenver-seuchte Tal des Sambesi. Die Kanus auf dem Wasser, beladen mit Vorräten und Munition, bekommen die Portugiesen oft tagelang nicht zu Gesicht.



Unter dem Kommando von Francisco Barreto brechen die Portugiesen 1571 in das Hochland von Simbabwe auf. Doch schon bald wird die Truppe von tückischen Krank-heiten heimgesucht

Der mehr als 2600 Kilometer lange Sambesi ist von seinem weit verzweigten Delta aus nur über wenige Hundert Kilometer überhaupt mit größeren Booten zu befahren. Wo immer sich die Strömung verlangsamt, bilden sich Inseln und Untiefen. Und wenn der Wasserspiegel im Mai und Juni sinkt, verwandelt sich der breite Fluss in der Ebene von Mosambik in eine schier endlose Fläche aus Dünen, Teichen und gewundenen Bächen, die nach und nach austrocknen.

Dem Jesuitenpater Monclaro erscheint alles feindlich an diesem Land. Die Tiere: monströs – Flusspferde, an deren Köpfen die Kugeln der Arkebusen abprallen; Krokodile, deren Haut so hart ist, dass Soldaten sie als Brustpanzer tragen könnten.

Die Menschen: wie Figuren aus der Hölle – die Lippen durchbohrt, die Zähne spitzgefeilt, die Köpfe bedeckt von einer Mischung aus Öl und stinkendem, ockerfarbenem Lehm.

In Monclaros Wahrnehmung sind es alles Wilde, die unarbeitete Tierhäute tragen und das Blut ihrer Ochsen trinken. Zauberer und Diebe, notiert der Priester, die leichthin und aus geringstem Anlass töten.

Als die Soldaten ihr Lager am fast ausgetrockneten Bett eines Nebenflusses aufschlagen, entdecken sie am Ufer eine Botschaft der Einheimischen: Schilfgräser, zu Knoten gebunden.

Eine Warnung der hier lebenden Tonga, erklären die ortskundigen Führer, dass die Einheimischen die weißen Männer ebenso wie diese Gräser fesseln werden, sollten sie sich nicht freiwillig zurückziehen. Doch Angst macht das den Soldaten nicht. Im Gegenteil: Barretos Truppen brennen nach dem jahrelangen Warten auf Kampf und Krieg.

In den frühen Morgenstunden endet jäh das Dröhnen der Kriegstrommeln. Der Kommandeur lässt aufbrechen. Barreto reitet mit der Vorhut voraus, trotz der Hitze in vollem Harnisch. In geordneten Reihen bewegt sich der Zug durch das karge Grasland, zwei Kompanien vor, eine hinter den Wagen und je eine zu beiden Seiten, vorneweg Pater Monclaro mit seinem Kruzifix.

Als am anderen Ende einer weiten Ebene plötzlich der Feind gesichtet wird, erhebt der Priester das Kreuz als Stan-



In Sofala wird das Gold aus Simbabwe umgeschlagen. Der niederländische Kupferstecher Theodor de Bry stellt sich die Hafenstadt als Siedlung vor, deren Herrscher in einer palmlabblattgedeckten Hütte residiert

darte. Auf mehr als 10 000 Mann schätzt Monclaro die Masse der feindlichen Krieger, zum Angriff aufgestellt in einer Sichelformation, die stärksten Kräfte in der Mitte zusammengezogen.

Barreto formiert seine Truppen zum Quadrat. Die einheimischen Führer und Träger, die seine Expedition begleiten, suchen sich Positionen, von denen aus sie leicht flüchten können. Denn die Tonga, rebellische Vasallen der Könige von Simbabwe, sind gefürchtet, und die Portugiesen, so denken die Afrikaner, nicht einmal mit Pfeil und Bogen bewehrt. Die Arkebusen auf den Schultern der Soldaten halten sie für bloße Holzstücke.

Bald schwirrt die Luft von den Pfeilen der Tonga, die vorrücken hinter ihren Standarten – strohgestopften Tierformen, einem Bullen, einem Elefanten. Barreto wartet ab, lässt seine Soldaten nicht schießen, bis sie fast umzingelt sind: Denn schon die ersten Salven der Arkebusen sollen möglichst verheerend sein. Dann gibt er den Befehl zum Feuern. Binnen Minuten schlagen die Portugiesen die Tonga in die Flucht.

Anschließend kampieren die Sieger zwischen den Überresten eines verlassenen Dorfes, das sie niedergebrannt haben. Nach drei Tagen Rast lässt Barreto

im Morgengrauen zum Abmarsch sammeln. Doch dann kommt der nächste Angriff.

Um mehrere Tausend Krieger haben die Tonga inzwischen ihre Armee verstärkt. Siegessicher brechen sie nun über die portugiesischen Truppen herein, begleitet von einem Magier, der in einem Gefäß einen schützenden Zauber vor sich herträgt, um die Kraft der portugiesischen Büchsen zu brechen.

Die Europäer stellen sich dem Angriff der Afrikaner mit der Macht ihrer überlegenen Waffen. Sie feuern aus Arkebusen und einem halben Dutzend kleinerer Geschütze, die Barreto persönlich befehligt. Nachtschwarzer Rauch füllt die Luft des windstillen Tals.

Viermal rennen die Tonga gegen die Reihen der Portugiesen an. Deren Kugeln töten, verwunden, verstümmeln Tausende. Dem Magier zerschmettert eine Kugel den Kiefer. Die zaubermächtige Kalebasse fällt in den Staub.

Nun kapitulieren die Tonga. Freiden wollen sie, geben sie den Portugiesen zu verstehen, sie schicken Gesandte mit Geschenken, Rinder, Schafe, Elfenbein und Gold. Es ist der erste Sieg, den Portugal in diesem Eroberungskrieg im Südosten Afrikas erringt.

Der Glaube an ein goldenes Zeitalter hat sieben Jahrzehnte zuvor die ersten Portugiesen an die Ostküste Afrikas gebracht: der Traum von ungeheuren Schätzen – nicht nur aus Edelmetall.

Als der Entdecker Bartolomeu Diaz 1488 die Südspitze des Kontinents umsegelt, ist er im Auftrag des Königs auf der Suche nach einem Seeweg nach Indien. Portugal will die Araber aus dem lukrativen Gewürzhandel mit Asien verdrängen, zumindest aber als Vermittler umgehen. Von den gewaltigen Ausmaßen des Handelsnetzes, das die Länder des Indischen Ozeans untereinander verbindet, haben die Portugiesen indes nur eine ungefähre Vorstellung.

Flotten von Daus mit dreieckigen Segeln verkehren zwischen der jemenitischen Region Hadramaut, dem Persischen Golf, der Westküste von Indien und den Häfen an Ostafrikas Küste.

Mit dem Wintermonsun zwischen November und Februar kommen die Daus zu Hunderten nach Süden, beladen

In der Regel gehen die Einwohner der Insel Mosambik unbekleidet, so schildern es frühe Reiseberichte. Nur im Umgang mit den Portugiesen bedecken die Frauen ihre Blöße



Barbarisch erscheinen den Europäern die Sitten mancher afrikanischen Völker: Kämpfer auf Mosambik trennen ihren Gegnern die Penisse ab – und präsentieren sie als Siegestrophäen ihrem König

Um die Macht der Krone in Afrika abzusichern, bekehren Portugals Missionare einheimische Häuptlinge – für die ist die Zustimmung zur Taufe jedoch oft nichts weiter als eine höfliche Geste



mit Kleidern und Tüchern aus Seide und Baumwolle, Teppichen, Töpferwaren aus Persien und chinesischem Porzellan.

Im Sommer segeln sie wieder nordwärts, mit Mangrovenpfählen für den Hausbau, Reis aus Madagaskar, mit Kupfer, Elfenbein und Gold aus Simbabwe, den wichtigsten Exportgütern.

Das weiche afrikanische Elfenbein, leichter zu bearbeiten als das asiatische, ist besonders in Indien sehr begehrt. Armreifen werden daraus hergestellt, die gläubige Hindufrauen traditionell zerbrechen, wenn ihr Ehemann stirbt.

Der Handel bestimmt das Leben an der Festlandküste Afrikas und auf den vorgelagerten Inseln und Archipelen. Spätestens seit dem Jahr 900 existieren hier Städte. Sie werden von Königen oder Sultanen regiert, die meist zu einer der führenden einheimischen Kaufmannsfamilien gehören.

Araber, Perser, Inder leben an den Handelsplätzen, vorübergehend oder dauerhaft, daneben Afrikaner aus dem Hinterland sowie Nachkommen aus Ehen zwischen ausländischen Händlern und einheimischen Frauen.

Es ist eine kosmopolitische Welt, zum Meer hingewandt – und geeint von einer Kultur, in der sich afrikanische und arabische Elemente mischen.

Verbunden auch durch die Verkehrssprache der Kaufleute, Swahili, im Ursprung ein afrikanisches Bantu-Idiom, durchsetzt mit arabischen Lehnwörtern.

Und zusammengehalten durch den Islam, zu dem bald immer mehr Bewohner der Region konvertieren, allen voran die Kaufleute.

Der Glaube verbindet die Swahili-Gesellschaft. Die Wohlhabenden tragen lange weiße Roben, Turbane und Sandalen. Ihre Steinhäuser bauen sie aus behauenen Korallenkalkblöcken, sorgfältig abgegrenzt von den palmlattgedeckten Lehmbauten des einfachen Volks.

Ein Tor zum Hinterland ist der Hafen Sofala im Süden der Swahili-Küste, die sich von Mogadischu im heutigen Somalia bis nach Inhambane in Mosambik erstreckt (siehe Karte Seite 157).

Sofala ist ein Mythos in Europa: Wenige Jahre, nachdem der Seefahrer Vasco da Gama 1498 auf dem Weg nach Indien die ostafrikanische Küste erreicht und erkundet hat, schreibt der portugie-

sische König Manuel in einem Brief, die Goldminen, die Sofala belieferten, seien die reichsten aller bekannten Minen weltweit.



Mit da Gamas Ankunft beginnt die Präsenz der Portugiesen an der Küste Ostafrikas. Im Jahr 1505 bauen sie eine Festung in Sofala, zwei Jahre später errichten sie ein Fort auf Mosambik, einer Koralleninsel, die 900 Kilometer weiter nordöstlich dicht vor der Küste liegt.

Die einheimischen Könige und Sultane können der Seemacht Portugal und den Kanonen ihrer Schiffe nichts entgegensetzen. Die Europäer erobern, plündern und zerstören etliche Hafenstädte, um den Handel an sich zu reißen.

Im Kampf sind die Portugiesen mit ihrer Waffentechnik kaum zu besiegen. Aber ihnen fehlt die Truppenstärke, um die Tausende Kilometer lange Swahili-Küste lückenlos zu kontrollieren. Viele muslimische Händler umgehen das Monopol der Europäer, Schmuggel ist verbreitet. Zudem ist der Weg ins Landesinnere, aus dem das Gold kommt, noch immer Domäne der Swahili-Kaufleute und ihrer afrikanischen Agenten.

Im Hinterland, dem Hochplateau von Simbabwe, leben Shona-Völker. Über eines von ihnen regiert ein Herrscher, der den Titel *mwene mutapa* trägt (wohl „Herr des eroberten Landes“).

Die Untertanen des Monomotapa, wie die Portugiesen die Könige nennen, sind Bauern und Hirten; was sie nicht selbst herstellen, erwerben sie von den Swahili-Kaufleuten, die als Händler umherziehen und auch bei ihnen siedeln.

Der Bergbau ist für die Shona Saisonarbeit: Nach Gold suchen sie nur in Zeiten, in denen ihre Felder und Herden sie nicht so sehr brauchen.

In den trockenen Wintermonaten nach der Ernte zwischen August und Oktober waschen sie das Edelmetall aus den Flüssen, graben es aus Termitenhügeln, suchen nach Goldadern in engen Schächten, die oft mehr als 40 Meter tief unter die Erdoberfläche reichen.

Eine unendlich mühsame Arbeit, bisweilen lebensgefährlich, immer wieder bricht Wasser ein, flutet die Minen, tötet die Arbeiter. Und sie lohnt sich kaum: Die Hälfte der Erträge beansprucht der Herrscher als Steuer für sich. Den unerlaubten Abbau bestraft er mit dem Tod.

Das bei den Händlern begehrte Elfenbein fällt eher nebenbei ab: Die Shona jagen Elefanten nicht wegen der Stoßzähne – sie brauchen das Fleisch. Bis zu fünf Tonnen liefert ein Tier.

Gruppen von 150 Männern ziehen zur Hatz in den Busch, jeder mit einem kleinen Beil bewaffnet, treiben einen Elefanten vor sich her und versuchen, ihm Wunden an den Beinen zuzufügen, bis das Tier unter seinem eigenen Gewicht zusammenbricht. Jener Stoßzahn des toten Elefanten, der dem Boden am nächsten liegt, steht dem König zu.

Den Portugiesen gelten die Regenten des fernen Monomotapa-Reiches als immens wohlhabende Kaiser. Doch die Europäer überschätzen die Goldvorkommen im Land der Herrscher von Simbabwe ebenso wie deren Macht.

Zwar müssen die untergebenen Häuptlinge des Reiches jedes Jahr zum Königshof reisen und am dortigen Feuerplatz die Feuer ihrer eigenen Territorien, Symbole ihrer Herrschaft, neu entzünden – immer neu versichern sich die Monarchen auf diese Weise der Loyalität ihrer Vasallen.

Doch vor allem an den Rändern ihres Reiches ist der Einfluss der Monomotapa gering, wird ihr Hoheitsanspruch immer wieder herausgefordert. Etliche Provinzen spalten sich ab, ehemals abhängige Fürsten steigen zu Rivalen auf.

Schon in den ersten Jahren nach der Ankunft der Portugiesen schickt der regierende Monomotapa einen Gesandten nach Sofala, der sich um Handelsbeziehungen mit den Europäern bemühen soll – denn der König braucht politische Verbündete gegen seine Konkurrenten.

Er sieht in den Europäern also keine Gegner, sondern mögliche Alliierte.

Nur wenige Portugiesen dringen in den folgenden Jahrzehnten weit ins Landesinnere vor: Abenteurer, Deserteure, Schiffbrüchige, flüchtige Kriminelle. Am Hof des Monomotapa sind sie für ihre Gier bekannt: nach Frauen, fruchtbarem Boden, Vieh und Gold.

Dann aber, im Jahr 1531, beschließt der ranghöchste portugiesische Offizier der Region, der Kommandant der Festungen von Sofala und Mosambik, dass Portugal, wenn es den Handel mit Gold und Elfenbein kontrollieren will, mehr Einfluss im Landesinneren gewinnen muss – dort, wo das Gold produziert und zum Verkauf gesammelt wird.

Und so richtet der Offizier am Ufer des Sambesi die Handelsposten Sena und Tete ein, an denen die Europäer direkt in Kontakt mit den Shona treten können.

Den Portugiesen folgen Missionare ins Landesinnere. Den Priestern, die nach Afrika entsendet werden, ist nicht nur das Seelenheil der weißen Bevölkerung anvertraut, sondern auch die Bekehrung der Einheimischen.

Der junge Orden der Gesellschaft Jesu wählt einen Mann aus, der prädestiniert scheint für diese Aufgabe. Der Jesuitenpriester Gonçalo da Silveira, geboren am 23. Februar 1526 als zehntes und jüngstes Kind eines hohen Beamten des Königshofs, ist ein Getriebener im Glauben, seit frühesten Jugend besessen von dem Gedanken, eines Tages den Märtyrertod zu sterben. Als Novize peitscht er sich jeden Abend in seiner Zelle bis aufs Blut, ehe er sich auf dem nackten Steinboden schlafen legt.

Im März 1560 kommt er in Sofala an und bekehrt binnen Monaten im Landesinneren viele Einheimische, darunter die Häuptlinge und ihre Familien – blind dafür, dass die Zustimmung zur Taufe für die Afrikaner nur Teil der freundlichen Aufnahme ihres Gastes ist.

Doch Silveira will mehr: Er will den Monomotapa bekehren. Er hofft, dass die Konversion des scheinbar so mächtigen Herrschers den Siegeszug des Christentums durch das gesamte südliche Afrika einleiten wird.

Im August bricht er auf, zunächst von der Insel Mosambik die Küste hinab und dann den Sambesi hinauf: ein Mann, der nicht Gold oder Stoffe an den Mann bringen will, sondern das Evangelium.

Am 26. Dezember erreicht er den Ort Massapa. Antonio Caiado, ein portugiesischer Kaufmann mit guten Verbindungen zum amtierenden König, begleitet den Priester auf dem Rest seiner Reise an den Hof des Shona-Herrschers.

Am ersten Tag des Jahres 1561 sitzt Silveira auf einer Grasmatte neben dem jugendlichen Monarchen Negomo Mupunzagutu, der mit Hilfe seiner Mutter und Beratern regiert, lehnt alle angebotenen Geschenke – Frauen, Gold und Land – entschieden ab und erklärt, er wolle allein die Seele des Königs retten.

Kurze Zeit später tauft er den Monomotapa und dessen Mutter auf die Namen Sebastião und Maria. Die 100 Stück Vieh, die ihm der König zur Feier des Tages schenkt, lässt er schlachten und an die Armen verteilen. Zu Hunderten folgen hohe Würdenträger dem Beispiel ihres Königs und bekennen sich ihrerseits zu Jesus Christus.

Aber Silveira macht sich mit seinen hastigen Bekehrungen auch Feinde unter den einflussreichen Männern im Reich. Priester der traditionellen Shona-Religion sowie muslimische Händler und höfische Beamte, die die Taufe ablehnen, fürchten um ihre Machtstellung und verbünden sich gegen den Fremden.

Ein Spion sei der weiße Priester, flüstern sie dem jungen Herrscher ein, der Agent eines Rivalen, der Anspruch auf seinen Thron erhebe.

Silveira bemerkt die Intrigen. Er wisst, dass der König ihn töten lassen werde, teilt er ungerührt seinem Begleiter Antonio Caiado mit, aber er sei überglücklich, dieses frohe Ende aus der Hand Gottes zu empfangen.

Seine letzte Nacht verbringt Silveira laut betend in seiner Hütte. Kerzen brennen zu beiden Seiten des Kruzifixes. Immer wieder wirft sich der Pater vor dem Kreuz zu Boden. In den ersten Stunden des Sonntagmorgens schleichen sich acht Männer in die Hütte, erwürgen den Priester mit einem Seil und schleifen seinen Körper zum nahen Musengezi-Fluss, wo sie die Leiche den Krokodilen zum Fraß vorwerfen.

Silveira ist den Märtyrertod gestorben, den er herbeigesehnt hat.

Doch schon bald bereut der Monomotapa den Mordaufrug. In einer Heuschreckenplage, die zu einer Hungersnot

föhrt, in Seuchen, denen Tausende zum Opfer fallen, erkennt er Zeichen eines zürnenden Gottes: Das sei eine Strafe, beschwört ihn Caiado, Vergeltung für Silveiras Tod. Und der Herrscher, tief beeindruckt, lässt nicht nur die Täter verfolgen, die seinen Befehl ausgeführt haben, sondern selbst seine eigene Mutter töten, die den Mord befürwortet hat.



Bis zur Reaktion der portugiesischen Krone vergeht fast ein Jahrzehnt. Jesuiten beschwören am Hof von König Sebastian I. in Lissabon, der 1568 als 14-Jähriger die Regierungsgeschäfte übernommen hat, den Geist der Kreuzzüge neu. Sie plädieren für eine aktiver Politik in den afrikanischen Kolonien, für Eroberung und Evangelisierung mit Schwert und Feuer.

Es gilt nicht nur, Seelen zu retten, sondern auch, leere Staatskassen zu füllen: Die Kosten für die Verwaltung der Kolonien strapazieren die finanziellen Mittel der Regierung. Der König, selbst Jesuitenzöbling, lässt sich von einem Militärschlag gegen das Königreich in Simbabwe überzeugen.

Silveiras Tod dient als Vorwand, die Schätze des Monomotapa-Staats zu erobern. Sieben Gelehrte verfassen im Januar 1569 eine seitenlange Rechtserfertigung des Angriffs: Der Shona-König verfolge Unschuldige, auch eigene Untertanen, er habe portugiesische Händler töten und berauben lassen, er gewähre Muslimen Unterschlupf (dass Portugal selbst in Ostafrika mit Muslimen seit Jahrzehnten Handel treibt, bleibt unerwähnt).

Im Übrigen, erklären die Rechtsgelehrten, sicherten päpstliche Bullen Portugal das Recht zu missionieren. Werde dieses Privileg von einheimischen Herr-



schern missachtet, dürfe das Recht mit Gewalt durchgesetzt werden.

Drei Forderungen empfehlen sie an den Monomotapa zu stellen: Er solle alle Muslime des Landes verweisen, Reparationszahlungen in Gold oder Land für den Tod von Portugiesen in seinem Königreich leisten und christliche Missionare an seinem Hof zulassen.

Im April 1569 laufen die drei Schiffe der Strafexpedition aus dem Hafen von Lissabon aus, kommandiert von Francisco Barreto. Vier Jesuitenpriester, darunter Pater Monclaro, begleiten den Feldzug, für den sich auch viele Adelige als Freiwillige gemeldet haben – der zu erwartenden Schätze wegen.

Aber besonders eilig scheint es Barreto mit der Erfüllung seines Auftrags

Auf einem Elefanten zieht ein einheimischer Herrscher durch sein Reich. Die Portugiesen fordern von dem König im Hochland Simbabwes, mehrere Goldminen an Lissabon abzutreten und die Muslime aus seinem Land zu vertreiben

nicht zu haben. Zunächst macht er auf seinem Weg nach Afrika sechs Monate Zwischenstation in der portugiesischen Kolonie Brasilien.

Schließlich, nach seiner Ankunft im Hafen der Insel Mosambik am 16. Mai 1570, verbringt er anderthalb Jahre damit, die ostafrikanische Küste entlangzusegeln und all jene Hafenstädte zu inspirieren, auf die die Portugiesen Anspruch erheben.

Über Sansibar vor der Küste des heutigen Tansania und Mombasa in Kenia gelangt er fast bis zur Grenze des heutigen Somalia, treibt überfällige Steuern der örtlichen Herrscher ein und besinnt sich erst auf seine eigentliche Mission, als ihn der König aus Lissabon endlich zur Ordnung rufen lässt.

Barreto – den Sebastian I. voller Siegesgewissheit bereits zum Gouverneur von Sofala, der Insel Mosambik und aller künftig zu erobernden Besitztümer des Monomotapa ernannt hat – plant nun, von der Küste aus ins Hochland zu den Goldminen von Manyika vorzurücken und sich mit einem dort herrschenden Feind des Shona-Königs zu verbünden.

Doch im Namen seiner Glaubensbrüder verlangt der Jesuitenpriester



Monclaro, ohne Umwege zum Reich des Shona zu marschieren, über die Sambesi-Route, direkt ins Landesinnere.

Und tatsächlich: Barreto beugt sich dem Willen der Jesuiten, wohl weil er den Zorn seines Königs fürchtet, der unter dem Einfluss des Ordens steht.

Ende 1571 erreicht die Expedition den portugiesischen Handelsposten Sena, ein Dorf aus Strohhütten in einem Dickicht am Fluss, und richtet sich ein.

Doch nun beginnt im Lager ein großes Sterben. Erst verlieren die Portugiesen ihre Zugochsen, kräftige, gesunde Tiere. Dann 15 ihrer besten Pferde. Und schließlich Soldaten zu Dutzenden.

Wahrscheinlich sterben viele von ihnen an Krankheiten wie Malaria, andere an mangelhafter Ernährung. Der Jesuit Monclaro aber glaubt, die meisten Menschen und Tiere seien heimtückisch vergiftet worden von den Swahili-Händlern, die vermeintlich friedlich Seite an Seite mit den Portugiesen in Sena leben.

Barreto wehrt sich lange gegen den Verdacht des Priesters. Schließlich, als das Sterben kein Ende nimmt, schickt er seine Soldaten doch zu den Häusern der Swahili-Händler am anderen Ufer des Flusses. Sie sollen die Muslime festnehmen. Doch die Soldaten sind so aufgebracht, dass sie die Siedlung kurzerhand plündern, die Bewohner massakrieren.

An den Monomotapa sendet Barreto einen Boten mit einer Nachricht, die seine Absichten für die Dauer des

Die besten Kampfeinheiten des einheimischen Königs bestehen angeblich aus amazonengleichen Kriegerinnen, die sich eine Brust abtrennen, um besser mit Pfeil und Bogen schießen zu können

Vormarschs verschleiern soll: Die Portugiesen suchten in seinem Land nichts als Frieden und Freundschaft, und die Truppen sollten die Straßen von Gesträppen befreien und sie für den Handel öffnen.

Ende Juli 1572 ziehen Barretos Männer flussaufwärts, triumphieren schließlich über die Tonga, die um Frieden bitten.

Doch der erste Sieg ihres Feldzugs wird auch der einzige bleiben.

D

Denn schon zum Friedensschluss nach der Kapitulation der Tonga kommt es nicht mehr: Die tückischen Krankheiten

breiten sich auf dem Marsch zum Häuptlingssitz in sengender Hitze so rasend schnell unter den Soldaten aus, dass es bald niemanden mehr gibt, der all jene trägt, die nicht mehr laufen können.

Selbst Francisco Barreto muss sein Pferd hergeben, um Verwundete und Kranke zu transportieren. Jeden Tag begraben sie zwei oder drei Männer.

Die einheimischen Führer fliehen zu Dutzenden. Im trockenen afrikanischen Winter werden nun Vorräte an Wasser und Lebensmitteln knapp.

Ihr Trinkwasser schöpfen die Truppen aus Lachen und Tümpeln, die unter einer Schicht aus grünem Schleim langsam in der Sonne vertrocknen. Zu essen bleibt ihnen fast ausschließlich das Fleisch der Ochsen. Die Ruhr bricht aus, und für diejenigen, die daran erkranken, gibt es keine Hoffnung mehr.

Schließlich befiehlt Barreto den Rückzug. Auf dem gleichen Weg, auf dem sie gekommen sind, schleppen sich seine Truppen zurück ins Lager beim Handelsposten Sena.

Längst schon zweifelt der Mann aus Lissabon an den Zielen seiner Expedition. Er scheut zudem den langen Marsch mit seinen geschwächten Truppen durch trockenes, unbewohntes Land, das seine Soldaten vom Reich des Monomotapa trennt, und die Konfrontation mit dessen Armeen, die beinahe zehnmal so stark sein sollen wie jene, die sie eben besiegt haben.

In Sena werden sie von einem Gesandten des Shona-Herrschers erwartet. Barreto trägt ihm im Wesentlichen jene Forderungen vor, die ihm die portugiesischen Juristen mitgegeben hatten: Der König müsse die Muslime vertreiben, das Christentum annehmen, seine Goldminen in den Besitz der portugiesischen Krone übergeben.

Dann bricht Barreto mit einer Abordnung zur Küste auf, um im Fort der Insel Mosambik Vorräte für seine Truppen zu organisieren. Noch während er in der Ferne weilt, stimmt der Monomotapa der Abtretung einiger (ohnehin nur wenig produktiver) Minen sowie der Vertreibung der Muslime zu und erklärt sich bereit, über mögliche Bekehrungen zumindest zu verhandeln.

Für den König spielt es vermutlich keine Rolle, mit welcher fremden Macht er Handel treibt. Zudem ist er den Portugiesen zu Dank verpflichtet, weil sie die revoltierenden Tonga besiegt und auf diese Weise indirekt seine Autorität gestärkt haben.

Dabei ist die Expedition der Soldaten Lissabons längst gescheitert. Als Barreto nach Sena zurückkehrt, findet er im Lager am Fluss weniger als 200 Männer lebend vor, die meisten so krank, dass sie kaum aufrecht stehen können. „Es war offensichtlich, dass alles zu Ende ging“, notiert Pater Monclaro nüchtern in seinem späteren Bericht.

Zwei Wochen nach seiner Rückkehr ins Lager stirbt auch Francisco Barreto in einer Strohhütte am Fieber. Als seine Leute ihn am nächsten Morgen in der Kapelle beerdigen wollen, finden sie nur am Altar noch Platz für ein Grab.

Barretos Nachfolger Vasco Fernandes Homem zieht sich mit den Überlebenden in die Feste auf der Insel Mosambik zurück. 1574 stellt er eine neue Expedition zusammen, die auf der Suche nach Gold durch das Hinterland zieht. Zwei Jahre später gibt er auch auf.

Der letzte Trupp von 200 Männern, den er im Landesinneren zurücklässt, um die Jagd nach Schätzen fortzusetzen, schlägt sich hungrig und verzweifelt mit Überfällen durch, bis alle Soldaten von Einheimischen getötet werden.

Es ist das Ende einer Illusion. Nur aus der Ferne wird die portugiesische Krone offiziell noch lange an ihrem

fern jeglicher Kontrolle durch die Kolonialmacht auf.

Erst im 19. Jahrhundert, als die europäischen Mächte den afrikanischen Kontinent nach und nach unter sich aufteilen, kann Portugal seine Herrschaft effektiv auf das gesamte Gebiet des heutigen Mosambik ausdehnen.

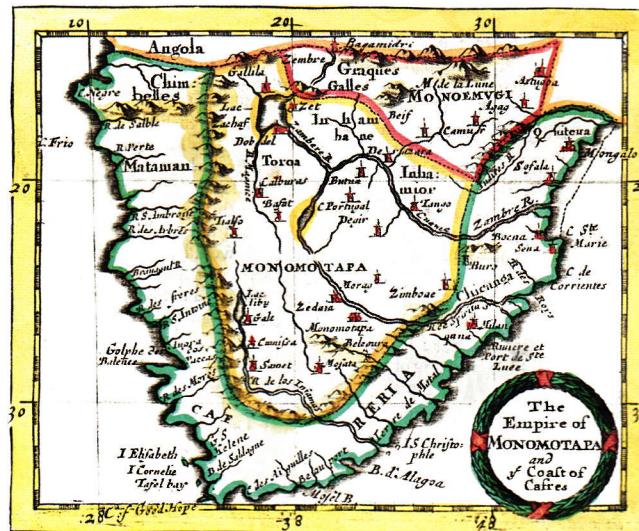
Das Vorhaben, diese ostafrikanischen Besitzungen mit der portugiesischen Kolonie Angola im Westen des Kontinents zu verbinden, vereiteln jedoch die Briten: Mit königlicher Genehmigung nimmt ab 1890 ein privates Unternehmen unter Führung des Bergbaumagnaten Cecil Rhodes die bald „Rhodesien“ genannten Gebiete zwischen Angola und Mosambik in Besitz.

Trotz seiner eher schüchteren Kolonialgeschichte in Afrika wird ausgerechnet das kleine Portugal länger an Mosambik festhalten als die meisten anderen europäischen Staaten an ihren Kolonien auf dem Kontinent: Erst 1975, nach langen und blutigen Kämpfen – sowie einer Revolution linker Militärs in Lissabon –, erhält das Land seine Unabhängigkeit.

Kurz darauf aber stürzt Mosambik in einen 16-jährigen Bürgerkrieg, der bis heute nachwirkt. Und auch das einstige Reich von Simbabwe kommt nicht zur Ruhe: Dort herrscht seit 1980 ein Befreiungskämpfer, der nach und nach zum Despoten wurde. ■

Constanze Kindel, 35, ist Autorin in Lübeck.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: M. D. D. Newitt, „Portuguese Settlement on the Zambezi“, Longman: Überblick zur portugiesischen Kolonialgeschichte im südöstlichen Afrika. Chapurukha Kusimba, „The Rise and Fall of Swahili States“: Altamira: Das auf eigenen Grabungen des Autors basierende Werk beschreibt die multikulturelle Zivilisation an der Ostküste.



Noch lange nach dem Scheitern der Barreto-Expedition beherrscht der Monomotapa, wie die Portugiesen den König der Shona nennen, das Hochland von Simbabwe. Den Iberern hingegen bleibt der Zugriff für immer verwehrt

Traum vom afrikanischen El Dorado festhalten.

Tatsächlich aber ändert sich in den folgenden Jahrhunderten nicht allzu viel in den portugiesischen Besitzungen im südlichen Ostafrika. Denn dem kleinen Land fehlen weiterhin die Mittel, um seinen Einfluss auszubauen und größere Regionen effektiv zu kontrollieren.

Lissabon gebietet zwar über die Küste, doch im Landesinneren gehen Swahili-Händler nach wie vor ihren Geschäften nach – und steigen etliche Europäer, Nachkommen portugiesischer Abenteurer, die durch Schmuggel und Handel mit Einheimischen wohlhabend geworden sind, zu Feudalherren

Von den Imbangala, einem Nachbarvolk,
heißt es, sie äßen Menschenfleisch. Njinga
heiratet einen ihrer Anführer, um mit Hilfe
seiner Truppen gegen die angreifenden
Portugiesen zu kämpfen

Sacrificio

Zaya le

de Giaghi

Injoma

Tan

aloria con
amodumano

Niki me.



Die HERRIN von MATAMBA

Als die vorrückenden Portugiesen ihren Bruder, den Herrscher eines Reichs im heutigen Angola, 1624 in den Selbstmord treiben, setzt Königin Njinga den Kampf gegen die Eindringlinge fort. In diesem blutigen Ringen ist ihr jedes Mittel recht. Selbst ein Pakt mit Kannibalen — Von CHRISTINA RIETZ

C

Christin und Kannibal, Diplomatin und Kriegerin: Im frühen 17. Jahrhundert ergreift Königin Njinga die Macht über ein Reich im heutigen Angola, verrät ihre Familie, regiert mit unerbittlicher Grausamkeit, wechselt ihre religiösen Überzeugungen je nach politischer Lage und tötet in unzähligen Schlachten Europäer wie Afrikaner.

Njinga ist eine der eindrucksvollsten Gestalten ihrer Zeit in Zentralafrika, eine der mächtigsten Frauen des Kontinents. Mutter wird sie wahrscheinlich nie, doch ihre politischen Erbinnen sitzen noch Jahrzehnte später auf dem Thron, den sie erstritten hat.

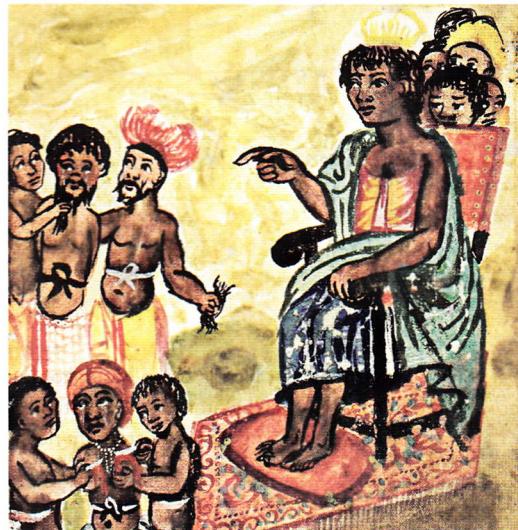
Als Njinga um 1582 geboren wird, ist ihr Vater Kiluanji Prinz im Königreich Ndongo, das er zehn Jahre später erbauen wird. Das fruchtbare Land südlich des Kongo ist hügelig und von wenigen, aber schiffbaren Strömen durchzogen.

Kerngebiet ist ein etwa 75 Kilometer breites Hochplateau nördlich des Cuanza-Flusses. Die Portugiesen, die seit 1575 in Luanda an der Mündung des Cuanza siedeln, um von dort aus Sklaven über den Atlantik in die Neue Welt zu verfrachten, nennen die Region „Angola“, abgeleitet von dem Titel *ngola*, den die Könige Ndongos führen.

Im Herzen des Reichen leben die Bewohner in großen Städten, in den entlegeneren Provinzen in Clangemeinschaften, angeführt von mächtigen Ade-

ligen, die dem König tributpflichtig sind. Die Menschen von Ndongo bauen Hirse und Gemüse an, züchten Vieh, halten Haustiere wie Hühner, Ziegen, Rinder und Hunde. Hauptannahmequelle des Königs ist der Handel mit Kriegsgefangenen, die er während zahlreicher Feldzüge gegen benachbarte Clans und Königtümer in seine Gewalt bekommt.

Als Herrscher fördert Kiluanji seine älteste Tochter. Wahrscheinlich glaubt er der Prophezeiung einer Seherin, die dem Mädchen bei seiner Geburt eine große



Der italienische Missionar Giovanni Antonio Cavazzi da Montecuccolo trifft Nzinga im Jahr 1658. Seine Zeichnungen, hier die Königin auf ihrem Thron, illustrieren diesen Beitrag



i. Manda sacrificare al demonio, et à suoi morti due persone

ii. Barbaro comando della Regina esecutato

Bei einem Opferritual lässt Njinga einen Mann köpfen und einem zweiten das Herz herausschneiden.
Pater Cavazzi, der spätere Beichtvater der 1622 getauften Königin, beschreibt ihre Taten ausführlich – wohl
um ihre Bekehrung zum Christentum noch eindrucksvoller erscheinen zu lassen

Zukunft vorhergesagt hat. Der Monarch persönlich erzieht die Prinzessin, weist sie ein in die Kunst der Kriegsführung, nimmt sie mit in Schlachten, lässt sie vermutlich auch an Waffen ausbilden. Später wird sie ihre Krieger immer wieder persönlich in den Kampf führen.

Mehrere Zehntausend Einwohner leben in der Residenzstadt des Königs im Inland, etwa 230 Kilometer vom portugiesischen Luanda an der Küste entfernt. Njinga wächst im palisadenbewehrten Palast zwischen Hofsklaven, Offizieren und Prinzen auf. Gut möglich, dass die junge Frau hier durch Zuschauen lernt, wie man als Herrscher mit Untertanen, Konkurrenten und Feinden umgeht.

Als Kiluanji 1617 stirbt, tritt Njingas Bruder Mbande die Nachfolge an. Doch wie jeder neue König in Ndongo muss

Mbande sich erst an der Macht behaupten, muss die Clanführer der Provinzen hinter sich zwingen, die Tributzahlungen durch Demonstration militärischer Überlegenheit sicherstellen.

Im selben Jahr trifft ein neuer portugiesischer Gouverneur in Luanda ein. Er nutzt die Schwäche Ndongos und greift das Land an. Er erhofft sich, möglichst viele Kriegsgefangene zu machen, um sie als Sklaven nach Übersee verschiffen zu können.

Dazu heuert der Gouverneur die brutalste Kriegertruppe der Region an, die Imbangala aus dem Gebiet südlich des Cuanza, von denen es heißt, sie äßen Menschenfleisch. Es sind Söldner, die sich als Zeichen der Tapferkeit die Schneidezähne ziehen; die ihre Neugeborenen töten, dafür die Knaben anderer

Stämme rauben und zu rücksichtslosen Soldaten ausbilden, zusammengeschweißt durch geheime kannibalische Rituale. Krieg ist ihr Geschäft. Die Imbangala leben allein von ihrer Beute.

Mit diesen Kämpfern erobern die Portugiesen große Teile Ndongos, plündern die Hauptstadt, brennen sie nieder. Der König, seine Familie und sein Hofstaat müssen fliehen.

Sie ziehen sich auf die Kindonga-Inseln im Cuanza zurück, im äußersten Süden ihres Herrschaftsgebiets. Doch seinen Einfluss auf dem Festland verliert Mbande nicht völlig – einige lokale Häuptlinge im Osten des Reichs bleiben ihm gegenüber loyal.

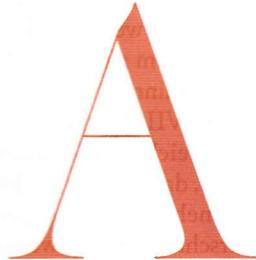
Während der folgenden drei Jahre ziehen Menschenjäger der Portugiesen durch Ndongo und versklaven mehr als

50 000 Einwohner. Versprengte Imbangala-Gruppen verheeren das Land.

Daraufhin beschließt König Mbande, bei den Portugiesen um Frieden zu ersuchen. Und auch die haben ein Interesse an Verhandlungen.

Zum einen wollen sie Ruhe im Hinterland ihrer Niederlassung Luanda (unter anderem, um den Sklavenhandel auszuweiten), zum anderen erhoffen sie sich Tributzahlungen von Mbande.

Und schließlich sehen sie es als ihren gottgegebenen Auftrag an, möglichst viele Ungläubige zu taufen – und der König von Ndongo soll seinen Untertanen dabei vorangehen.



Als Emissärin schickt Mbande seine Schwester Njinga. Offenbar verfügt sie nicht nur über sein uneingeschränktes Vertrauen, sondern auch über Selbstbewusstsein und taktisches Geschick.

Und tatsächlich kann die Macht der Europäer sie nicht einschüchtern. Als die Portugiesen ihr während der Verhandlungen keinen Stuhl anbieten, befiehlt sie einer Dienerin aus ihrem Gefolge, auf allen vier niederzuknien, und führt die Gespräche sitzend auf deren Rücken.

Es gelingt ihr, einen Friedensvertrag zu schließen. Der Kontrakt erlaubt den Portugiesen, fortan offiziell Missionare und Sklavenhändler ins Land zu schicken. Im Gegenzug verpflichten sie sich, die marodierenden Imbangala aus dem Inneren Ndongos zu vertreiben. Zudem lässt sich Njinga katholisch taufen.

Doch weil die Portugiesen ihre Truppen in Luanda brauchen, halten sie sich nicht an ihre Zusage, die Imbangala zu bekämpfen. 1624 sieht König Mbande keinen Ausweg mehr – und beginnt Selbstmord.

Nun reißt Njinga die Führung in ihrer Dynastie an sich. Zunächst übernimmt sie die Regentschaft für ihren

achtjährigen Neffen, den Sohn ihres Bruders. Anschließend lässt sie Clanchefs, die Anspruch auf den Thron erheben könnten, exekutieren – und auch fast die gesamte königliche Familie. Einzig ihre beiden Schwestern bleiben am Leben.

So jedenfalls überliefert es Njingas späterer Beichtvater, ein italienischer Pater. Ob es stimmt, lässt sich heute nicht mehr prüfen. Die meisten Ereignisse jener Zeit sind von katholischen Missionaren überliefert worden, die Njingas Gottlosigkeit und ihre Verruchtheit besonders hervorheben wollten und bei ihren Schilderungen übertrieben haben.

Sicher aber ist, dass Njinga kurze Zeit später ihren Neffen ausschaltet. Sie lässt ihm die Kehle durchschneiden und den Leichnam in den Fluss werfen.

Ob sie dabei auf Widerstand trifft, ist nicht bekannt. Sie geht nach dem

Mord behutsam vor, nimmt beispielsweise nicht sofort den Königstitel Ngola an. Die neue Herrscherin will ihre Landsleute wohl erst an die Vorstellung gewöhnen, eine Frau auf dem Thron zu sehen. Sie weiß, dass viele der Clanchefs von Ndongo in ihr eine Usurpatorin sehen, die kein Recht auf die Königswürde hat.

Njinga braucht dringend Verbündete: loyale Gefolgsleute sowie Soldaten, die sie vor ihren Feinden schützen. Nicht einfach für eine Königin, deren Land und Bevölkerung stark dezimiert worden sind. Zudem müssen viele ihrer Untertanen auf den Landgütern der Portugiesen rund um Luanda schuften.

All diese Menschen ruft Njinga nun zu sich, verspricht ihnen Freiheit und Schutz. Ganze Dorfgemeinschaften fliehen zu ihr in den Osten des Landes – sehr zum Ärger der Portugiesen,

Bewaffnet mit Pfeil und Bogen, zieht Njinga an der Spitze ihrer Soldaten in den Kampf. Ab 1642 führt die Königin ununterbrochen Krieg gegen die Portugiesen sowie einheimische Feinde



Deo et constanti libero et diuino lo Catholicis fide, subito fuisse-



*Nato po' sona portata dalla lingua Albona, che l'instruisse nella cosa della fede.
Santificata, ammessa, che le si preparò il necessario per quella fede, fu fatto
ceremonia di Annunziata, fu battezzata nella Chiesa Maggiore
di Luanda nell'anno 1505.
Figlia di Loanda con nome di Anna servendogli di Battino d.g.*

Um den militärisch überlegenen Portugiesen entgegenzukommen, die es für ihre christliche Pflicht halten, Afrikaner zu bekehren, lässt sich Njinga taufen (oben). Auf dem Totenbett wird sie ein Kruzifix in Händen halten

die von ihr verlangen, die Zwangsarbeiter nach Luanda zurückzuschicken.

Als sie sich weigert, gehen sie gegen die Herrscherin vor, setzen einen Vasallenkönig in Ndongo ein und vertreiben Njinga von den Kindonga-Inseln, auf denen sie nach wie vor residiert.

Die Monarchin flieht mit ein paar Getreuen nach Osten, wo sie bei einem Imbangala-Führer Unterschlupf findet, der nicht mit den Portugiesen verbündet ist. Doch der Kriegerfürst nimmt sie nur unter einer Bedingung auf: Sie soll ihn heiraten. Njinga willigt ein – wohl um mit seiner Hilfe ihr Königreich zurückzuerobern – und nimmt als Frau des Anführers vermutlich auch an den kannibalischen Riten der Söldnertruppe teil.

Mit Hilfe der Imbangala gewinnt sie den Osten Ndongos sowie ihre Inseln im Cuanza zurück und unterwirft darüber hinaus 1635 das Nachbarland Matamba. Zudem fällt sie immer wieder in Ndongo ein, ohne aber das Land zurückerobern zu können. Viele Imbangala-Krieger sind ihr nun treu ergeben, auch dann noch, als sie sich von ihrem Ehemann trennt.

In Matamba inszeniert sich Njinga fortan zusehends nicht mehr als Königin – sondern als König. Sie hält sich einen Harem von Liebhabern, die Frauenkleider tragen, während sie nun maskulinen Habit bevorzugt.

Njinga zwingt ihre Männer dazu, neben den Hofdamen zu schlafen, doch

wer eine von ihnen anröhrt, wird hingerichtet. Es ist fast so, als vertraue sie ihrer eigenen Weiblichkeit nicht. Vielleicht glaubt sie, männlich und grausam auftreten zu müssen, um von ihren Gefolgsmännern geachtet zu werden.

I

Immer wieder im Verlauf der Geschichte Afrikas greifen weibliche Herrscher nach der Macht. Im alten Ägypten etwa regieren Pharaoninnen wie Hatschepsut und Kleopatra VII. Später kommt es in vielen Königreichen und Clangesellschaften dazu, dass Frauen wichtige Positionen einnehmen oder sogar direkt an der Herrschaft beteiligt werden.

So ist aus dem Norden Nigerias die Geschichte einer Königin namens Aminta überliefert, die im 15. oder 16. Jahrhundert in mehreren Kriegszügen ihre Herrschaft ausgebaut haben soll.

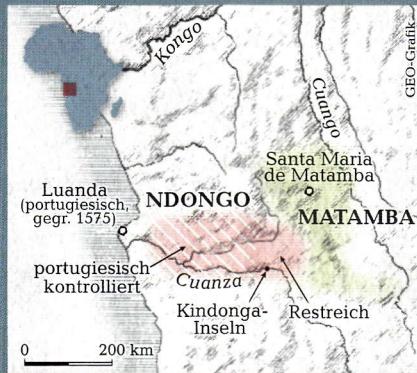
Um 1505 lässt der König von Benin seine Mutter mit einer eigenen Armee für ihn ins Feld ziehen; zudem schätzt er ihren politischen und militärischen Rat. Sie ist die erste einer Reihe von einflussreichen Königinmüttern in Benin.

Bei den Asante in Ghana nehmen häufig die Schwestern der Monarchen dieses Amt ein. Sie verfügen offiziell über wenig Macht, gehören aber zum Kreis der königlichen Berater und tragen männliche Kleidung.

Von Alleinherrschern ganzer Reiche südlich der Sahara ist dagegen kaum etwas bekannt. Das liegt auch an der schlechten Quellenlage aus der Zeit vor der Ankunft der Europäer: Die politische Geschichte vieler Völker ist – wenn überhaupt – nur nachträglich schriftlich festgehalten worden, daher sind viele Königslisten unvollständig.

Geschichten von Frauen, die sich stellvertretend für einen minderjährigen Regenten um die Regierungsgeschäfte kümmern, bis der eigentliche Thronfol-

NJINGAS REICHE



Als Portugal ab 1617 ihr Geburtsland Ndongo großteils unterwirft, muss sich Njinga in den Südosten zurückziehen. Später gelingt es ihr, das Nachbarreich Matamba zu erobern

ger alt genug ist, sind hingegen häufiger überliefert. So wird unweit des Tschadsees noch Jahrhunderte später eine Regentin gepriesen, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Königreich von Kanem-Bornu herrschte und geschickt das Leben ihres Sohnes schützte, bis der Kronprinz die Macht übernehmen konnte.

Ein Matriarchat indessen, eine „Herrschaft der Mütter“, von der manche europäische Forscher früher ausgingen, hat es in Afrika höchstwahrscheinlich nie gegeben.

Die Ausnahme ist Njinga.

Sie will sogar zwei Reiche beherrschen. Zum einen wird sie ihr Leben lang nicht den Anspruch auf den Königstitel von Ndongo aufgeben, auch wenn über den Großteil des Reiches längst der Vasallenkönig der Portugiesen regiert.

Zum anderen führt sie ab 1642 beinahe ununterbrochen Krieg, um ihre Macht über Matamba zu sichern und ihren Einfluss auszudehnen. Und schließlich wird sie ihren Thron an eine Frau vererben und so versuchen, eine weibliche Dynastie zu schaffen.

Während ihrer Herrschaft kämpft sie gegen den König von Ndongo im Westen wie gegen ihren früheren Ehemann von den Imbangala im Osten – und verbündet sich gegen die Portugiesen 1647 sogar mit den Niederländern, die sich kurzfristig eine Basis in Angola erkämpft haben.

Häufig überfällt sie die Sklaventransporte der Iberer. Nach und nach wird ihre Residenz in Matamba zum zentralen Handelsplatz für geraubte Menschen. In manchen Jahren verkauft sie mehr als 13 000 Unfreie, so berichten es die Holländer. Nach etlichen Kämpfen, die ihr Territorialgewinne bescheren, ist Matamba schließlich eines der größten Reiche der Region.

Erst um 1656, im Alter von über 70 Jahren, handelt Njinga mit den Portugiesen einen Friedensvertrag aus. Dafür muss sie sich allerdings erneut zum Christentum bekennen und jenen Riten abschwören, die sie als Anführerin der Imbangala-Truppen vollzogen hat. In dem Kontrakt werden Njinga die Fluss-

inseln im Cuanza zugesprochen und die Unabhängigkeit Matambas garantiert.

Die Portugiesen setzen ihrerseits durch, dass Priester in ihrem Reich missionieren dürfen und europäische Händler Zugang zu den Sklavenmärkten erhalten.

Zu dieser Zeit lernt die Herrscherin den italienischen Kapuzinermönch Giovanni Antonio Cavazzi da Montecuccolo kennen, der schon bald ihr Beichtvater wird. In einem Bericht über die Königreiche Angolas beschreibt der Priester Njinga als eine reuige Sünderin, die am Ende ihres Lebens geläutert in den Schoß der Kirche zurückgekehrt sei.

In Matamba wird ein Gotteshaus gebaut, viele Einheimische lassen sich nun taufen und gehen regelmäßig zur Messe, auch die Königin besucht die Gottesdienste. Nach und nach entsteht am Hof eine katholische Elite von mehreren Tausend Menschen, die sich durch ihre neuen Sitten und Gebräuche immer weiter von der Mehrheit ihres Volkes sowie den alteingesessenen Adeligen und den Imbangala-Truppen absetzen.

Und so werden in Matamba die Stimmen gegen Christen und Europäer immer lauter. Viele Einwohner wollen die Fremden loswerden. Aber solange die Königin lebt, hält der Frieden.

Mit einem Kruzifix in den Händen stirbt Njinga schließlich 1663 im Alter

von etwa 80 Jahren. Zur Nachfolgerin hat sie zuvor ihre getaufte Schwester Barbara bestimmt.

Als die ebenfalls kinderlose Herrscherin drei Jahre später stirbt, bricht ein Bürgerkrieg um die Nachfolge aus. Die Fraktion der Imbangala am Hof kämpft – unterstützt von Clanchefs aus den Provinzen – gegen die einheimischen Christen, denen die Portugiesen zu Hilfe kommen.

Nach einigen Jahren wechselnder Herrscher sichert sich schließlich eine junge Verwandte Njingas aus einer Nebenlinie die Königswürde. Sie regiert rund 40 Jahre, und auch mehrere ihrer Nachfolger sind Frauen.

Im benachbarten Ndongo behalten die Portugiesen die Kontrolle, und 1671 wird Njingas ursprüngliche Heimat Teil der von Lissabon abhängigen Kolonie Angola.

Matamba aber bleibt über Jahrhunderte frei – bis die Portugiesen in den 1890er Jahren auch dort einfallen, um die Macht zu übernehmen und einen Korridor zwischen ihren Besitzungen in Angola und Mosambik zu schaffen.

Königin Njinga wird in Angola heute als Freiheitskämpferin verehrt, die den vorrückenden Europäern lange getrotzt habe. In Luanda steht eine Statue jener Monarchin, die sich mal Jesus, mal einem Kannibalen unterwarf, die mordete, grausam herrschte und jahrzehntelang kämpfte, um als Königin zu sterben. ■

Christina Rietz, 28, ist Autorin in Köln.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Linda M. Heywood/John K. Thornton, „Central Africans, Atlantic Creoles, and the Foundation of the Americas, 1585–1660“, Cambridge University Press; hervorragende Studie, die das Königreich Ndongo und die Herrscherin Njinga in den globalen Kontext der damaligen Zeit einordnet. Beatrix Heintze, „Studien zur Geschichte Angolas im 16. und 17. Jahrhundert. Ein Lesebuch“, Rüdiger Köppe Verlag; solide, wenngleich etwas trockene Darstellung der frühen Geschichte Angolas.

KÜSTE DER VERDAMMTEN

Afrika lockt die Europäer mit seinen Schätzen, mit Gold und Elfenbein. Zur wertvollsten Ware aber werden Männer, Frauen und Kinder, von afrikanischen Menschenfängern zum Hafen von Ouidah an der Westküste des Kontinents gebracht, von weißen Kaufleuten auf die Plantagen der Neuen Welt verschleppt. Mehr als zwölf Millionen Menschen wird zwischen 1440 und 1870 die Freiheit genommen, viele sterben noch auf der Überfahrt —— Von SEBASTIAN KRETZ

Zu den Sklavenmärkten an der Westküste Afrikas müssen manche Gefangene
viele Hundert Kilometer zurücklegen, wechseln von Zwischenhändler zu Zwischenhändler:
Den höchsten Preis erzielen Menschen aus dem Landesinneren, die nicht mehr nach
Hause zurückfinden und daher kaum fliehen werden (Ölgemälde, um 1878)



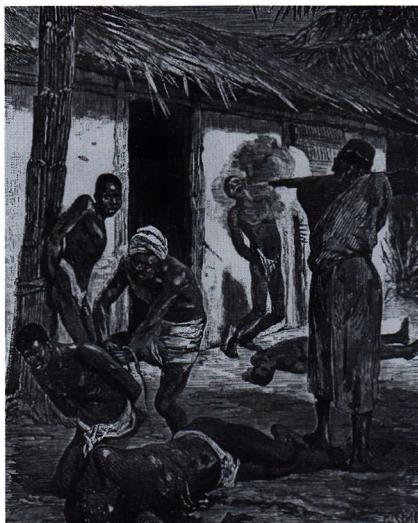
D

Das Stimmengewirr auf dem Marktplatz von Ouidah ist betäubend laut. Mehrere Hundert Händler sind an diesem Sommertag im Jahr 1750 in den westafrikanischen Küstenort im heutigen Benin geströmt. Auf einer staubigen Fläche im Zentrum preisen sie ihre Waren an, verkaufen getrocknete Ratten, bieten Elfenbein feil, streiten um den Wert von Palmöl und Krokodilhaut.

Sind sie sich mit einem Käufer einig, wechseln Kaurischnecken den Besitzer – die finger-nagelgroßen Gehäuse der Meerestiere sind die Währung, mit der die Menschen in Ouidah ihre Geschäfte machen.

Sobald ihre Auslagen leergekauft sind, laufen manche der Händler zum prächtigen Vodun-Tempel im Zentrum der Stadt. Mit sich tragen sie Kalebassen mit Wasser oder Palmwein: Trankopfer für den Schlangengott Dangbé, der, verkörpert durch einen Königsschlangenpython, im Inneren des Tempels lebt. Die Gläubigen wollen Dangbé besänftigen. Denn jenen Anhängern des Kults, denen die Schlangenpriester vorwerfen, sie hätten den Gott erzürnt, droht eine schreckliche Strafe: Sie werden in eine Holzhütte gesperrt, die man in Brand steckt. Versuchen die Unglücklichen, zum nahen Fluss zu fliehen, werden sie von den Umstehenden gesteinigt. Auch wer in der Stadt einen Python tötet, muss mit der Todesstrafe rechnen.

Andere Kaufleute gehen nach getaner Arbeit in einen der großen, fensterlosen und mit Stroh gedeckten Lehmhäuser, die in der Nähe des Marktplatzes stehen. Dort empfangen junge, in bunte Wickeltücher gekleidete Frauen



Anfangs verkaufen die Sklavenhändler vor allem Kriegsgefangene. Später lassen sie Dörfer wie dieses überfallen

die Händler: An Markttagen bieten in Ouidah Dutzende Prostituierte für eine Handvoll Kaurischnecken ihre Dienste an.

Eine weitere Gruppe von Marktbesuchern eilt die drei Kilometer zum Meer hinunter. Die Männer, Europäer, haben sich mit Proviant eingedeckt und wollen nun zu ihren Schiffen, die vor der Küste ankern – Zwei- und Dreimastern aus Bristol, Lissabon oder Nantes, beladen mit Schusswaffen, Schmiedeeisen, Tabak und Rum: Tauschwaren, mit denen die Weißen die begehrteste Ware einhandeln, die Afrika zu bieten hat.

Menschen.

So groß ist das Verlangen der Europäer danach, dass sie Handelsniederlassungen in Ouidah errichtet haben. Es sind die einzigen mehrstöckigen Gebäude der Stadt, von Gräben umgeben, mit Kanonen bestückt. Hier sammeln die Fremden die von ihnen gekauften Sklaven, ehe sie Männer, Frauen und Kinder in die Laderäume ihrer Schiffe pferchen und über den Atlantik segeln. Denn für die Bewirtschaftung der Plantagen im fernen Amerika brauchen die Weißen immer neue Arbeiter. Tausende, Monat für Monat.

Und so liegen ihre Schiffe nicht nur vor Ouidah. Fast überall entlang der Westküste Afrikas machen regelmäßig europäische Segler fest.

Um die Nachfrage der Käufer zu bedienen, durchkämmen afrikanische Menschenjäger weite

Teile des Kontinents. Könige führen nur deshalb Krieg, um so Gefangene für die Sklavenmärkte zu machen. Karawanen mit Dutzenden von Unfreien quälen sich durch das schwüle Dickicht der Regenwälder und die Graslandschaften der südlichen Savannen zu den Handelszentren der Westküste.

Die afrikanischen Menschenhändler dezimieren zwischen 1440 und 1870 die Bevölkerung ganzer Landstriche, verkaufen bis Mitte des 19. Jahrhunderts wohl mehr als zwölf Millionen Gefangene an die Europäer. Sie mögen mitunter fassungslos sein ob des schier unendlichen Bedarfs der Fremden. Aber empört über deren Begehren, Menschen als Ware zu handeln, sind sie nicht.

Denn die Sklaverei ist in Afrika schon lange Alltag. Seit Jahrhunderten arbeiten Unfreie in wohlhabenden Familienclans als Köche oder Konkubinen. Zwangsarbeiter schuften in Goldminen im Sudan und auf Salzfeldern in der Sahara. In der ägyptischen Armee kämpfen im 9. Jahrhundert n. Chr.



MASKE DES GUTEN

Auf den Raub der Menschen wird später die Plünderung Afrikas folgen, werden heilige Schnitzereien und kunstvolle Gegenstände des Alltags in den Besitz europäischer Sammler gelangen. Sie legen vor allem von einem Zeugnis ab: der Kultur der afrikanischen Völker, die auch das Einbrechen der Weißen nicht zerstören kann. Diese Maske aus Kamerun symbolisiert Fruchtbarkeit und Erneuerung, dargestellt durch die phallusförmige Nase und Wangen, die an pralle Brüste und zugleich an weibliche Schenkel erinnern



SCHUTZ DER FAMILIE

Ein a-Tshol aus Guinea:
Der vogelförmige Kopfschmuck
bewacht junge Männer bei der
Initiation, hilft den Ältesten dabei,
den Grund für ein Unglück auf-
zuspüren und zu beseitigen. Möglich,
dass sich auch die Opfer der
Sklavenhändler auf ähnliche Schutz-
geister verlassen haben. Doch mit
dem immer aggressiveren Vorgehen
der Menschenjäger bricht ein nie
gekanntes Unheil über die Stam-
mesgesellschaften herein

Tausende Verschleppte als Fußsoldaten. Und im 15. Jahrhundert lassen die Songhai ihre riesigen Getreidefelder im Nigertal von Unfreien abernten.

Die meisten Sklaven sind Kriegsgefangene. Aber auch säumigen Schuldern, Dieben oder Ehebrechern wird die Freiheit genommen, häufig ein Leben lang. Dabei gelten diese Menschen nicht immer als vollkommen rechtloses Eigentum ihrer Herren. Manche erhalten einen Lohn, können sich Kleider, Schmuck oder Vieh kaufen. Haben sie genug Besitz gesammelt, stellen einige sogar einen Diener für den eigenen Haushalt an.

Und ihr Schicksal setzt sich nicht unbedingt über die Generationen fort: Kinder von Sklavinnen können als Freie in einen Clan aufgenommen werden – zumindest dann, wenn der Vater ein freier Mann ist.

Seit dem 9. Jahrhundert erwerben muslimische Händler auf Märkten südlich der Sahara, an den Küsten des Indischen Ozeans und am Roten



Die Bewohner zusammengetrieben, die Vertheidiger erschossen: Überfall arabischer Händler auf eine Siedlung (Holzstich von 1888)

Sklavenhandel

Meer alljährlich mehrere Tausend Menschen. An der Ostküste Afrikas verkaufen im 14. Jahrhundert reiche Stadtstaaten Männer, Frauen und Kinder an Käufer aus Indien und China.

Im Lauf des 15. Jahrhunderts beginnen dann auch die Europäer, in Afrika Sklaven zu kaufen. Anfangs sind es vor allem Portugiesen, die die Afrikaner zunächst als Haushaltssklaven nach Europa verschiffen und später als Arbeiter für ihre Zuckerrohrplantagen auf der Insel São Tomé.

Ab 1500 besiedeln Portugiesen, Niederländer und Spanier jenseits des Atlantiks immer weitere Teile Süd- und Mittelamerikas, erschließen Briten und Franzosen die Küsten Nordamerikas. In den eroberten Gebieten gewinnen sie in Minen Gold, Silber oder Kupfer und legen Plantagen an, auf denen sie Tabak, Indigo oder Zuckerrohr anbauen. Und da in den Kolonien Arbeitskräfte

fehlen, besorgen sich die Europäer in Afrika Nachschub. Um 1590 kaufen sie jährlich bereits 6000 Menschen, um 1690 sind es knapp 29 000. Vor allem an der Westküste wachsen die Sklavenmärkte zu Handelszentren heran.

So auch in Ouidah, einem unbedeutenden Buschdorf, in dem die französische Compagnie des Indes Occidentales 1671 eine Niederlassung errichtet: mit Quartieren für ihre Gesandten, Zellen für die Sklaven und Lagerhäusern für die Tauschwaren, mit denen sie die Menschenhändler bezahlen.

In mehreren europäischen Staaten entstehen solche Firmen. Sie werden von privaten Kaufleuten betrieben, die Staaten beteiligen sich an der Finanzierung und statthen sie mit Handelsmonopolen aus. Erst vom 18. Jahrhundert an, als die schwerfälligen Kompanien sich als nicht profitabel genug erweisen, dominieren unabhängige Menschenhändler den Markt.

Bald machen auch Niederländer, Briten und Portugiesen über Ouidah Geschäfte. Ab 1700 ist die Stadt der wichtigste Umschlagplatz für Sklaven in Westafrika, werden über sie jährlich etwa 15 000 Unfreie verschifft.

Der Verkauf selbst findet zu dieser Zeit im elf Kilometer nördlich gelegenen Savi statt, dem Sitz des Königs von Hueda, zu dem Ouidah gehört. Verkäufer sind einheimische Menschenhändler. Die Preise legt der Herrscher fest. Zuvor müssen die Fremden jedoch alle Sklaven kaufen, die der Monarch selbst anbietet.

Gleichwohl schätzen die Europäer das kleine Königreich als Handelsplatz. Denn die Abgaben sind gering. So muss um 1680 im wenige Kilometer östlich gelegenen Hafen von Offra der Gegenwert von 50 Sklaven als Zoll entrichtet werden, in Ouidah sind es nur 25. Zudem hat der König in seinem Reich Frieden zwischen den Handelsgesellschaften befohlen, niemand muss hier Übergriffe der Konkurrenz befürchten.

Gemäß ihrer Gewohnheit, Küstenstriche nach ihrer wichtigsten Ware zu benennen, geben die Europäer der Gegend um Ouidah den Namen „Sklavenküste“.

AFRIKANER MACHEN JAGD AUF AFRIKANER



Ausbeutung unfreier Menschen, hier Sklaven auf einem Feld, gibt es in Afrika schon Jahrhunderte vor Ankunft der Europäer

Sie selbst gehen fast nie auf Menschenjagd. Denn anders als in Südamerika gelingt es den Weißen nicht, dauerhaft ins Hinterland vorzudringen. Zu viele Europäer erkranken dort an Malaria. Zudem scheuen sie Konflikte mit den Heeren der afrikanischen Großreiche, wie etwa des Königreichs Oyo, nordwestlich des Nigerdeltas.

Und so sind es Afrikaner, die andere Afrikaner verschleppen – meist als Kriegsgefangene.

Eines der am meisten gefürchteten Kriegervölker siedelt 70 Kilometer landeinwärts von Ouidah im Königreich Dahomey. Dessen Machthaber, der die Mauer um seinen Palast mit den Schädeln besiegt Feinde dekorieren lässt, gebietet über das stärkste Heer der Region und führt fast ununterbrochen Krieg gegen benachbarte Staaten. Da seine Männer professionelle Soldaten sind und bereits mit Musketen statt mit traditionellen Langbögen kämpfen, siegen sie häufig – und versklaven anschließend ihre Gegner.

Weil Dahomey keinen Zugang zum Meer hat, muss es seine Gefangenen an Mittelmänner in Hueda verkaufen. Schließlich fordert der Monarch des Militärstaats, seine Sklaven selbst den Europäern feilbieten zu dürfen. Weil der König von Hueda sich offenbar weigert, erobert Dahomey den militärisch unterlegenen Nachbarn 1727 kurzerhand – und bestimmt fortan die Preise. Unter der neuen Herrschaft wird der Menschenhandel aus der zerstörten Hauptstadt Savi nach Ouidah verlegt.

Auch an anderen Umschlagplätzen kontrollieren Einheimische das Geschäft. Wie sie dabei vorgehen, darüber berichtet 1837 Samuel Ajayi Crowther in einem Brief an eine englische Missionsgesellschaft.

Mit 13 Jahren wird Samuel von muslimischen Kriegern deportiert, die im Königreich Oyo für die Errichtung eines Kalifats kämpfen. Er berichtet, dass seine Familie gerade das Frühstück vorbereitet, als Angreifer das Dorf stürmen. Die Frauen flüchten ins Dornengebüsch, das die Häuser umgibt, einige von ihnen mit mehreren Kindern an den Händen, einem Neugeborenen auf dem Rücken und ihrer Habe auf dem Kopf. Doch die Häscher dringen von überall in die Siedlung ein; keine Familie bleibt unentdeckt.



TANZ FÜR DIE TOTEN

Bei Beerdigungen, aber auch zum Erntedank tanzen Gruppen im Südosten Nigerias mit zweierlei Masken: der weiblichen »Schönen« und der männlichen »Bestie« (oben). Passend zu diesem Gesicht, das an einen Mandrill erinnert, ist der Tänzer in ein Affenkostüm gekleidet

HELFER IN DER NOT

Ein Nkisi, glauben die Menschen im Kongo, enthält mächtige Kräfte, die sich für eigene Ziele entfesseln lassen – etwa die Heilung einer schweren Krankheit, Reichtum, Verführung einer schönen Frau. Diese Figur trug auf ihrem Kopf ein mit Harz versiegeltes Päckchen mit zauberächtigen Substanzen.

Die Klingen in seinem Leib zeugen von der außerordentlichen Beliebtheit dieses Nkisi: Jedes Metallstück steht für einen Wunsch



Die Männer ergreifen die Flüchtenden, zünden das Dachstroh der Hütten an und führen ihre Gefangenen, an den Hälzen aneinandergebunden, zu ihrem Stützpunkt.

Am nächsten Morgen trennen sie Samuel von seiner Mutter und seinen Schwestern und teilen die Familienmitglieder verschiedenen Besitzern zu. Crowther kann von seiner Entführung berichten, weil er später die Freiheit wiedererlangt und anglikanischer Pfarrer wird – so lernt er schreiben.

Aber schon bald reicht der Nachschub an Kriegsgefangenen nicht mehr aus, um den Bedarf der Weißen nach Arbeitskräften zu decken. Die afrikanischen Händler an der Küste schicken nun Söldner auf Raubzüge ins Hinterland. Diese Trupps suchen nach Bauerndörfern, aus denen sie alle entführen, die sich für den Verkauf eignen.

Olaudah Equiano aus dem westafrikanischen Essaka-Tal ist am Tag seiner Versklavung elf Jahre alt. Er und seine Schwester sind in ein Spiel vertieft, als die Menschenjäger aus dem Busch brechen und sie mit Lumpen knebeln. Die Entführer, Angehörige eines Nachbarvolks, zerrn die Geschwister in einen Wald, binden ihre Hände zusammen, treiben sie fort.

Im Lauf des 18. Jahrhunderts nehmen die Raubzüge so stark zu, dass die Bevölkerungen ganzer Dörfer fliehen, um den Söldnern zu entgehen. Dabei lassen sie fruchtbare Felder zurück, die fortan brachliegen.

Je tiefer die Menschenräuber auf ihren Raubzügen ins Innere des Kontinents vordringen, desto qualvoller ist der Weg der Entführten zu den Häfen. Mit Halsriemen und Beinketten an ihre Vorder- und Hintermänner gefesselt, schleppen sie sich über Hunderte Kilometer zur Küste, oft beladen mit dem Gepäck der Jäger oder mit Elfenbein, das die Entführer in den Häfen verkaufen. Die Gefangenen sind ausgehungert und durch die wochenlangen Märsche zunehmend geschwächt.

Um ihnen die Orientierung zu nehmen, treiben manche Sklavenjäger ihre Opfer nicht direkt zur Küste, sondern bieten sie auf Märkten fernab des Meeres an. Zwischenhändler reichen die Unfreien über Monate hinweg an neue Besitzer



Sklavenmarkt
in Sansibar: Käufer
prüfen Zähne, Haut
und sogar Ge-
schlechtsteile ihrer
menschlichen Ware

weiter, die sie ihrerseits weiterverkaufen. Auf den Märkten erzielen derart Entwurzelte höhere Preise als Sklaven aus küstennahen Gebieten. Denn da sie nicht wissen, in welcher Himmelsrichtung ihre Heimat liegt, ist die Wahrscheinlichkeit geringer, dass sie zu fliehen versuchen.

Jene Verschleppten, die schließlich Ouidah erreichen, werden in Hütten gepfercht, in denen sie, in Ketten gelegt und nach Geschlechtern getrennt, bis zu ihrem Verkauf ausharren müssen. Wenn gerade kein europäisches Schiff im Hafen liegt, vergehen manchmal Wochen, bis sie ihre Gefängnisse wieder verlassen dürfen.

Die Händler versorgen sie nur mit dem Nötigsten, etwas Mais, kaum mehr. Eng aneinander gedrängt schlafen Männer und Frauen auf dem Boden ihrer jeweiligen Verschläge; weil es keine Latrinen gibt, müssen sie sich dort erleichtern. In den überfüllten, schmutzigen Baracken breiten sich Pocken und Ruhr so rasant aus, dass manche Geraubte sterben, bevor sie die Überfahrt nach Amerika überhaupt antreten.

Diese Behandlung der Ware Mensch ist genau kalkuliert. Für die Händler ist das Geschäft am profitabelsten, wenn sie möglichst viele Sklaven einkaufen, aber an deren Unterhalt sparen. Dass einige von ihnen sterben, nehmen sie hin.

Viele der Verschleppten haben nie zuvor ihr Dorf verlassen, nie ein Segelschiff, das Meer, einen Weißen gesehen. Während sie auf ihr ungewisses Schicksal warten, gehen entsetzliche Gerüchte um: Die Weißen, flüstern manche, seien Kannibalen, die Menschen kaufen, um sie zu verspeisen. Andere glauben, die fremdartigen Schiffe seien heilig und die Sklaven als Opfergaben bestimmt.

Bald werden sie erfahren, dass die Wirklichkeit kaum weniger schrecklich ist.

Sobald die Transporter vor der Küste von Ouidah festmachen, läutet ein Ausrüfer eine Glocke. So wissen die Verkäufer, dass bald die Zwischenhändler eintreffen werden: Einheimische, die der Statthalter des Königs von Dahomey jedem Schiff zuteilt. Ihnen müssen die Europäer die Suche nach geeigneter Ware überlassen.

Nun sollen die erschöpften Sklaven möglichst sauber und gesund wirken. Ihre Besitzer schicken Diener in die Gefängnisse, die die Insas-

HÄNDLER BRAND- MARKEN IHRE FRACHT

sen waschen, Männern den Bart rasieren, bei Älteren auch den Kopf, um graue Haare zu verbergen. Danach reiben sie sie mit Öl ein. Die Frauen weisen sie an, bunte Wickeltücher anzulegen.

Dann treffen die Zwischenhändler ein, begleitet von einem Schiffsarzt, der seine Untersuchung beginnt. Frauen wie Männer müssen sich nackt aufreihen. Der Arzt weist sie an, hochzuspringen und die Arme in die Luft zu werfen. Er tastet ihre Hände und Füße ab, greift ihnen ans Kinn, untersucht ihre Zähne, schätzt so ihr Alter. Einige Händler lecken jungen Männern über die Wangen, um zu prüfen, ob ihnen bereits der Bart wächst.

Schließlich geht der Arzt vor jeder Person in die Hocke und untersucht die Geschlechtsteile von Männern und Frauen: Die Käufer wollen vermeiden, dass während der Atlantikquerung die Syphilis ausbricht.

Alle Sklaven, die in schlechter Verfassung sind, sortiert der Arzt aus, ebenso jene, die an einer ansteckenden Krankheit leiden, denen Zähne fehlen, deren Haar ergraut ist oder die er für zu alt befindet. Niemand wird später darüber berichten, was mit diesen Männern und Frauen geschieht. Im Militärstaat Dahomey ist es aber üblich, kranke und gebrechliche Kriegsgefangene noch auf dem Schlachtfeld zu töten.

Diejenigen Sklaven, die der Arzt für tauglich hält, erwirbt der Kapitän des jeweiligen Schiffs zu einem vom König Dahomeys festgesetzten Preis. Die Europäer zahlen mit Tauschgütern, die sie in den Hafen gebracht haben: Tabak aus Brasilien, indische Stoffe, Waffen sowie Eisen, aus dem Dahomeys Schmiede Messer und Haken herstellen.

Für die Afrikaner ist das Geschäft äußerst profitabel. So steigt der Preis für einen erwachsenen Mann im Lauf des 18. Jahrhunderts von Waren im Wert von 72 000 Kaurischnecken auf 240 000 Kaurischnecken. Männer sind knapp ein Drittel teurer als Frauen.

Um zu vermeiden, dass sie ihren menschlichen Besitz mit dem anderer Käufer verwechseln, lassen die Kapitäne ihre Sklaven mit einem Brenneisen brandmarken, das den Namen der Kompanie oder des Schiffs trägt.

Die derart Verkauften erschauern angesichts der Grausamkeit ihrer neuen Herren. „Ich war

überzeugt, dass ich in eine Welt böser Geister geraten war“, berichtet Olaudah Equiano über den Tag, als ihn ein europäischer Kapitän erwarb: „Ich fragte, ob wir nicht von diesen weißen Männern mit schrecklichem Äußerem, roten Gesichtern und offenem Haar gefressen würden.“

Doch selbst an einem bedeutenden Umschlagplatz wie Ouidah stehen an manchen Tagen nicht mehr als eine Handvoll Menschen zum Verkauf. Weil aber in die Rümpfe der europäischen Segler Hunderte Gefangene passen und die Kapitäne erst losmachen, wenn ihre Ladung komplett ist, bleiben die Schiffsbesatzungen oft Monate vor der Küste. Die bereits erworbenen Sklaven sperren sie während dieser Zeit in Forts.

Haben die Europäer schließlich genügend Menschen in ihren Besitz gebracht, um mit Gewinn den Atlantik zu überqueren, lassen sie ihre Gefangenen aneinanderketten, treiben sie zum Strand und setzen sie mit Booten über auf ihre Schiffe.

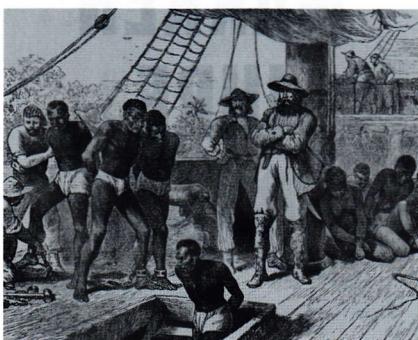
Dann beginnt die beschwerliche, etwa zwei Monate lange Überfahrt. Manche Sklaven werden an Deck angekettet, viele verbringen die Fahrt im stinkenden Laderaum der Segler, erneut eingepfercht mit Hunderten anderen, geplagt von Krankheiten, misshandelt von der Besatzung.

Und wenn sie schließlich Amerika erreichen, arbeiten sie den Rest ihres Lebens als Unfreie auf den Tabak- und Kaffeefeldern Brasiliens, den Zuckerrohr- und Indigofeldern der Karibik.

Doch in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts beginnen immer mehr Europäer den Sklavenhandel infrage zu stellen. Immer stärker verbreiten sich die Werte der Aufklärung, nach denen jeder über sein Schicksal selbst bestimmen dürfen soll, und neue religiöse Strömungen betonen die Gleichheit aller Menschen vor Gott.

1775 gründen Siedler in Nordamerika die „Pennsylvania Abolition Society“, die sich für ein Verbot der Sklaverei einsetzt. Bald entstehen in anderen amerikanischen Kolonien, in Großbritannien und Frankreich ähnliche Vereinigungen.

UNTER DECK WERDEN SIE IN KETTEN GELEGT



Die meisten Sklaven betreten an der Küste zum ersten Mal ein Schiff. Manche verbringen Monate im Frachtraum



DIE MACHT DER AHNEN

Das Totenreich ist für viele afrikanische Kulturen ein geheimnisvoller und mächtiger Ort. Unterstützt von den Verstorbenen, können die Lebenden Magie betreiben, dabei helfen etwa Kolanüsse oder Knochen.

Oder Figuren wie diese aus dem Kongo, die einen Vorfahren des Besitzers verkörpern



HÜTER DER MYSTERIEN

Im Norden Kameruns ist diese Skulptur entstanden, wo sie vermutlich einst zusammen mit einer weiblichen

Figur aufgestellt war. Die Geste zum Kinn weist auf eine Gemeinschaft von Heilern hin, die ihre Werkzeuge in geschnückten Häusern aufbewahrten, paarweise bewacht von Statuen aus Holz oder Bast, mit ausdrucksstarken, großen Köpfen

Die „Abolitionisten“ verteilen Pamphlete, finanzieren Kampagnen und laden Bürger zu Vorträgen ein. Anhänger religiöser Bewegungen, wie etwa die Quäker in Großbritannien und Nordamerika, die ihren Gemeindemitgliedern verbieten, Sklaven zu halten, bedrängen von den 1780er Jahren an das Parlament in London und den US-Kongress, Verbote zu erlassen.

Zwar versuchen die einflussreichen Profiteure des Atlantikhandels, derartige Gesetze zu verhindern. Aber ihre Gegner bilden schnell eine Massenbewegung.

Unter dem Druck der wachsenden Zahl von Abolitionistenvereinigungen gibt die britische Regierung schließlich nach: 1806 verbietet Großbritannien seinen Bürgern, Sklaven in fremde Kolonien zu veräußern; im Jahr darauf erlässt das Parlament ein Gesetz, das es Untertanen der britischen Krone untersagt, Menschen aus Afrika zu kaufen, zu verkaufen oder zu tauschen und Sklaven aus Afrika, der Karibik oder Amerika auf ihren Schiffen zu transportieren – ein Versuch, den atlantischen Sklavenhandel zu unterbinden (verbunden wird die Sklaverei in Großbritannien und seinen Kolonien freilich erst 1834).

London will nun auch andere Staaten dazu bewegen, den Handel mit Unfreien zu verbieten – schließlich soll es für die britischen Kaufleute kein Nachteil sein, dass sie fortan auf das hochprofitable Geschäft verzichten müssen. Portugal etwa wird mit politischem Druck und Kompen-sationszahlungen zum Einlenken gebracht.

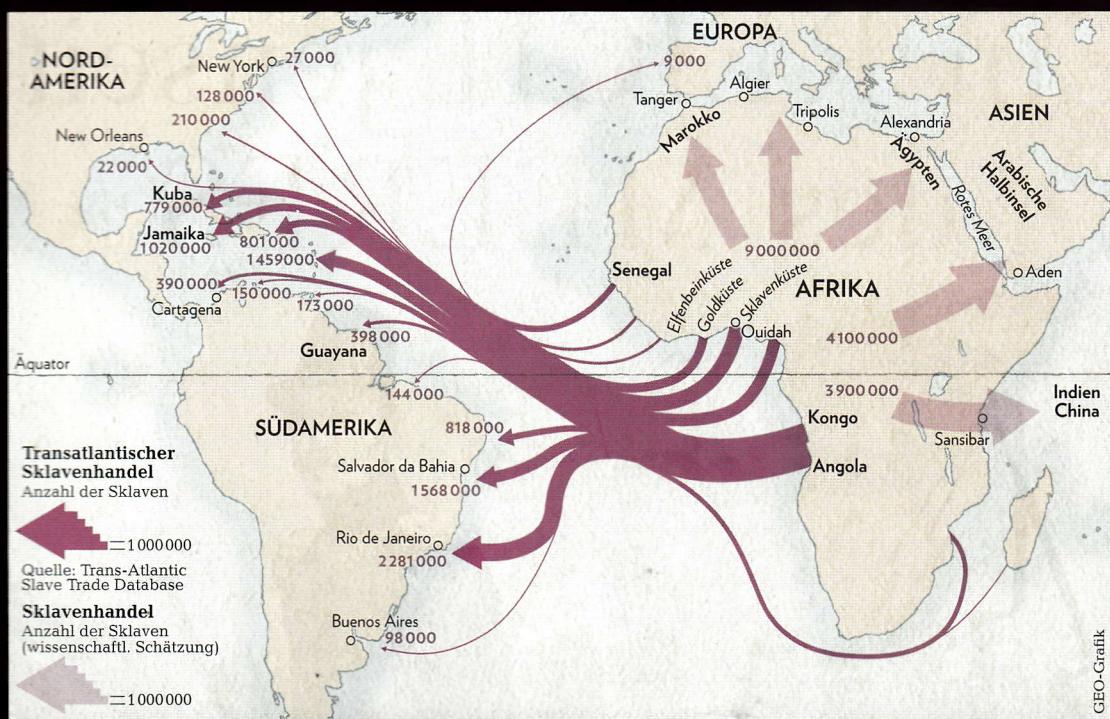
Großbritannien schickt ein Geschwader los, um das Verbot an den Küsten Afrikas durchzusetzen. Kanonenboote dringen sogar in brasilianische Häfen ein, um die Regierung der ehemaligen portugiesischen Kolonie zur Beendigung des Sklavenhandels zu zwingen.

Mit Erfolg. Der Druck der Weltmacht ist so groß, dass alle am Atlantikhandel beteiligten europäischen Staaten bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts den Menschenhandel verbieten.

Die Kaufleute von Ouidah allerdings schreckt der Kampf der Abolitionisten zunächst nicht ab. Zwar verlassen die Europäer ihre Forts, müssen die Händler ihre menschliche Ware immer länger in Hütten halten, weil die britische Marine vor der Küste patrouilliert. Aber das Geschäft lohnt sich nach wie vor: Zwischen 1836 und 1840 werden pro Jahr etwa 9000 Sklaven über Ouidah und die umliegenden Häfen verschifft.

Doch immer mehr Staaten setzen das Handelsverbot um und nehmen den Menschenhändlern damit ihre Kundschaft, bald bleibt nur das kleine Kuba als Abnehmer. Ab 1851 blockieren die Briten zudem die Küste vor Ouidah. Den Kapi-

DIE WEGE DER MENSCHENHÄNDLER



Der transatlantische Sklavenhandel ist Teil eines Kreislaufs, der drei Kontinente verbindet: Weiße Kapitäne tauschen Produkte aus Europa in Afrika gegen Sklaven, verkaufen die als Arbeitskräfte an Plantagenbesitzer in Nord- und Südamerika, wo sie Rohstoffe erwerben – aus denen in Europa neue Produkte hergestellt werden. Neben den etwa zwölf Millionen zwischen 1440 und 1870 Richtung Amerika verschleppten Menschen (von denen wohl nur zehn Millionen ihr Ziel erreichen) werden vermutlich vom 7. bis ins 20. Jahrhundert weitere 17 Millionen nach Nordafrika, Arabien, Persien, Indien und China verkauft

tänen der Sklavenschiffe gelingt es kaum noch, zwischen den Kreuzern hindurch eine Route zu finden. Das letzte Sklavenschiff, ein spanischer Dampfer, verlässt den Hafen von Ouidah im März 1862 mit 1600 Gefangenen und Kurs auf Kuba.

Die Händler am Festland wissen nun, dass ihr Exportgeschäft in Ouidah endgültig vorbei ist.

Seit der Landung der Portugiesen im 15. Jahrhundert haben die Afrikaner mehr als zwölf Millionen Menschen über die Häfen der Westküste verkauft; wohl weitere sechs Millionen wurden in diesem Zeitraum in Richtung Osten aus Afrika deportiert. Nur dank der Sklavenarbeit konnten die Europäer ihre Kolonien zu lukrativen Rohstofflieferanten entwickeln – etwa die Zuckerinsel Jamaika, im 18. Jahrhundert die reichste Kolonie des britischen Empire.

Das Ende des Atlantikhandels bedeutet jedoch nicht das Ende der Sklaverei in Afrika. Denn kaum irgendwo auf dem Kontinent ist zu dieser Zeit die Knechtschaft verboten. Als die gewaltige Nachfrage einbricht, fallen auf den Märkten die Preise – woraufhin wohlhabende Afrikaner nun

mehr Sklaven kaufen als je zuvor, unter anderem für die Produktion neuer Exportgüter wie Palmöl und Kautschuk. Und so leben um 1850 in Afrika etwa zehn Millionen Menschen in Unfreiheit.

An diesem Unrecht ändern weder die Kolonialisierung im 19. noch die Unabhängigkeitsbewegungen im 20. Jahrhundert etwas: Noch heute, mehr als 200 Jahre nach dem britischen Verbot des Sklavenhandels, leben in vielen afrikanischen Staaten, auch auf dem Gebiet des ehemaligen Dahomey, Zehntausende Menschen als Sklaven oder unter sklavereiähnlichen Bedingungen. ■

Sebastian Kretz, 31, ist Autor in Berlin.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Robert Harms, „Das Sklavenschiff“, Goldmann: anschauliche Rekonstruktion der Reise der „Diligent“, erklärt zugleich Kultur und Alltag in den afrikanischen Küstenstaaten. Herbert Klein, „The Atlantic Slave Trade“, Cambridge University Press: umfassender Überblick der gesamten Epoche des atlantischen Menschenhandels.

Ein REICH jenseits des MEERES



Der Kampf zwischen Franzosen und Einheimischen – hier eine Schlacht im November 1836 – dauert fast 20 Jahre. Erst dann kontrolliert Paris die Region (Gemälde, um 1840; Ausschnitt)

Jahrhundertelang beherrschen die Osmanen und ihre Vasallen die nordafrikanische Küste – bis 1830 eine französische Armada Algier ansteuert. Was als Strafexpedition geplant war, eskaliert schnell zu einem erbitterten Ringen um die gesamte Region. Mit der Invasion der Franzosen kündigt sich ein neues Zeitalter an: die Eroberung Afrikas durch die europäischen Großmächte — Von RALF BERHORST



E

Es ist ein gewaltiges Spektakel, bestaunt von einer großen Menschenmenge: Am Morgen des 25. Mai 1830 lichten 635 französische Transport- und Kriegsschiffe an der Küste vor Toulon die Anker und setzen ihre Segel. So eine Armada hat Frankreich seit den Tagen Napoleons I. nicht mehr aufgeboten.

An Bord der Schiffe sind 34 000 Soldaten, 40 Übersetzer, mehrere Kriegsmaler sowie Pferde für die Kavallerie und Hunde, die im Feindesland Wasser aus den möglicherweise vergifteten Brunnen vorkosten sollen. Proviant für zwei Monate lagert unter Deck, neben 174 Kanonen und 82 000 Kanonenkugeln.

Das Ziel der Flotte liegt 740 Kilometer weiter südlich: die Stadt Algier an der Küste Nordafrikas. Dort soll die Expeditionsarmee Vergeltung üben an dem Dey, dem Regenten der Region; denn dieser Hussein Dey hat angeblich einen französischen Diplomaten gekränkt.

In Wahrheit geht es aber kaum um Rache oder die Ehre der Grande Nation. Die Militärexpedition ist vor allem ein Ablenkungsmanöver, das die französische Öffentlichkeit beeindrucken und der Regierung bei den anstehenden Wahlen Stimmen einbringen soll. Doch wird dieser Propagandafeldzug eine ganz ungeplante Dynamik entwickeln. Er fesselt Frankreichs Militär viel länger als beabsichtigt in Algier. Und so gründet Paris wider Willen als erste europäische Macht der Neuzeit im Norden Afrikas eine größere Kolonie.

Am 13. Juni 1830 ankert die Flotte 27 Kilometer westlich von Algier vor einer Halbinsel. Hier ist die Küste meist eben und sandig, gibt es keine Befestigungen. Am nächsten Tag schaffen die Franzosen Soldaten und Matrosen, später Pferde,



Geschütze, Munition, Weinfässer und Kisten mit Reis oder Mehl an Land.

Zwar werden sie von einer Anhöhe aus mit Kanonenkugeln beschossen, doch können sie die Stellung rasch einnehmen. 3000 Arbeiter sichern den Landungsplatz mit Gräben, Palisaden und Erdwällen gegen Angriffe nordafrikanischer Reiter. Nach vier Tagen ist sämtliche Fracht der Schiffe ausgeladen.

Hussein Dey zieht unterdessen seine Truppen zusammen. Unter dem Befehl eines seiner Schwiegersöhne stehen bald 43 000 Kämpfer in einer Ebene zwei Marschstunden vom Lager der Franzosen entfernt. Am 19. Juni stoßen die beiden Armeen aufeinander.

Die Streitmacht des Dey ist zahlenmäßig überlegen, seine Soldaten kämpfen tapfer, stürmen mit Säbeln und Pistolen bewaffnet gegen die Invasoren; aber die modernen Geschütze und ein Bajonetttangriff der Franzosen zerfetzen die Front der Verteidiger binnen Stunden. Die Offiziere des Deys schaffen es nicht, Nachschub zu organisieren, agieren ungeschickt. Der wichtigste Kampf auf dem

Weg nach Algier ist für die Angreifer gewonnen.

Zehn Tage später haben die Franzosen die Anhöhen um die Stadt besetzt, schauen herunter auf die geweißten Häuser und engen Gassen, Minarette und Kuppeln von mehr als 100 Moscheen, die prächtige Residenz des Deys.

Am frühen Morgen des 4. Juli befiehlt der kommandierende General Bourmont ein Dauerbombardement aus allen Geschützen. Den Waffen der Europäer haben auch die türkischen Elitesoldaten des Deys wenig entgegenzusetzen. Schließlich geben sie die Festung des Herrschers preis, jagen ihr Pulvermagazin in die Luft und fliehen.

Am nächsten Tag unterzeichnet Hussein eine bedingungslose Kapitulation und verlässt fünf Tage später Algier auf einem Schiff Richtung Neapel.

Seit gut 3000 Jahren ist der fruchtbare Küstenstreifen nördlich der Sahara immer wieder das Ziel von fremden Eroberern: Die Phönizier landen um 800 v. Chr.



Im Juni 1830 erreichen französische Kampfschiffe die Küste bei Algier. Die von Paris entsandten Soldaten sollen eine diplomatische Kränkung rächen – und entfesseln einen Krieg

Algerien

hier, später die Römer, denen der Landstrich jahrhundertelang als Kornkammer dient. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts n. Chr. erobern arabische Reiterheere die Region und bringen eine neue Religion nach Afrika: den Islam. Doch schon bald darauf wird das Reich der Invasoren von inneren Unruhen erschüttert. Und so können nomadische Berberstämme die arabischen Herren um das Jahr 740 wieder vertreiben. Am muslimischen Glauben aber halten sie fest.

Die Berber gründen in der Folgezeit eigene Königreiche, die durch die Kontrolle der Karawanenwege in der Sahara reich werden. Händler transportieren auf diesen Routen Gold, Sklaven, Elfenbein und Straußfedern aus dem Inneren Afrikas an die Küste. Bauern und Viehhirten leben im Hinterland, Fischer und Kaufleute am Meer.

Gelegentlich fahren die Seeleute aus den Hafenstädten Nordafrikas aber

auch zu Raubzügen aus, um als Piraten Jagd auf Handelsschiffe zu machen. Sie erhalten bald Verstärkung von jenen Muslimen, die die Spanier bis 1492 von der Iberischen Halbinsel vertreiben.

Die Piraterie wird mehr und mehr zum lukrativen Geschäft. Von Städten wie Algier, Tunis und Tripolis aus machen Seeräuber mit wendigen Galeeren Jagd auf Kauffahrer, stehlen die Fracht, setzen die Mannschaften gefangen und verkaufen sie auf Sklavenmärkten.

Anfang des 16. Jahrhunderts dringen christliche Heere aus Spanien bis nach Nordafrika vor und beginnen, an der Küste militärische Stützpunkte zu errichten. Daraufhin sucht sich Algier einen mächtigen Verbündeten: den osmanischen Sultan in Istanbul.

Der Herrscher entsendet mehrere Tausend Elitesoldaten, mit deren Hilfe Algier die Spanier vertreiben kann. Doch fortan ist die Stadt ein Vasall der

Osmanen, muss dem Sultan Tribut zahlen und ihn an den Gewinnen aus der Piraterie beteiligen. Nach und nach wächst hier nun die „Regentschaft von Algier“ heran, ein Staat mit einer fast 1000 Kilometer langen Küste am Mittelmeer, dessen Städte, Dörfer und Ebenen sich 300 Kilometer tief ins Landesinnere erstrecken, bis an den Rand der Sahara.

Doch im 18. Jahrhundert regt sich zunehmend Widerstand gegen die Piraterie, beginnen aufstrebende Seemächte wie Großbritannien und die Niederlande die Raubfahrer im Mittelmeer und auf dem Atlantik entschlossener als zuvor zu bekämpfen. Nur zu Frankreich, das an der Küste der Regentschaft von Algier eigene Handelsposten unterhält und vor allem Weizen aus der Region bezieht, ist das Verhältnis besser.

Allerdings weigert sich Paris Jahrzehntelang, Algier Getreidelieferungen aus der Zeit der Napoleonischen Kriege zu bezahlen, bleibt den Nordafrikanern mehrere Millionen Francs schuldig. Um 1827 wendet sich Hussein, der Dey von

Algier, direkt an König Karl X. Doch der Monarch antwortet nicht einmal auf das Schreiben des Regenten.

Am 29. April 1827 empfängt Hussein zum Ende des Fastenmonats Ramadan den französischen Konsul. Er fragt, weshalb Karl X. auf seine Briefe nicht reagiere. Die Antwort: Seine Allerchristlichste Majestät lasse sich nicht dazu herab, mit jemandem wie dem Herrscher von Algier persönlich zu korrespondieren.

Darauf verliert Hussein die Beherrschung. Was genau geschieht, darüber gibt es unterschiedliche Berichte. Doch so viel ist klar: Der Dey berührt oder schlägt den Diplomaten mit seinem Fliegenwedel ins Gesicht oder auf den Arm. Er nennt ihn einen „unverschämten Ungläubigen“ und verweist ihn aus dem Saals.

Gut zwei Monate später entsendet Paris sechs Kriegsschiffe nach Algier und verlangt förmliche Genugtuung: Hussein soll über seiner Residenz das Lilienbanner Karls X. aufziehen und das Tuch mit 100 Salutschüssen ehren. Doch dazu ist der Dey nicht bereit.

Die Franzosen versuchen mit Schiffen den Hafen zu blockieren. Daraufhin lässt Hussein zwei ihrer Handelsposten an der Küste verwüsten. Frankreich verstärkt sein Geschwader, doch die Belagerung bleibt weiterhin ergebnislos.

Unter den Kapitänen der Handelschiffe geht nun die Angst um, Algier könne sich rächen und seine Raubflotten ausschicken. Kauffahrer segeln auf dem Mittelmeer in Konvois, um Angriffen der Piraten zuvorzukommen. Die Preise für Versicherungspolicen steigen. Im Hafen von Marseille stockt das Geschäft.

Im Sommer 1829 entsendet Paris einen Bevollmächtigten nach Algier, der die Affäre geräuschlos durch Verhandlungen beenden soll.

Doch Hussein denkt nicht daran, ein diplomatisches Angebot anzunehmen. Und lässt auf das Schiff des Gesandten bei dessen Abreise feuern.

Die peinliche Niederlage der Großmacht gegen den nordafrikanischen Staat und Vasallen Istanbuls trägt nicht dazu bei, den wachsenden Unmut des französischen Volkes gegen König Karl X. zu mildern.



Er gibt den Befehl zum Angriff: König Karl X. braucht einen außenpolitischen Triumph, um seine Macht im Inneren zu stärken. Die Errichtung einer Kolonie plant er nicht

Der Monarch sieht sich als absoluter Herrscher – wie seine Ahnen vor der Französischen Revolution. Doch er muss sich seine Macht mit einem Parlament teilen. Und dessen Neuwahl steht bald an. (Dass Karl den amtierenden Premierminister abgesetzt und einen ihm genehmten Nachfolger benannt hat, ohne sich nach der Mehrheit der Abgeordnetenkammer zu richten, macht ihn nicht beliebter.)

In dieser Situation erkennt der neue Premier Jules de Polignac, ein erzkonservativer Adeliger, in der Fehde mit Algier

eine Chance: Längst fordern Publizisten einen Angriff auf den Piratenstaat. Könnte nicht ein erfolgreicher Militärschlag das Ansehen der Monarchie wieder aufbessern – und damit rechtzeitig vor den Wahlen zur Abgeordnetenkammer im Juni 1830 die antiroyalistische Opposition schwächen?

De Polignac beschließt, einen Feldzug vorbereiten zu lassen. Es soll eine zeitlich begrenzte Strafaktion sein. An eine dauerhafte Besetzung, gar Kolonialisierung der nordafrikanischen Regenschaft aber denkt niemand in Paris.



Der bedeutendste Führer des Widerstandes: Abd el-Kader scharf nach der Invasion der Franzosen ein Heer muslimischer Kämpfer um sich und beginnt einen erbitterten Guerillakrieg gegen die Besatzer

Im Mai 1830 ist die Armee gerüstet. Sie zählt mehr Menschen als die Stadt Algier mit ihren 30 000 Einwohnern.

Nach dem Einzug der Franzosen in Algier am 5. Juli 1830 lässt der Oberkommandierende, General Louis-Auguste-Victor de Ghaisne de Bourmont, über Husseins Residenz das Lilienbanner aufziehen.

In der Kapitulationsurkunde versichert er: „Die Freiheit der Einwohner

aller Klassen, ihr Glaube, ihr Besitz, ihre Geschäfte und ihre Gewerbe werden nicht angetastet.“ Und gibt dafür sein Ehrenwort.

Doch die Garantien sind wertlos: Noch vor Tagesende plündern Soldaten und Offiziere Algier. Die Eroberer besetzen Moscheen und schänden Friedhöfe, entehren Heiligtümer. Viele Bewohner fliehen mit Booten oder zu Fuß aus der Stadt.

Unterdessen lässt Bourmont im Hafen die verbliebenen Schiffe des Piratenstaates beschlagnahmen oder gleich ganz

abtakeln und schickt Truppen nach Osten, um die zuvor durch die Soldaten des Deys verwüsteten französischen Handelsposten an der Küste wieder zu besetzen. Der General hat seine Kriegsziele erreicht.

Und doch verfehlt die Militäroperation ihren eigentlichen Zweck: In Paris trifft die Nachricht von Bourmonts Sieg zu spät ein – erst nach den Wahlen zum Parlament. Und die Abstimmung ergibt Verluste für die Ultraroyalisten zugunsten der oppositionellen Liberalen.

Am 25. Juli unterzeichnet Karl X. vier Erässe, die kurzerhand Neuwahlen anordnen. Unter anderem diese „Juliordonnanzen“ führen in Paris zum Aufstand, drei Tage lang kommt es zu Barrikadenkämpfen zwischen Anhängern und Gegnern des Königs.

Schließlich muss der Monarch abdanken und nach England fliehen. Sein Nachfolger wird ein entfernter Verwandter Karls, der liberalere Louis-Philippe. Wohl um seine Position zu festigen, sagt der neue König seinen aufgebrachten Landsleuten eine konstitutionelle Monarchie zu.

In Nordafrika – wo die Nachricht von der Flucht Karls X. erst am 10. August 1830 eintrifft – hat Bourmont unterdessen weitere Fakten geschaffen und die meisten osmanischen Beamten verjagt. Damit gibt es in Algier keine Regierung mehr, keinen funktionierenden Verwaltungsapparat, keine staatliche Autorität.

Der mittlerweile zum Marschall beförderte Kriegsherr hat ein Machtvakuum erzeugt, das die weitere Anwesenheit französischer Truppen zwingend erforderlich macht.

Er selbst aber ist entbehrlich: Der Sieger von Algier legt kurz darauf sein Kommando nieder. Als überzeugter Royalist und Anhänger Karls will er dem neuen „Bürgerkönig“ nicht dienen und reist auf eigene Kosten aus Algier ab.

Zudem hat der Umsturz Männer in Regierungämter gebracht, die stets vor dem Algier-Abenteuer gewarnt hatten. Und die nun nicht wissen, wie sie sich zur Eroberung der Stadt stellen sollen.

Vier Jahre lang ringen die Politiker in Paris um eine Entscheidung. Sie schicken eine Parlamentskommission nach Nordafrika – die ein vernichtendes Urteil über die Folgen der Besetzung trifft.

„Wir haben an Barbarei jene Barbaren übertroffen, die wir gekommen sind, um sie zu zivilisieren, und beklagen uns nun über den Mangel an Erfolg mit ihnen“, heißt es in dem Dokument.

„Wir haben auf bloßen Verdacht hin und ohne Gerichtsverfahren Menschen in den Tod geschickt, deren Schuld von Anfang an zweifelhaft war, und ihre Erben enteignet“, fahren die Autoren fort.

„Wir haben Menschen massakriert, denen wir freies Geleit zugesichert hatten; auf Verdacht hin ganze Bevölkerungsgruppen abgeschlachtet, von denen sich später herausstellte, dass sie unschuldig waren. Wir haben Männer vor Gericht gebracht, die von den Menschen als Heilige verehrt werden, weil sie den Mut besaßen, sich unserem Furor entgegenzustellen und Partei für ihre unglücklichen Landsleute zu ergreifen. Wir haben Stammesführer ins Gefängnis geworfen, weil sie unseren Deserteuren Gastfreundschaft gewährten.“

Und schließlich heißt es: „Wir haben Verrat belohnt, wenn es unseren Verhandlungen diente, und diplomatische Vorstöße als hinterhältige Fallen betrachtet.“

Doch trotz dieser vernichtenden Bilanz empfiehlt die Kommission – da der Sieg über Algier in Frankreich ungemein populär ist – eine „eingeschränkte Besetzung“: Die Truppen sollen die Stadt sowie einige Küstenorte mit ihrem Umland auf längere Zeit okkupieren.

Am 22. Juli 1834 unterzeichnet König Louis-Philippe ein Dekret, das in Nordafrika eine französische Militärgouvernierung erschafft (vier Jahre später wird sie offiziell den Namen „Algerien“ erhalten).

Das Territorium untersteht fortan dem Kriegsminister in Paris, vor Ort vertreten durch einen Generalgouverneur. Die Franzosen halten nur die Stadt Algier und ihr unmittelbares Hinterland sowie mehrere Küstenstädte besetzt. Allerdings hat es sich in Frankreich herumgesprochen, dass man in Algerien rasch reich werden kann.

Glücksritter und Spekulanten nehmen unter dem Schutz des Militärs nun verlassene Landgüter, Geschäfte und Häuser in Besitz. Europäische Siedler erpressen oder erwerben auch jenseits der französischen Gebiete Grund und



Anfangs besetzen die Franzosen nur Algier und einige Küstenorte sowie deren Umland. Als sie nach und nach aber auch ins Landesinnere vorstoßen, bricht ein Aufstand gegen die Invasoren aus

Boden, vertreiben so nach und nach die dort lebenden Berber.

Schon bald regt sich in den Stämmen und Teilen der alten osmanischen Elite Widerstand. Schließlich erheben sich mehrere Gruppen zur offenen Rebellion.

Zu den Anführern des Aufstands gehört ein Jüngling mit blassem Gesicht, schwarzem Bart und der asketischen Aura eines Mönches: Abd el-Kader, geboren um 1807. Ein Mann, der seine Ahnen bis auf den Propheten Mohammed zurückführt und einer Familie von Marabuts entstammt – Stammesführern und Priestern, die den Nimbus frommer Gelehrsamkeit genießen.

Auch Abd el-Kader ist umfassend gebildet. Er wurde in islamischer Theo-

logie unterwiesen, dazu in Mathematik, Astronomie und Geographie, Philosophie, Geschichte und Medizin.

Der strenge Muslim trägt bald den Ehrentitel *amir al-muminin*, „Anführer der Gottesfürchtigen“. Seinen Anhängern erklärt er: „Ich werde kein anderes Gesetz als das des Koran anerkennen. Es gibt keine Freiheit außer die durch die Verteidigung des Glaubens. Das Paradies kann nur im Schatten des Schwerthes gefunden werden.“

Von November 1832 an setzt Abd el-Kader mit 10 000 Reitern, über die er anfangs gebietet, immer wieder den Franzosen zu. Er schneidet ihre Garnisonen in den Küstenstädten vom überlebenswichtigen Nachschub mit Nahrungsmiteln ab, gewinnt durch erfolgreiche Attacken die Gefolgschaft weiterer Stämme.

Für die Siedler und Besatzungstruppen in den Stützpunkten entsteht eine bedrohliche Lage. So gefährlich



wird der Emir den Franzosen, dass einer ihrer Generäle im Februar 1834 einen Vertrag mit ihm schließt: Abd el-Kader erkennt die französischen Gebiete an, dafür erhält er die Souveränität über den Rest der westlichen Provinz zugesprochen, den die Franzosen nicht halten.

Es ist ein wichtiger Prestigeerfolg für den Emir. Die Franzosen haben ihn als Verhandlungspartner akzeptiert – auch in der Hoffnung, dass er noch militantere Stämme vom Widerstand gegen sie abhält, sie vielleicht sogar bekämpft. Sie beliefern ihn daher mit Waffen.

Doch der Frieden hält nicht lange: Als die Franzosen 1835 mit einem Trupp durch ein Gebiet marschieren, das Abd el-Kader als sein Territorium betrachtet, greift er sie an, tötet oder verwundet über 600 französische Soldaten. Zur Vergeltung erobern die Franzosen mehrere Städte des Emirs und brennen sie nieder.

Abd el-Kader zieht sich aufs Land zurück, attackiert die Franzosen immer wieder aus dem Hinterhalt.

Die Einnahme der Städte hat den Invasoren nichts gebracht. Im Gegenteil:

Fünf Jahre nach ihrer Landung werden sie immer tiefer in einen zermürbenden, teuren und verlustreichen Guerillakrieg gezogen. Deshalb bekommt Generalleutnant Thomas Robert Bugeaud, der neue Oberbefehlshaber im Westen Algeriens, von der französischen Regierung die Order, abermals einen Friedensvertrag mit dem Widerstandskämpfer zu schließen. Der Preis dafür ist hoch: Der Emir erhält nun drei Viertel Algeriens als sein Territorium.

Abd el-Kader erschafft daraus die Keimzelle eines eigenen Staatswesens, gegründet auf den Prinzipien des Koran. Er teilt sein Land in acht Kalifate, führt eine einheitliche Besteuerung ein, ernennt Richter. Zudem lässt er Waffenfabriken bauen, rüstet seine Streitmacht hoch auf mehr als 50 000 Kämpfer.

Der Vertrag bringt erneut nur eine kurze Pause im Ringen um Algerien. Als im November 1839 französische Truppen durch ein zwischen beiden Seiten umstrittenes Gebiet ziehen, ruft Abd el-Kader wieder zum Krieg.

Seine Kämpfer verwüsten mehrere französische Siedlungen, vertreiben die Kolonisten, viele flüchten nach Algier.

Damit ist klar: Die Strategie einer „eingeschränkten Besetzung“ ist gescheitert. Frankreich steht jetzt vor der Wahl, Algerien schnell zu räumen oder es vollständig zu erobern, mit welchen Mitteln auch immer.

Vor der Abgeordnetenkammer in Paris erklärt General Bugeaud: „Man führt keinen Krieg mit Barmherzigkeit. Wer immer dafür ist, ihn zu beenden, muss auch für die Methoden sein, die dazu erforderlich sind.“

Seine Argumente finden Gehör: Bugeaud wird zum Generalgouverneur Algeriens ernannt; zudem verstärkt die Regierung seine Truppen auf 80 000 Mann und lässt ihm freie Hand. (Bis 1846 wird Frankreich das Kontingent auf 108 000 Mann erhöhen – ein Drittel der französischen Armee.)

Ab Frühjahr 1841 stößt Bugeaud mit beweglichen Einheiten von jeweils 7000 Soldaten in raschen Aktionen in die Gebiete des Emirs vor und verbreitet dabei auch Terror gegen die Zivilbevölkerung, um dem Widerstand Abd el-

Kaders die Basis zu nehmen. In Dörfern, die ihn unterstützen, lässt der Generalgouverneur Felder und Zelte niederbrennen, Obsthaine verwüsten, das Vieh beschlagnahmen, Männer töten, Frauen und Kinder gefangen nehmen.

Mehrmals entfachen die Franzosen Feuer vor Höhlen, in die Zivilisten aus Angst vor den europäischen Soldaten geflüchtet sind. Die Orte werden zu tödlichen Fallen, die Menschen ersticken. Insgesamt fordern Bugeauds Kriegszüge wohl mehrere Zehntausend Tote.

Bis Ende 1841 erobern die Europäer die wichtigsten Städte des Gegners; der Emir weicht den französischen Truppen immer wieder aus, weil er ihrer Übermacht in offener Feldschlacht nicht gewachsen ist. Er zieht mit einer Zeltstadt aus Märkten, Schulen und Werkstätten umher, der sich etwa 30 000 Menschen anschließen – die Familien seiner Kämpfer.

Wie besessen fahnden die Franzosen nach dieser mobilen Befehlszentrale. Im Mai 1843 entdecken sie die Zelte in einem Gebirge nördlich der Sahara; im Lager befinden sich noch etwa 18 000 Menschen, nicht aber Abd el-Kader. Der konnte rechtzeitig fliehen und versammelt seine letzten Truppen nun in Marokko, nahe der Grenze zu Algerien; der dortige Sultan gewährt dem Glaubensbruder Asyl.

Fortan wird der Krieg zur Jagd auf einen einzigen Mann. Dafür überquert Bugeaud sogar mit einer Streitmacht die Grenze zu Marokko, seine Armee vernichtet dort in einer Schlacht im August 1844 Truppen des Sultans.

Doch jetzt erheben sich im Westen und im Zentrum Algeriens erneut Stämme gegen die Franzosen.

Billige Schiffspassagen haben zuvor Tausende oft verarmter Einwanderer aus Frankreich, Spanien, Deutschland, Italien und der Schweiz nach Algerien gebracht. Allein zwischen 1842 und 1845 gründeten die Besatzer 35 neue Siedlungen und verteilen 105 000 Hektar Land an Kolonisten. Die eroberten Gebiete werden systematisch durch Militärposten kontrolliert und gesichert, Einheimische von ihren angestammten Ländereien vertrieben.

Abd el-Kader gelingt es mit seinen Reitern noch einmal, die Stadt Algier zu

bedrohen. Doch seine Verluste in den Gefechten sind zu groß, er zieht sich nach Marokko zurück. Schließlich, am 22. Dezember 1847, ergibt sich der Emir, der nur noch über 1400 Kämpfer gebietet, und verpflichtet sich, nie wieder algerischen Boden zu betreten; dafür versprechen ihm die Franzosen freies Geleit in ein muslimisches Land.

Ein Dampfer bringt den Freiheitskämpfer nach Toulon, von dort soll die Reise weiter in den Nahen Osten gehen.

Doch die Franzosen halten ihr Versprechen nicht. Der inzwischen umstrittene Monarch Louis-Philippe muss nach einer erneuten Volkserhebung im Februar 1848 abdanken und flieht wie sein Vorgänger Karl X. nach England.

Frankreich ist kurz darauf wieder Republik – und deren Regierung fühlt sich an keine vorherige Zusage gebunden.

Das Militär verschleppt Abd el-Kader und seine Entourage in ein Schloss und stellt ihn unter Hausarrest.

Vier Jahre später erst kommt er wieder frei. Zwei Monate vor seiner Wahl zum Kaiser löst der neue französische Staatspräsident Louis Napoleon Bonaparte (später Napoleon III.) im Oktober 1852 das alte Versprechen Frankreichs ein. Abd el-Kader darf seiner Wege gehen.

Der einstige Emir lässt sich bald darauf in Damaskus nieder. Dort rettet er bei Unruhen einige Jahre später Hunderten mehrheitlich syrischen Christen und vielen Diplomaten das Leben, denen er Zuflucht auf seinem Anwesen gewährt. Als Dank dafür nimmt ihn Frankreich in die Ehrenlegion auf.

1883 stirbt Abd el-Kader im Alter von etwa 75 Jahren in Syrien.

Algerien ist da längst ein Teil Frankreichs. Um die Interessen der mehr als 100 000 europäischen Siedler in Nordafrika zu schützen, hat Paris das Land bereits 1848 zu französischem Staatsgebiet erklärt.

Es geht dabei weniger um Rohstoffe (vom Öl in der Sahara ahnt noch niemand etwas) – vielmehr soll Algerien eine Siedlungskolonie werden. Wohl noch 1848 schickt Paris 20 000 Arbeitslose nach Algerien; sechs Jahre später verbannt Napoleon III. gut 6000 Oppositionelle nach Nordafrika, die gegen seine Wahl zum Kaiser protestiert hatten.

Viele andere Siedler kommen dagegen freiwillig, auch aus anderen Nationen, denn die Industrialisierung und das Bevölkerungswachstum in Europa lassen die Not in den Elendsquartieren der Städte wachsen.

Napoleon III. will die Kolonie fördern und ausbauen. Investoren bringen Kapital ins Land, in Algerien lassen sich riesige Areale günstig erwerben, einheimische Arbeitskräfte sind billig. Manche Geldanlagen dort werfen höheren Gewinn ab als im französischen Mutterland. 1857 wird mit dem Bau der



Nicht alle einheimischen Herrscher schließen sich Abd el-Kader und dessen Gotteskriegern an. Der Bey von Constantine im Nordosten des Landes führt auf eigene Faust seinen Kampf gegen die Franzosen – vergebens



Um den Aufstand niederzuschlagen, erobern die Franzosen nach und nach die wichtigsten Städte der Rebellen und schicken zugleich immer mehr Truppen in das Land. 1846 dienen in der Militärkolonie Algerien bereits mehr als 100 000 Soldaten (Angriff auf eine Zitadelle der Aufständischen)

ersten Eisenbahnlinie begonnen, Paris finanziert Straßen, Bewässerungsanlagen, Telegraphenleitungen. Lange Zeit ist der Anbau von Getreide die wichtigste Einnahmequelle der Siedler; später, als eine Reblaus-Epidemie den Weinregionen Frankreichs zusetzt, wird das Land zu einem der größten Weinproduzenten der Welt.

Gut drei Jahrzehnte nach der Annexion Algeriens beginnt ein Wettlauf der Europäer um Afrikas restliche Territorien.

Schon seit dem 15. Jahrhundert haben zunächst Portugal, dann die Niederlande, England, Frankreich sowie andere europäische Staaten Handelsstationen und befestigte Stützpunkte an den Küsten des Kontinents errichtet. Die Fremden lockte das Geschäft mit Elfenbein, Gold und später vor allem mit Sklaven.

Nun, ab 1884, teilen sie systematisch den gesamten Kontinent untereinander auf. Schon Zeitgenossen nennen dieses Ausgreifen „Imperialismus“ und meinen damit das Bestreben einer Großmacht, ihren wirtschaftlichen, militärischen, politischen und kulturellen Einfluss auf Kosten anderer Völker auszudehnen.

Allerdings beginnt die Ära des Imperialismus nicht unvermittelt. Vielmehr bildet sich das globale Großmachtstreben der Nationen in einem Jahrzehnte währenden Prozess heraus. Vier Faktoren sind es vor allem, die diese Entwicklung antreiben:

I. Mit der Industriellen Revolution kommt es zunächst in Großbritannien und ab 1850 auch in Mitteleuropa zu einem nie da gewesenen Wirtschaftswachstum. Die expandierenden Volkswirtschaften brauchen immer mehr Rohstoffe, und sie brauchen neue Märkte, um ihre Fertigprodukte abzusetzen.

Gleichzeitig nimmt durch die Industrialisierung der technologische Vorsprung der Europäer gegenüber den Afrikanern gewaltig zu: So transportieren mit Kohle befeuerte Dampfschiffe in kürzester Zeit riesige Gütermengen um die Welt. Und immer effektivere Geschütze und Schnellfeuerwaffen wer-

den in immer größerer Zahl produziert. Derart ausgerüstet können selbst kleine Expeditionstruppen große Armeen der Einheimischen besiegen.

II. Die Eliten der imperialistischen Staaten betrachten das Ringen um die ökonomischen Ressourcen der Welt zunehmend als Kampf ums Dasein – im Wettbewerb mit den anderen Großmächten. Diese Konkurrenz-Ideologie beschleunigt die Landnahme in Afrika.

In manchen dubiosen Verträgen handeln Europäer afrikanischen Potentaten, Häuptlingen oder Clanführern Souveränitätsrechte über riesige Ländereien ab. Willkürlich ziehen Politiker und Diplomaten Grenzen durch jahrhundertealte Kulturräume. Bis 1914 werden Großbritannien, Frankreich, Portugal, Belgien, Spanien, Italien und das Deutsche Kaiserreich fast den gesamten Kontinent unter sich aufgeteilt haben.

III. Der Besitz von Kolonien wird rasch zu einer Frage des nationalen Prestiges: Nur wer über weite Territorien in Afrika gebietet, kann sich im Status mit dem British Empire oder dem Empire colonial français messen. Das ist ein entscheidendes Motiv beispielsweise auch der deutschen Kolonialpolitik, die sich einen angemessenen „Platz an der Sonne“ erkämpfen will.

IV. Und schließlich lösen die Vorstöße von Militärs und Kolonialgesellschaften ins Landesinnere Ereignisketten aus, die kein Minister, Diplomat, General vorhersieht. So versuchen afrikanische Herrscher, die Konkurrenz der europäischen Mächte zum eigenen Vorteil zu nutzen. Und nach dem Verbot des Sklavenhandels sind es vor allem einheimische Potentaten, die sich neue Geschäftsmodelle einfallen lassen, um mit den Europäern weiter Handel zu treiben.

Anderorts drängen dagegen Widerstandskämpfer die fremden Okkupatoren dazu, mehr militärische Präsenz zu zeigen als zunächst geplant – so wie beim Ausgreifen Frankreichs nach Algier 1830, dem Prolog zur fatalen Epoche der imperialen Anmaßung in Afrika.

Auch nach der Aufnahme Algeriens in das französische Staatsgebiet bleiben die meisten Einheimischen Bürger zweiter

Klasse. Sie haben kein Wahlrecht, sind nicht in den gehobenen Ämtern des öffentlichen Dienstes vertreten, dürfen nicht als Bürgermeister dienen.

Erst ab 1865 können die Nordafrikaner die französische Staatsbürgerschaft erwerben, müssen dafür aber künftig wichtige Gebote des muslimischen Glaubens ignorieren und sich der französischen Rechtsprechung unterstellen (bis 1913 nutzen nur 1557 Algerier diese Möglichkeit). So bleibt die große Mehrheit der Einwohner des Landes mehr oder minder rechtlos.

Im Frühjahr 1871 erheben sich im Nordosten des Landes abermals Einheimische gegen die Fremdherrschaft – eine Revolte, die viele Tote fordert und im Sommer 1872 niedergeschlagen ist.

Unterdessen konnte ein Offizier und ehemaliger Algerienkämpfer Frankreichs Einflusszone auch an der afrikanischen Westküste immer weiter ausdehnen: Schon 1857 hat General Louis Léon César Faidherbe die Stadt Dakar als Verwaltungssitz einer Kolonie gegründet, die sich acht Jahre später bereits über beinahe das gesamte Gebiet des heutigen Senegal erstreckt.

Innerhalb weniger Jahrzehnte unterwirft Frankreich nun große Teile Westafrikas, gedrängt von der Habgier privater Geschäftsleute sowie dem Expansionswillen des französischen Militärs – und angetrieben von der Rivalität mit Großbritannien.

Zur Jahrhundertwende gebietet Frankreich in Westafrika über ein riesiges Kolonialreich, das sich unter anderem über die heutigen Staaten Burkina Faso, Guinea, die Elfenbeinküste, Benin und Mali erstreckt (siehe Karte Seite 158). 1881 erobern seine Truppen Tunesien, ab 1912 herrscht Paris in Marokko.

Die Grande Nation hält schließlich mehr als zehn Millionen Quadratkilometer in Afrika, ein Drittel des Kontinents; 1920 erreicht ihr Kolonialimperium die größte Ausdehnung in Frankreichs Geschichte.

In beiden Weltkriegen kämpfen Soldaten aus Algerien auf Seiten der Franzosen. Doch der rechtliche Status der Algerier verbessert sich kaum. Und so gründen national gesinnte Aktivisten im Jahr 1954 eine Befreiungsfront, die Front de Libération Nationale, die die



Im Mai 1843 erobern die Franzosen die mobile Befehlszentrale Abd el-Kaders: eine Zeltstadt in den Bergen nördlich der Sahara. Vier Jahre später ist der Aufstand endgültig gescheitert

Loslösung des Landes von Frankreich fordert und schon bald Anschläge auf französische Siedlungen und andere Einrichtungen der Besatzer verübt.

Die Franzosen gehen brutal gegen die Guerillakämpfer vor, mit Massenverhaftungen und Kollektivbestrafungen. Im August 1955 werden bei Strafexpeditionen halbe Dörfer ausgelöscht, die Militärs setzen dabei auch Napalm-bomben ein.

Doch damit treiben die Kolonialherren der FLN immer neue Anhänger zu. Paris verstärkt seine Streitkräfte in Algerien nach und nach auf über 400 000 Mann und vertreibt mehr als drei Millionen Menschen aus Gebieten, in denen die Befreiungsfront aktiv ist.

Als die FLN den Krieg mit Bombenanschlägen und einem Generalstreik nach Algier trägt, lassen die Franzosen Arbeiter im Ausstand erschießen. Sie foltern Hunderte, vielleicht Tausende.

Ab 1957 sichert die Kolonialmacht die Grenzen zu Marokko und Tunesien durch einen elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun und Minenfelder – die Nachbarstaaten haben 1956 die Unabhängigkeit erlangt, und nun werden die Aufständischen von dort aus mit Waffen versorgt.

Doch weder militärisch noch politisch ist der Kampf für Paris zu gewinnen. Immer mehr Franzosen zweifeln inzwischen am Sinn des Krieges. Präsident Charles de Gaulle lässt schließlich ein Referendum zu – mit eindeutigem Ergebnis: Mehr als 95 Prozent der wahlbeteiligten Algerier votieren für die Selbstbestimmung des Landes.

Am 3. Juli 1962 erkennt de Gaulle die Unabhängigkeit Algeriens an – fast genau 132 Jahre nachdem Kriegsminister Bourmont über der Residenz Hussein Deys das Lilienbanner hissen ließ (bis 1960 hatten fast alle übrigen afrikani-

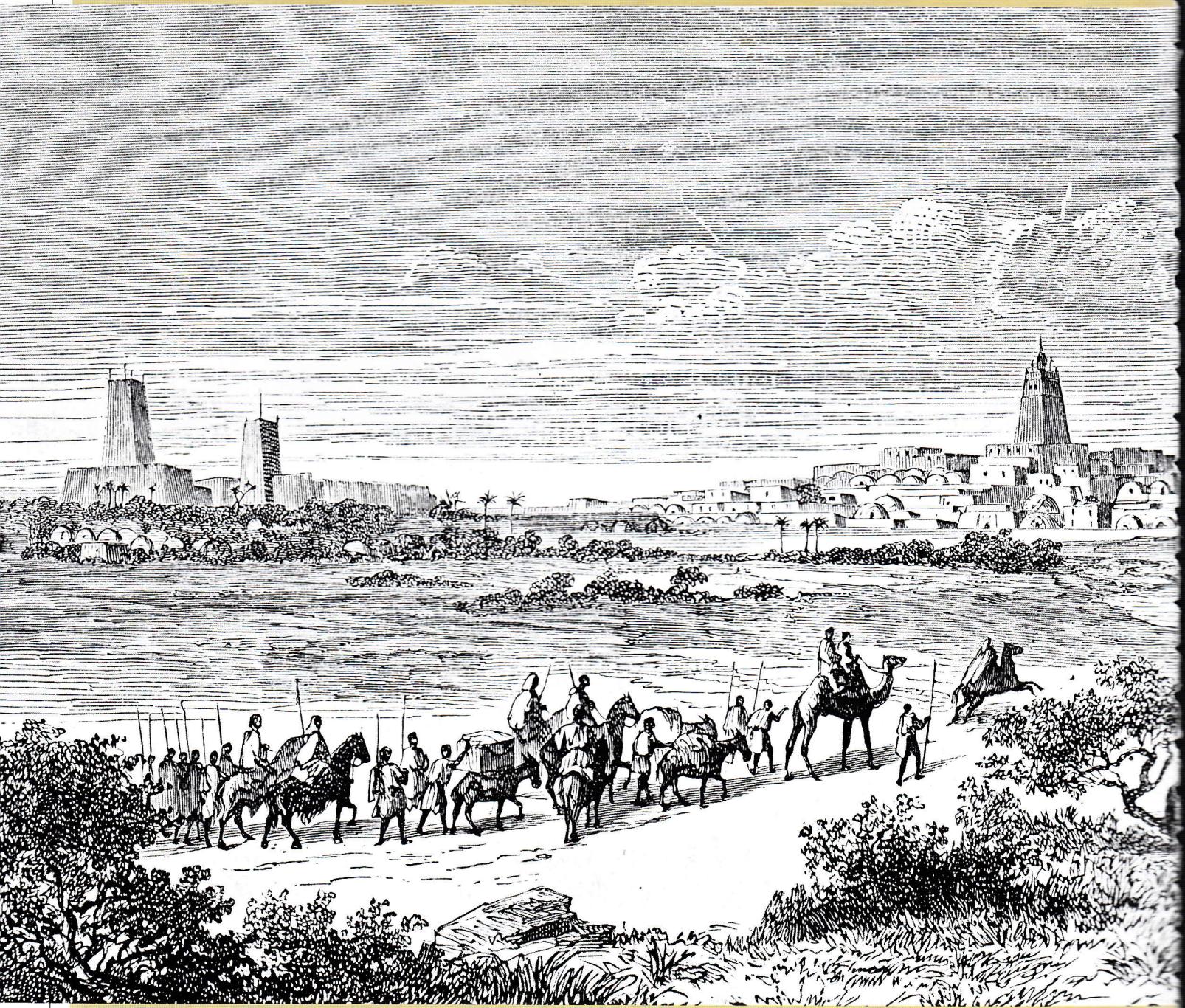
schen Kolonien Frankreichs bereits die Autonomie erlangt; danach sind nur noch Französisch-Somalia und kleinere Inseln unselbstständig). Ende 1962 haben 90 Prozent der europäischen Siedler, für deren Interessen das Mutterland so erbittert gefochten hat, das ehemals annexierte Territorium verlassen.

Wohl mindestens 300 000 Tote hat der Unabhängigkeitskrieg gekostet. Manche Historiker gehen sogar von mehr als einer Million Menschen aus, die ihr Leben verloren haben im Ringen um das Land an der einstigen Piratenküste. ■

Dr. Ralf Berhorst, 47, erinnerte die fatale Expedition der Franzosen an so manchen Kriegszug der jüngeren Vergangenheit.

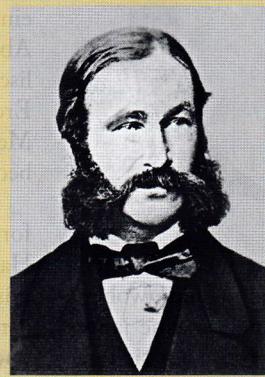
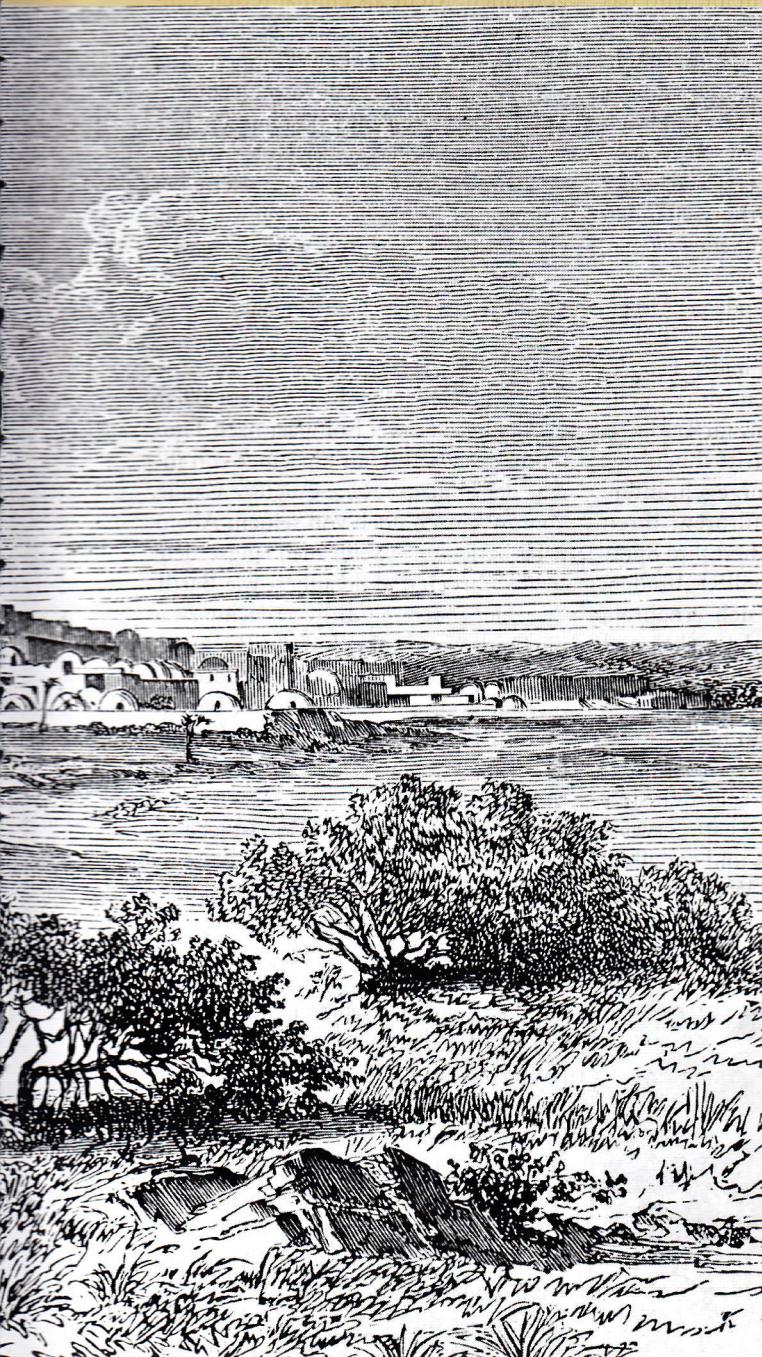
LITERATUREMPFEHLUNGEN: John Ruedy, „Modern Algeria“, Indiana University Press: kompakte Geschichte Algeriens. John W. Kiser, „Commander of the Faithful“, Monkfish Book Publishing Company: packend geschriebene Biografie des algerischen Nationalhelden Abd el-Kader.

DER LANGE WEG



Mehr als drei Jahre sind seit seinem Aufbruch in Tripolis vergangen, als Barth am 7. September 1853 in Timbuktu einreitet. In der Stadt, die seit dem Mittelalter ein Zentrum islamischer Gelehrsamkeit ist, findet der Deutsche jahrhundertealte Aufzeichnungen über die Geschichte Westafrikas. Die meisten Illustrationen zu diesem Beitrag stammen aus Barths fünfbandigem Werk »Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika«.

NACH TIMBUKTU



Von Gold überzogen sollen die Häuser der legendären Wüstenstadt sein. Doch deren genaue Lage ist in Europa nicht bekannt, als der Hamburger Heinrich Barth mit einer deutsch-britischen Expedition 1850 ins Innere Afrikas aufbricht. Der Forscher trotzt Sonnenglut und Überschwemmungen, Überfällen und Krankheiten, bis er schließlich Timbuktu im heutigen Mali erreicht. Nach mehr als fünf Jahren kehrt er als einziger überlebender Weißer von der Mission zurück. Im Gepäck: wissenschaftliche Erkenntnisse von unschätzbarem Wert

— Von CLAUS HECKING

D

Das also soll das unermesslich reiche Timbuktu sein – jene sagenumwobene Stadt, für deren Besuch er eine jahrelange, beschwerliche Reise auf sich genommen hat, in deren Verlauf er dem Tod mehrmals nur knapp entronnen ist? Um die zu sehen er sich als islamischer Geistlicher ausgeben und in eine fremde Tracht hüllen muss, damit ihn die strengen Muslime in der Region nicht als Andersgläubigen umbringen?

Als der junge deutsche Afrikaforcher Heinrich Barth am 7. September 1853 Timbuktu erblickt, ist er nicht gerade überwältigt. „Denn da der Himmel dick überzogen und die Atmosphäre mit Sand erfüllt war, konnten die dunklen, schmutzigen Tonmassen der Stadt, durch die Sonne nicht beleuchtet, von dem umgebenden Sand und Schutt kaum unterschieden werden.“ Mit diesen Worten beschreibt der 32-Jährige seine Ankunft in der Handelsmetropole, die als „Königin der Wüste“ seit Jahrhunderten die Gedanken der Menschen rund um das Mittelmeer beflogelt.

Timbuktus goldenes Zeitalter als Umschlagplatz für die Schätze Westafrikas ist da schon längst zu Ende gegangen. Zwar werden in der Stadt nach wie vor viele wertvolle Koranschriften aufbewahrt, strahlen manche Lehmhäuser mit ihren aufwendigen Verzierungen noch immer Wohlstand aus. Aber die Hunderte einfachen Mattenhütten, die den meisten Einwohnern anstelle fester Gebäude – wie früher – als Behausung dienen, künden eindeutig von Niedergang.

Doch trotz Barths Enttäuschung beim ersten Anblick Timbuktus ist seine Reise eine Zäsur. Denn was er auf einer insgesamt fünfjährigen Expedition durch das heutige Libyen, Niger, Nigeria, den Tschad, Kamerun, Burkina Faso und Mali erforscht und beschreibt, wird das Bild der Europäer von Nordwestafrika tief greifend verändern. Mehr noch: Barth – der sehr gut Arabisch spricht, eine landesübliche Tracht trägt und sich Abd al-Karim nennt – wird seinen englischen Auftraggebern beweisen, dass der Erdteil entgegen der vorherrschenden Meinung ein Kontinent mit einer langen, bedeutenden Geschichte ist.

Denn anders als die anderen Afrikaforcher seiner Zeit sieht der 1821 in Hamburg geborene Barth in den Einheimischen keine bemitleidenswerten Wilden ohne jedes Verständnis für Tradition und Vergangenheit. Er tritt ihnen mit respektvoller Neugier entgegen, interessiert sich für ihre Kulturen, ihren Glauben, ihre Werte, studiert ihre Sprachen, ihre Geschichte, will ergründen, wie sie leben, wohnen, sich ernähren, heilen. Mit wem sie Handel treiben und mit wem sie im Krieg liegen.

Und anders als etwa der schottische Arzt Mungo Park, der ein halbes Jahrhundert zuvor bei seiner Erkundung des Niger aus Angst vor Angriffen stets schnell zur Waffe gegriffen hatte, erweist sich Barth als geschickter und vor allem geduldiger Verhandler: Wo immer es

geht, verschafft er sich mit Geschenken und einer höflichen Aufwartung die Gunst und den Schutz des Clanchefs oder Herrschers, durch dessen Gebiet er gerade zieht.

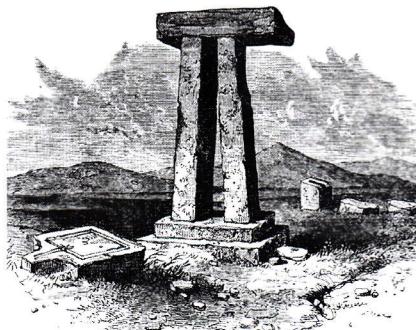
Zudem versteht er es, Freunde zu gewinnen. Mehr als einmal retten Einheimische ihn aus höchster Not, warnen ihn vor herannahenden Truppen oder Verbrechern, befreien ihn aus Gefangenschaft, begleiten und beschützen ihn, helfen ihm in finanzieller Not.

Im Verlauf seiner langen Reise beschreibt der Deutsche so genau wie kaum ein Entdecker vor ihm weite Teile des Inneren Nordwestafrikas. Später wird er selbst von sich sagen, er habe „einen Schleier von einem Raum größer als Europa“ weggezogen.

Wahrscheinlich haben es vor Barth überhaupt nur zwei Europäer nach Timbuktu geschafft. Und nur einer von ihnen, der Franzose René-Auguste Caillié, konnte danach noch von seinem Abenteuer berichten – wenn auch längst nicht so ausführlich und detailliert wie Barth.

Der andere, ein Brite, erreichte zwar die Stadt, wurde aber auf der Rückreise ermordet. (Allerdings hat ein florentinischer Kaufmann behauptet, bereits 1470 in Timbuktu gewesen zu sein. Ob er wirklich dort war, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen.)

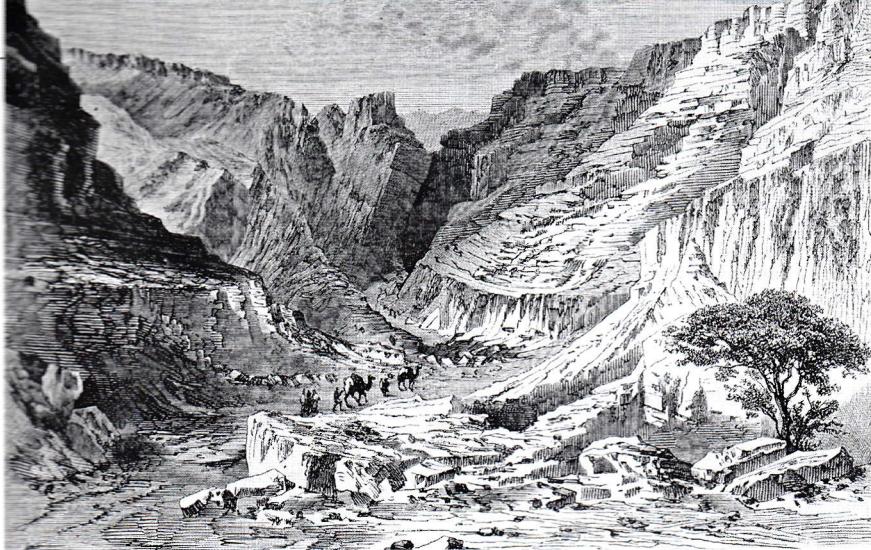
Auch Barths Expedition ist lebensgefährlich: Der Hamburger ist der einzige Weisse, der von dieser Forschungsreise in seine Heimat zurückkehrt.



17. Februar 1850: Noch während er auf Messinstrumente aus Europa wartet, erkundet Barth das Umland von Tripolis, darunter diese Ruinen in der Region Tarhuna

Timbuktu gilt den Menschen in Europa seit Jahrhunderten als Kapitale eines fernen, märchenhaft reichen Landes; ein katalanischer Kartograph verortet die Stadt bereits im 14. Jahrhundert in einem „Land aus Gold“, und ein britischer Kapitän berichtet im 17. Jahrhundert von einem geheimnisvollen Informanten, der ihm versichert habe, in Timbuktu seien die Häuser mit Gold überzogen.

Es ist die Lage der Stadt an der nördlichsten Biegung des Niger, die ihr zum Aufstieg verhilft. Tuareg-Nomaden gründen Timbuktu um 1100 zwischen der Flussniederung und dem Glutofen der Sahara als Lagerplatz während der Trockenzeit. Der Ort inmitten des von



Nomadenstämme beherrschten Wüstenlandes entwickelt sich über Jahrhunderte zu einem florierenden Umschlagplatz. Denn im Lauf der Zeit nimmt der Handel mit den Wüstenoasen zu.

Vor allem mit Steinsalz aus der Zentralsahara werden hier Geschäfte gemacht, aber auch Waren aus dem Mittelmeerraum bieten die Kaufleute an und schicken sie über den Niger weiter nach Süden. Umgekehrt brechen Karawanen mit zuweilen 3000 Kamelen von Timbuktu aus nach Norden auf, transportieren Sklaven, Gold, Elfenbein, Ziegenhäute und Straußefedern aus dem Inneren Afrikas an die Küsten jenseits der großen Wüste.

Im 16. Jahrhundert beschreibt ein marokkanischer Reisender den Marktplatz Timbuktu, der zu jener Zeit vermutlich zwischen 30 000 und 50 000

Einwohner hat. Zahlreiche Händler nutzen die Stadt, um ihre Waren zu lagern. Sie warten dort ab, bis der Preis steigt, und verkaufen erst dann. Und manche Geschäftsleute bleiben für immer, bauen sich von ihren Profiten großzügige, mit Ornamenten dekorierte Häuser und Speicherräume.

Lange schon machen auch westafrikanische Pilger auf ihrem Weg nach Mekka und wieder zurück Station in

Timbuktu. Einige haben wertvolle Schriften im Gepäck – Koranabschriften, religiöse Traktate, Bücher über die arabische Sprache, Philosophie, Medizin oder islamisches Recht. Gelehrte aus Andalusien und Nordafrika lassen sich in der Stadt nieder, und Wissbegierige aus der Region Timbuktus reisen nach Ägypten und kehren als angesehene Lehrer heim. Auch etliche Kaufleute begeistern sich für die Texte, erwerben die kostbaren Schriften oder lassen Kopien anfertigen.

Immer mehr Kaufmannssöhne, die genug Zeit und Geld haben, um Bücher zu kaufen, zu lesen und zu schreiben, widmen sich ausschließlich der Gelehrsamkeit. Wissenschaftler, Dichter und Geistliche schätzen das offene intellektuelle Klima. Timbuktu erblüht zu einem der wichtigsten Zentren der islamischen Kultur in Afrika. Um 1550 soll es am Ort mehr als 150 Koranschulen gegeben haben. Erstmals in der westafrikanischen Geschichtstradition werden hier bis dahin nur mündlich überlieferte Ereignisse in Schriftform gefasst, politisch interpretiert und aufbewahrt.

Einige Familien Timbuktus gründen gar eigene Bibliotheken, denn der Besitz von Büchern ist eine Möglichkeit, seinen Reichtum zu zeigen. 1593 beschwert sich ein Gelehrter beim Sultan von Marokko, der Timbuktu kurz zuvor erobert hat, über die Plünderung seiner 1600 Manuskripte umfassenden Bibliothek – die offenbar aber zu den eher kleineren Sammlungen der Stadt gehört hat.

Frieden ist selten am Niger; Phasen der Stabilität wechseln mit Kämpfen. Nacheinander erobern die Herrscher verschiedener Reiche die Stadt. Im 14. Jahrhundert gehört die Karawanenmetropole zu Mali, dessen Territorium sich vom Nigerbogen bis an den Atlantik erstreckt. Später erobern die Songhai, ein Volk von Bauern und Händlern, den prosperierenden Handelsstützpunkt.

Die meisten Eroberer profitieren von der Kontrolle der Warenströme, häufen unvorstellbar große Schätze an. Von König Mansa Musa von Mali, der im 14. Jahrhundert Timbuktu beherrscht, sagt man, er habe in Kairo den Goldpreis abstürzen lassen – so viel Edelmetall habe er während seines dreimonatigen Aufenthaltes dort in Umlauf gebracht.



Im 16. Jahrhundert berichtet ein marokkanischer Besucher Timbuktus, dass der Herrscher der Stadt über einen riesigen Schatz aus enormen Goldbarren verfüge, über 3000 berittene Soldaten und unzählige Fußtruppen. Und er erzählt von Märkten, auf denen man statt mit Münzen mit Goldklumpen bezahle.

So wachsen in den Köpfen der Menschen die Fantasien von Timbuktu.

Es ist ein Mythos, so mächtig, dass er bis ins Abendland wirkt und sogar den langsam Niedergang der Stadt überstrahlt, der ab dem 15. Jahrhundert durch die Konkurrenz europäischer Handelskapitäne an der westafrikanischen Küste sowie Goldfunde in der Neuen Welt unausweichlich voranschreitet.

In Europa weiß kaum jemand von diesem Abstieg. Das Innere des Kontinents ist für die Menschen nördlich des Mittelmeers um 1800 noch weitgehend un-

bekanntes Terrain. Selbst die Position Timbuktus ist nur ungefähr bekannt.

Zwar betreiben die Portugiesen schon seit dem 15. Jahrhundert Handelsstationen an der westafrikanischen Küste, etwa im heutigen Senegal, und ihnen folgen in den nächsten Jahrhunderten Niederländer, Franzosen und Briten. Landeinwärts wagen sich die Europäer jedoch selten vor. Sogar den extrem einträglichen Sklavenhandel überlassen sie einheimischen Zwischenhändlern – zu gefährlich und strapaziös ist die Reise ins Innere des Kontinents.

Dann aber untersagt Großbritannien, die größte Wirtschaftsmacht der Erde, 1807 für sein Empire den Handel mit Sklaven aus Afrika (siehe Seite 58) und versucht, auch andere europäische Länder zu einem Verbot zu überreden, etwa durch diplomatischen Druck auf dem Wiener Kongress von 1815. Zudem bemüht sich die britische Regierung, neue Märkte und Territorien in Afrika zu erkunden. Expeditionen werden aus-

Als Barth im Februar 1851 die Handelsstadt Kano im heutigen Nigeria erreicht, liegen rund 4000 Kilometer Wüste hinter ihm. Unterwegs wäre er fast verdurstet

geschickt, um den Erdteil zu erforschen und für Großbritannien zu erschließen.

Unter anderem soll eine „African Mission to Central Africa“ Ende 1849 aufbrechen und von Libyen durch die Sahara ins Innere des Kontinents vordringen. Die Briten, eher an lukrativen Geschäften als an territorialem ZugeWINN interessiert, wollen damit den Franzosen zuvorkommen, die seit der Eroberung Algeriens wenige Jahre zuvor bereits über eine Machtbasis im Norden Afrikas verfügen (siehe Seite 72).

Leiter der Expedition ist der ehemalige Missionar James Richardson. Der 40-Jährige verfügt über Afrika-Erfah-

rung, hat sogar schon Teile der Sahara bereist, ist aber kein Wissenschaftler. Daher entschließt sich die Regierung, weitere Teilnehmer anzuwerben.

U

Unter anderem wird der preußische Gesandte in London um Rat gefragt, der sich für alle Fragen rund um Afrika interessiert; er vermittelt den Engländern den eigenbrötlerischen Hamburger Kaufmannsohn Heinrich Barth. Der ist zwar erst 28, aber auf einer Vielzahl wissenschaftlicher Gebiete versiert.

Er spricht Englisch, Türkisch und Arabisch. Er kennt den Koran und hat

an der Universität in Berlin gleich fünf Fächer studiert – neben Geographie auch Germanistik, Jura, Handelsgeschichte und Altertumswissenschaften.

Zudem ist Barth trotz seiner Jugend schon sehr erfahren, hat Abenteuerlust und Durchhaltewillen bewiesen: Als er von 1845 bis 1847 auf einer Bildungsreise die Länder rund um das Mittelmeer erkundete, wurde er im libysch-ägyptischen Grenzgebiet von Banditen überfallen und angeschossen. Trotzdem reiste er weiter.

Richardson und Barth sollen auf ihrer Expedition herausfinden, welche europäischen Waren in Afrika gefragt und welche Profite zu erzielen sind. Wenn möglich, sollen sie auch gleich Geschäfte anbahnen. Dafür erhalten sie sogar die Vollmacht, im Namen des britischen Staates Handelsverträge abzuschließen. Dem Deutschen, der für einen Teil der Reisekosten selbst aufkommen

muss, sind freilich die Forschung und die Aussicht auf eine mögliche spätere Professur wichtiger.

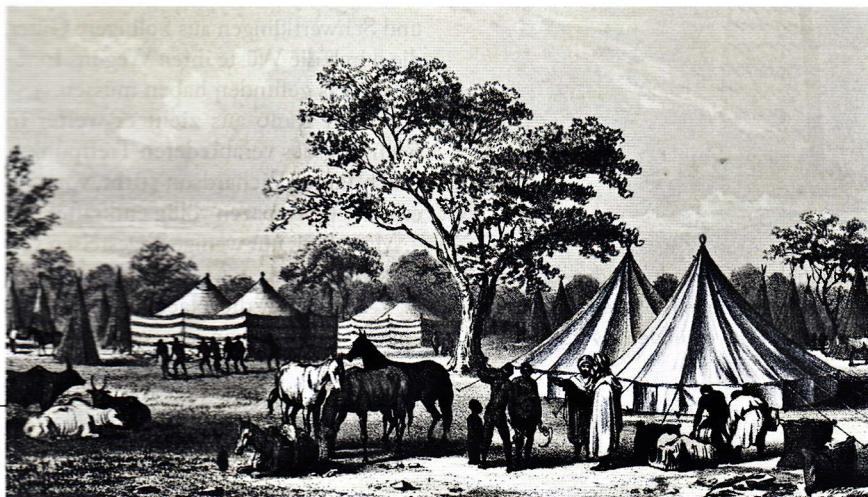
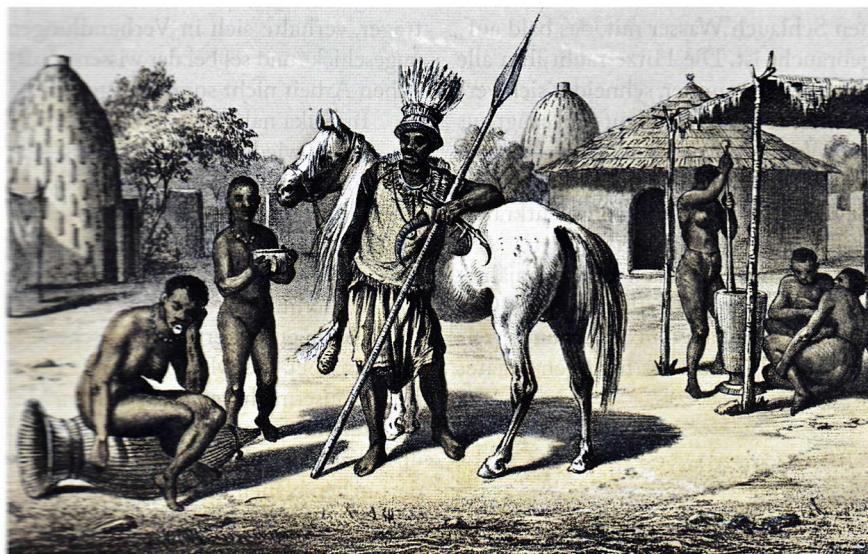
Doch bereits die Vorbereitungen der Reise sind langwierig. Knapp drei Monate vergehen, ehe Barth, Richardson und der dritte Expeditionsteilnehmer, der 27-jährige deutsche Geologe Adolf Overweg, vor Ort in Libyen alles Nötige zusammengestellt haben. Die wissenschaftlichen Instrumente, darunter Sextanten zur Positionsbestimmung, Hygro- und Thermometer für Luftfeuchtigkeits- und Temperaturmessungen sowie Waffen und Zelte sind erst mit einiger Verzögerung Anfang 1850 per Schiff in Tripolis angekommen.

Medikamente, Bücher und Geschenke müssen verstaut, Tauschwaren und Proviant gekauft, verlässliche Helfer angeworben werden.

Fünf bewaffnete afrikanische Diener und ein paar Kameltreiber begleiten schließlich Barth und Overweg, als sie am 24. März 1850 mit zehn Kamelen Tripolis in Richtung Süden verlassen. Richardson wird ihnen kurz darauf mit weiteren 20 Lasttieren folgen und sie einholen. Er nimmt auch ein in vier Teile zerlegtes Boot aus Mahagoni inklusive Rudern mit durch die Wüste, denn Overweg will den Tschadsee erkunden.

Die ersten Etappen führen die Forscher durch fruchtbare Weideland, das jedoch schnell dem zerklüfteten Randgebirge des Wüstenplateaus weicht. Auf der viel genutzten Karawanenroute durch die Sahara kommen sie gut voran. Vor ihnen liegt karges, wasserarmes Land. Geröll und Steine bis an den Horizont. Und dann folgt das gelbfarbige Sandmeer mit seinen steilen Dünern.

Es wird immer heißer. Sonnenbrand und ins Gesicht wehender Sand



Im Land der Musgum
(im heutigen Kamerun)
begleitet Barth wochenlang
Sklavenjäger. Er porträtiert
einen Häuptling des fried-
lichen Volkes und das Lager
der Angreifer, die Tausende
verschleppen, verstüm-
meln und ermorden

machen das Reisen unangenehm. Ein kurz in den weichen Boden gestecktes Thermometer zeigt bereits nach wenigen Augenblicken 45 Grad Celsius an. In den Nächten ist es dagegen kalt.

Doch die Querung der Sahara ist nur der Prolog zu den Strapazen, denen die Expedition in den fruchtbaren Regionen südlich der großen Wüste ausgesetzt sein wird, wo Barth endlich auf Pferden reisen kann.

Flüsse und überschwemmte Gebiete versperren den Weg. Während der Regenzeit zerren Sturmböen an Reitern und Zelten. Riesenhohe Fliegen setzen Menschen und Tieren zu. Beim Ritt durch hohes, nasses Gras saugen sich Egel an den Beinen der Pferde fest. „An meinem Grauschimmel rieselte das Blut in Strömen herab“, notiert Barth.

Insekten und Parasiten quälen die Männer, die ungewohnte und manchmal karge Ernährung – unter anderem saure Milch und Getreidebrei – schwächt sie.

Immer wieder leiden Barth und seine Mitreisenden an Magen-Darm-Erkrankungen, an Fieber- oder Malaria-Anfällen, die sie tage-, manchmal sogar wochenlang außer Gefecht setzen.

Dem wissenschaftlichen Eifer des Hamburger kann all das jedoch nichts anhaben. Um nicht auf die Hilfe von Übersetzern angewiesen zu sein, lernt er, soweit möglich, die Sprachen der Völker, die er besucht, und legt dazu eigene Wörter- und Grammatikverzeichnisse

an. Damit ihm nichts entgeht, schreibt er seine Beobachtungen stets sofort auf und bringt das Ganze während der nächsten Rast in Form.

Akribisch notiert Barth unzählige Details: vom Aussehen der Landschaft über die jeweiligen Tiere und Pflanzen bis zu Relikten menschlicher Zivilisation.

Im Juli 1850 stößt der Hamburger auf Felsbilder, die neben bogenbewehrten Wesen, einem Esel und einem Pferd auch Rinderherden zeigen. Barth, der das hohe Alter der archaischen Steingravuren sofort erkennt, schließt daraus, dass die Tiere einst in großer Zahl in dieser Gegend gelebt haben müssen. Dies hieße, dass sich das Klima in der Sahara in den Jahrtausenden zuvor erheblich gewandelt haben muss – eine Schlussfolgerung, die moderne Klimaforscher teilen.

Barths Ausflüge, bei denen er geologische Formationen oder Ruinen genauer erforscht, sind mitunter lebensgefährlich. Einmal macht er sich unbegleitet zu einer Erkundungstour in ein Wüstenmassiv auf, nimmt nur einen kleinen Schlauch Wasser mit, das bald aufgebraucht ist. Die Hitze raubt ihm alle Kraft. Er irrt umher, schneidet sich verzweifelt selbst in die Haut und saugt aus der Wunde sein eigenes Blut. Nur mit Glück wird er von einem ihn suchenden Begleiter fiebernd und völlig entkräftet rechtzeitig entdeckt.

Anfang 1851, nach knapp einjähriger Reise, haben Barth und seine Gefährten die Sahara durchquert und erreichen den Norden des heutigen Staates

Niger. Vorbei an Korn- und Baumwollfeldern, schattenspendenden Bäumen und großen Schafherden ziehen sie in die Ortschaft Taghelel ein.

Dort trennen sie sich vorübergehend – weil ihre Geldvorräte knapp werden, und sie hoffen, als Einzelreisende billiger voranzukommen: Denn jedes Mal, wenn sie gemeinsam irgendwo eintreffen, erwarten die Herrscher umfangreiche Geschenke, allein könnten sie unauffälliger auftreten.



Zudem hat es zwischen Barth und Richardson immer wieder Streit gegeben. Barth wirft dem Briten vor, er gefährde das Unternehmen durch allzu große Geldgeschenke an örtliche Würdenträger, verhalte sich in Verhandlungen ungeschickt und sei bei der wissenschaftlichen Arbeit nicht sorgfältig genug.

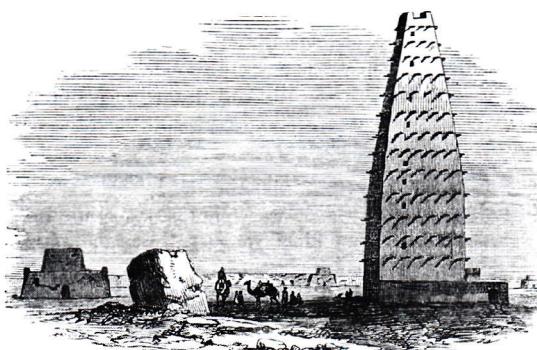
In Kuka nahe dem Tschadsee wollen sie sich wiedertreffen.

Barth nimmt den Weg über Kano, eine 500 Kilometer westlich des Tschadsees gelegene Handelsstadt im heutigen Nigeria, die für ihre gefärbten Tücher weithin berühmt ist.

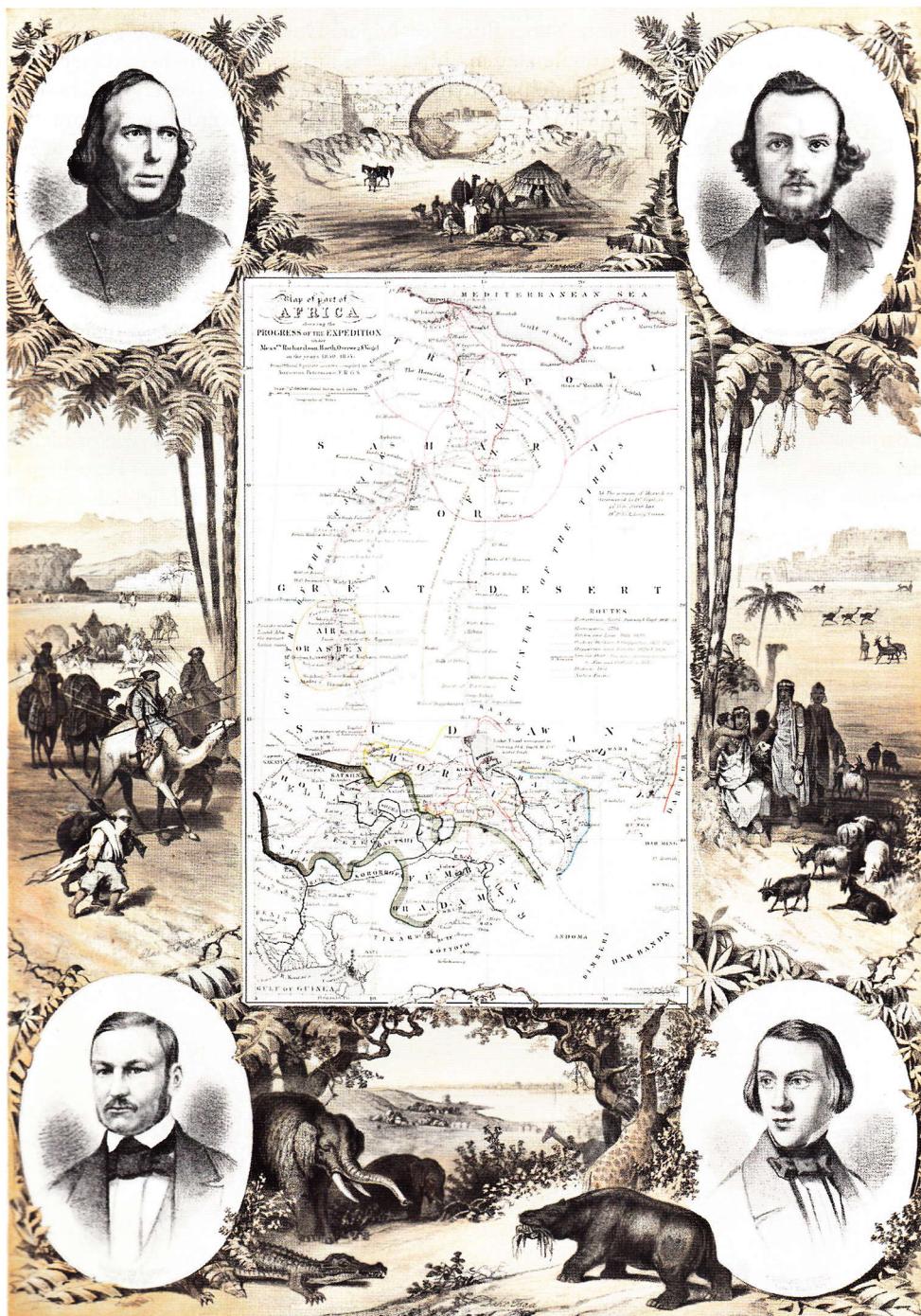
Fasziniert notiert der Deutsche viele Details über die Metropole mit ihren Lehmhäusern, Hütten und Palästen, Melonenbäumen und Dattelpalmen – und über den Marktplatz, auf dem er verwundert neben blauen Stoffen aus einheimischer Produktion auch Glasperlen aus Venedig entdeckt, Rasiermesser aus der Steiermark, Kurzwaren aus Nürnberg und Schwertklingen aus Solingen: Güter, die durch die Wüste ihren Weg ins Innere Afrikas gefunden haben müssen.

Von Kano aus zieht er weiter in Richtung des verabredeten Treffpunkts. Doch James Richardson stirbt, von den erlittenen Strapazen völlig entkräftet, am 4. März 1851, nur wenige Tagesreisen von Kuka entfernt.

Als Barth die Nachricht 20 Tage später zufällig von einem vorbeizie-



20 Tage verbringt Barth in der am Rand der Wüste gelegenen Stadt Agadez. Er bittet den Vorsteher des Gebetshauses um Erlaubnis, den 28 Meter hohen Moscheeturm aus Lehm zu erklimmen, um von dort aus die Umgebung genauer zu erkunden – vergebens



Wann immer möglich, setzen Barth und seine Gefährten Berichte ab, die über verschlungene Pfade London erreichen. Aus den Nachrichten entsteht 1854 ein Zwischenreport über die Expedition. James Richardson (o. l.) und Adolf Overweg (o. r.) sind da bereits tot. Heinrich Barth (u. l.) wird vermisst, Eduard Vogel (u. r.) soll ihn suchen und bei seiner Mission unterstützen. Am 1. Dezember 1854 treffen die beiden Forscher unweit des Tschadsees aufeinander. Doch ihre Wege trennen sich bald wieder, da Barth bereits auf der Heimreise ist.

henden Reiter aus Marokko erhält, übernimmt er, wie in einem solchen Fall vorgesehen, selbst die Leitung der Expedition. In Kuka angekommen, schließt er im Namen der Londoner Regierung ein Handelsabkommen mit dem Herrscher von Kanem-Bornu, einem bedeutenden Reich am Tschadsee.

Der Vertrag sieht vor, dass jeder Engländer in Kanem-Bornu wie ein Freund behandelt werden muss und kaufen und verkaufen darf, was er will.

9. August 1853: die Hombori-Berge im heutigen Mali. Seit nahezu einem Jahr ist Barth allein unterwegs – der einzige überlebende Europäer der deutsch-britischen Expedition

Da auch Overweg krank in Kuka eintrifft, reist Barth zunächst allein weiter. Er erkundet die Gegend südlich des großen Sees und erreicht den Benue, den größten Nebenfluss des Niger. Doch dann quälen auch ihn Fieberanfälle, sodass er sich auf dem Rückweg kaum auf seinem Pferd halten kann.

A

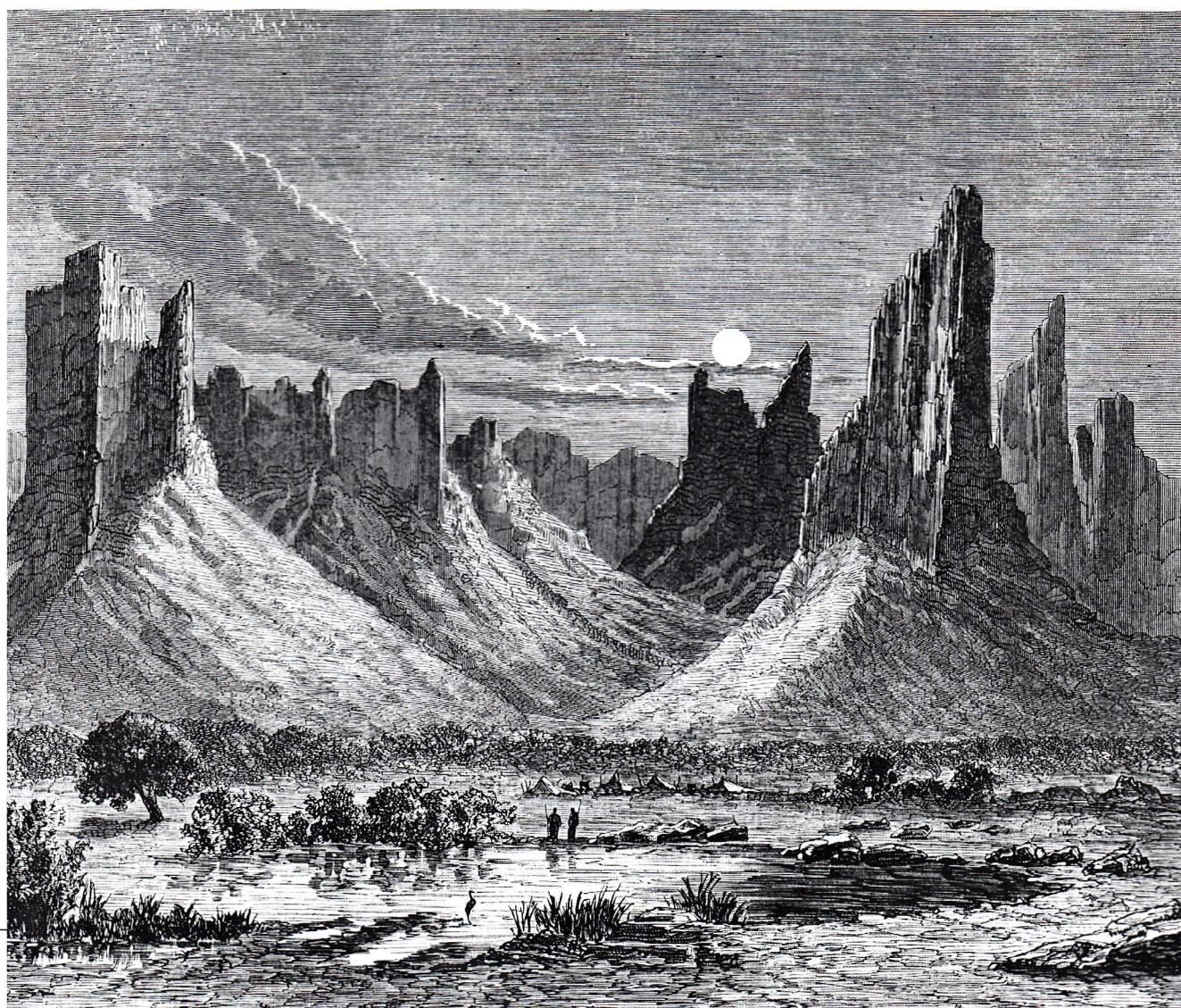
Als der Herrscher von Kuka kurz darauf zu einem Raubzug gegen das Volk der Musgum ins heutige Kamerun aufbricht, nutzen Barth und der wieder zu Kräften

gekommene Overweg die Gelegenheit, um ihn zu begleiten. Fasziniert beobachten sie Giraffen und Elefanten.

Doch dann werden sie Zeugen einer wochenlangen Sklavenjagd. Tausende Menschen werden verschleppt, ihre Dörfer niedergebrannt. Unzählige Bewohner werden verstümmelt oder getötet. Die beiden Deutschen, erschüttert, können nichts ausrichten.

Zurück in Kuka, macht sich Overweg in dem mitgebrachten Boot an die erste Erkundung des Tschadsees. Barth reist allein nach Südosten in eine Region auf dem Territorium des heutigen Tschad. In einem Dorf marschieren plötzlich lauter Menschen in sein Zelt und binden ihm die Füße zusammen. Warum, weiß er nicht.

Vier Tage liegt er gefesselt, ehe ihn schließlich ein einflussreicher Mann



befreit, dessen Bekanntschaft er zuvor an einem Halt gemacht hatte.

Und dann, im September 1852, stirbt auch Adolf Overweg, an Malaria.

Barth beschließt, die Erkundungen rund um Kuka abzubrechen und sich auf den Weg zu machen nach Timbuktu, der geheimnisvollen Stadt des Goldes. Mit sieben einheimischen Dienern und Kameltreibern, vier Pferden und vier Kamelen bricht er im November auf. Durch teils bergiges Gelände, mit Dornbüschchen bewachsene Steppen und bewaldetes Gebiet dringt er nun immer weiter nach Westen vor.

Dieser mehr als 2500 Kilometer lange Abschnitt seiner Expedition dauert weitere zehn Monate. Mehrmals gerät der Forscher in Gegenden, in denen sich verfeindete Häuptlinge bekämpfen, muss in Gewaltritten vor plündernden und mordenden Heeren flüchten.

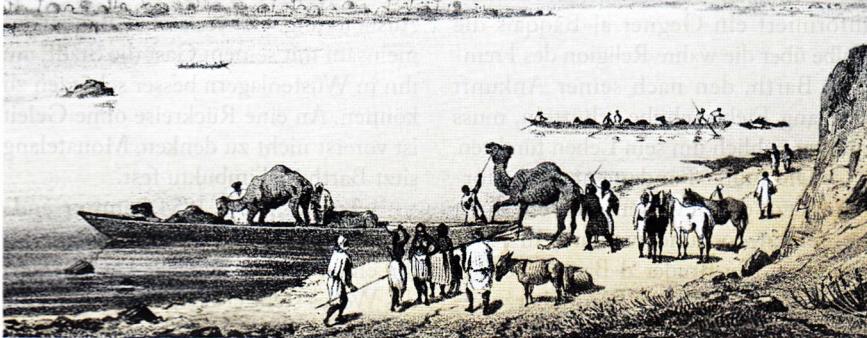
Schließlich schifft er sich mit seinen Kisten und Instrumenten für den letzten Teil der Strecke auf einem Nigerarm ein. Da die Gegend von einem streng islamischen Herrscher kontrolliert wird, der zum Hirtenvolk der Fulbe gehört, muss Barth fürchten, als Ungläubiger getötet zu werden. Er gibt sich nun als frommer Muslim aus, der dem in ganz Westafrika bekannten Korangelehrten Sidi Ahmad al-Baqqai von Timbuktu Bücher aus dem Orient bringt.

Barth vertraut auf die freundliche Aufnahme durch den mächtigen al-Baqqai, über dessen ehrliches Wesen er zuvor von einheimischen Reisenden gehört hat, und hofft, dass der ihn vor den Fulbe-Leuten beschützen wird.

Doch kurz vor seiner Ankunft erfährt er, dass al-Baqqai sich gar nicht in Timbuktu aufhält. Nun lässt er dem Bruder des Geistlichen ausrichten, dass er zwar ein Christ sei, „aber unter dem Schutz des Sultans von Istanbul“ stehe. Zum Glück hat Barth tatsächlich ein altes Schreiben des osmanischen Herrschers von seinen früheren Reisen in Ägypten dabei.

Dennoch macht er sich in der letzten Nacht vor seiner Ankunft in Timbuktu Sorgen um sein Leben.

Doch die sind unbegründet – zunächst jedenfalls. Am 7. September 1853 reitet Barth unbehelligt in die alte Han-



Auf seinem Weg nach Timbuktu muss der deutsche Forscher den Niger überqueren. Ausrüstung und Lasttiere werden dazu auf Booten verstaut

delsmetropole ein. Zwei Kamale und fast ein Dutzend Esel sind nötig, um seine Kisten zu tragen.

Er wird höflich begrüßt und kann sein Quartier in einem Haus al-Baqqais beziehen – nicht ohne den abwesenden Geistlichen zuvor mit einem Pistolen-schuss in die Luft geehrt zu haben.

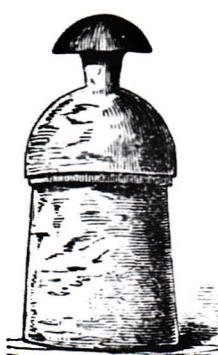
Timbuktu ist nur noch ein Schatten seiner früheren Großartigkeit: Vom legendären Stadtwall, den die Fulbe vermutlich bei einem Angriff 1826 zerstört haben, ist nichts zu sehen, ungeschützt liegt die im Dreieck angelegte Handelsstadt auf der Ebene. Der prächtige Palast, in dem früher die Herrscher residierten,

ist nicht einmal mehr in Überresten zu erkennen, Straßen und Märkte meist wenig belebt. Vielerorts haben einfache runde Mattenhütten die prächtigen, mit luftigen Terrassen und Innenhöfen versehenen Lehmhäuser ersetzt, für die Timbuktu einst berühmt war.

Selbst von dem früheren Zentrum der islamischen Kultur in Afrika zeugt nicht mehr viel. Zwar haben etliche Familien ihre Bücherschätze aufbewahrt, aber nur wenige der einst so zahlreichen Koranschulen und Gebetshäuser sind noch erhalten. Nicht mehr als drei Moscheen zählt Barth in den engen Gassen und Straßen Timbuktus, das vielleicht noch 13 000 Einwohner hat.

Auch die berühmte Weltoffenheit von einst ist nirgendwo mehr zu spüren. Timbuktu ist dem streng islamischen Fulbe-Herrscher flussaufwärts tributpflichtig und wird von dessen Beamten kontrolliert, die Christen als Ungläubige verfolgen, alle Lebensbereiche von Frauen und Männern strikt trennen und das beliebte Tabakrauchen verboten haben.

Zudem fallen immer wieder Nomaden aus der Umgebung in die Stadt ein, erpressen die Einwohner um Geld oder



Jedes Detail ist Barth berichtenswert, und sei es die Form und Bauweise von Kornbehältern, wie bei diesem Getreidespeicher im Land der Musgum

Wertsachen. „Das ist der verwahrloste Zustand des heutigen Timbuktu“, notiert der Afrikaforscher lakonisch.

Schon am Tag nach seiner Ankunft informiert ein Gegner al-Baqqaïs die Fulbe über die wahre Religion des Fremden. Barth, den nach seiner Ankunft tagelang Fieberschübe schütteln, muss nun tatsächlich um sein Leben fürchten.

Die Fulbe-Fundamentalisten fordern jetzt, da sie wissen, dass er Christ ist, seinen Tod und wollen sein Haus angreifen. Der Bruder al-Baqqaïs schlägt Barth vor, schnell zum Islam überzutreten, um sein Leben zu retten. Doch der Besucher weigert sich – was ihm Respekt unter den Bürgern der Stadt einbringt.

Und dann, endlich, kehrt der Koranlehrte al-Baqqaï heim. Die beiden Männer freunden sich an. Der Muslim genießt das Gespräch mit dem belebten Christen, erlaubt ihm, kostbare alte Schriften einzusehen. So gewinnt Barth umfassende Kenntnisse über die Wirt-

schaft, Geschichte und Politik Timbuktu und der Reiche Westafrikas. Doch seine Lage bleibt bedrohlich, immer wieder verlangt der Fulbe-Herrscher seine Auslieferung. Oft verlässt al-Baqqaï gemeinsam mit seinem Gast die Stadt, um ihn in Wüstenlagern besser schützen zu können. An eine Rückreise ohne Geleit ist vorerst nicht zu denken. Monatelang sitzt Barth in Timbuktu fest.

Am 18. März 1854 kann er endlich aufbrechen. Al-Baqqaï begleitet ihn einen Teil der Strecke. Für den Rest des Weges stellt er dem Deutschen eine Art Empfehlungsschreiben aus, in dem er zur Toleranz gegenüber dem Andersgläubigen aufruft.

Über Kano reist Barth zurück nach Kuka. Kurz vor der Stadt trifft er auf den deutschen Astronomen Eduard Vogel, der ihm von der britischen Regierung hinterhergeschickt worden ist, nachdem der Tod der beiden anderen Expeditionsmitglieder bekannt geworden war. Vogel

bleibt in Nordafrika, während Barth seine Reise nach Tripolis fortsetzt.

Der Astronom wird wenige Monate später von Einheimischen erschlagen, die ihn für einen Spion halten.

G

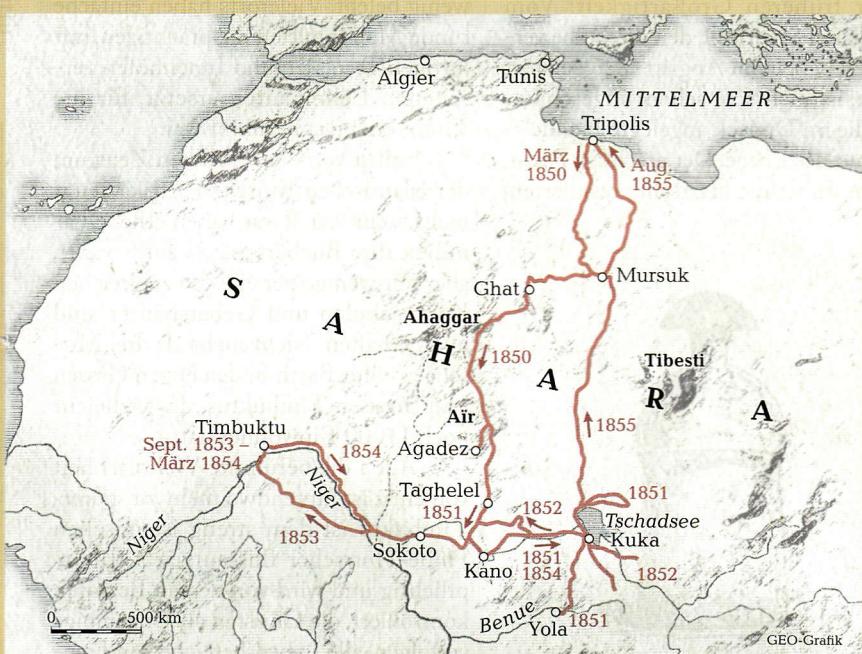
Gut 15 500 Kilometer liegen hinter Barth, als er am 28. August 1855 die libysche Hafenstadt erreicht. Fast fünfthalb Jahre sind vergangen, seit er mit James Richardson und Adolf Overweg zu seiner „großen Reise“ aufgebrochen ist. Er hat als einziger Europäer überlebt. (Die einheimischen Helfer bleiben in Afrika, nur zwei von Overweg freigekauft Sklaven, die Barth treu gedient haben, nimmt er mit nach England. Sie kehren später nach Afrika zurück.)

Bereits zwei Jahre später erscheinen die ersten Bände seiner „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika in den Jahren 1849 bis 1855“ in Englisch und auf Deutsch. Fünf Bände dick und 3500 Seiten stark ist das Werk. Kurz darauf wird es ins Französische übersetzt.

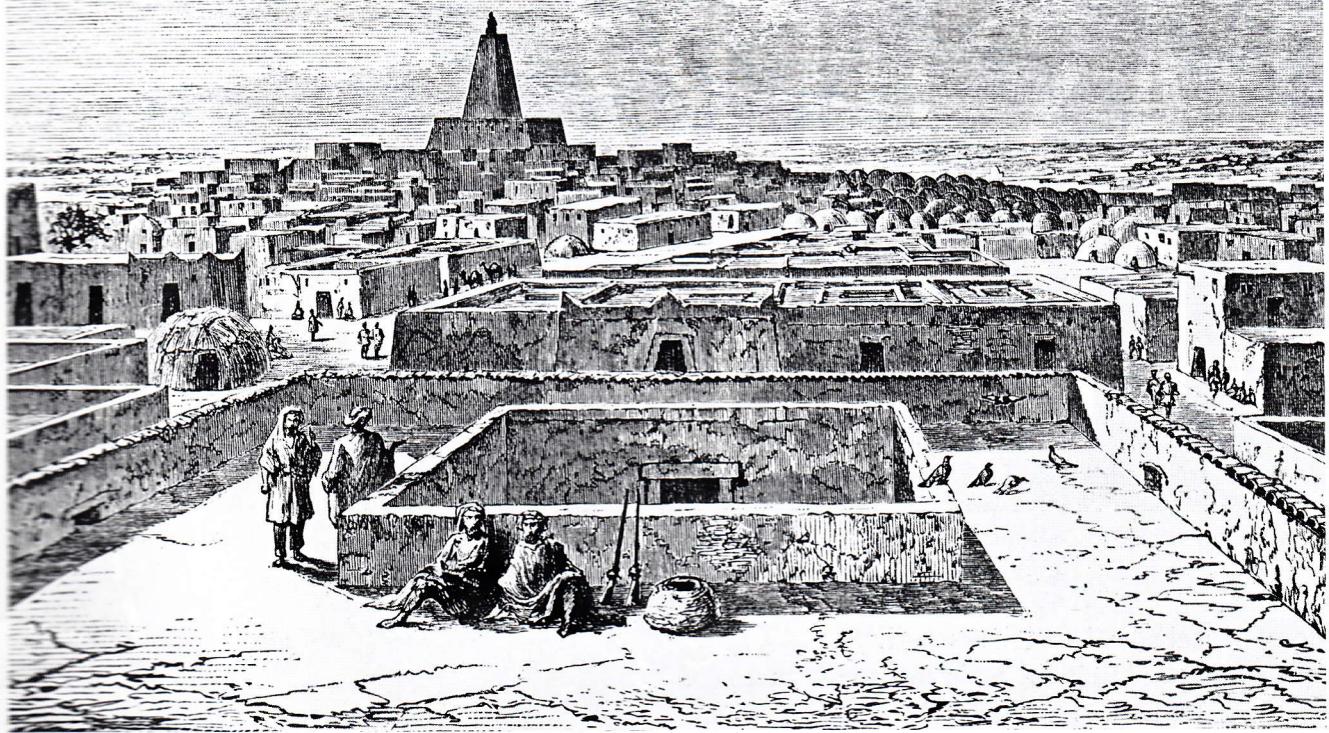
Barths Bücher gehen weit über die bloße Beschreibung der Reise, der Landschaften und seiner Abenteuer hinaus. Er liefert dem Leser eine Fülle an topographischen und geschichtlichen Details, schildert Alltagsszenen, Lebensumstände und Verhaltensweisen der verschiedenen Volksgruppen, analysiert wirtschaftliche und politische Zusammenhänge, charakterisiert Persönlichkeiten, die ihm auf der Reise begegnet sind, verzeichnet Ruinenplätze und Fundorte von Felszeichnungen, fügt reiches Bildmaterial, Karten und Grundrisszeichnungen bei.

In wissenschaftlichen Kreisen stößt seine Arbeit auf Anerkennung, wird aber nicht gefeiert. Und anders als die Berichte von Afrikareisenden wie Mungo Park wird sein Werk kein Bestseller. Zu umständlich, mit Einzelheiten überladen, sind den meisten Lesern die akribischen Aufzählungen und Exkurse über Geographie, Sprachen, politische Sitten und

FÜNF JAHRE, FÜNF MONATE, VIER TAGE



Zwischen dem Aufbruch der Expedition am 24. März 1850 in Tripolis und der Rückkehr am 28. August 1855 legt Barth mehr als 15 500 Kilometer zurück, erforscht Gebiete im heutigen Libyen, Niger, Nigeria, Tschad, Kamerun, Burkina Faso und Mali



Blick über Timbuktu.
Barth bleibt ein
halbes Jahr, bis er sich
auf den Rückweg
nach Europa macht,
um seine Forschungen
zu publizieren. Sie
erscheinen ab 1857

die Geschichte der Region, die er von
300 n. Chr. bis 1850 skizziert.

Zudem werden in London Vorwürfe laut, Barth habe sich am Sklavenhandel beteiligt, da er an einer Menschenjagd teilgenommen und sogar zwei angeblich Unfreie mitgebracht habe. Und als die britische Regierung dann auch noch eine von Barth eingeladene Delegation seines Freundes al-Baqqai aus Timbuktu zurückweist, die in Tripolis auf die Weiterreise genehmigung nach London wartet, verdüstert sich das Verhältnis des Deutschen zu den Briten endgültig.

Barth muss erkennen, dass die Politik ihn überholt hat. Während seiner Expedition haben London und Paris ihre strategischen Ziele in Nordafrika abge-

steckt. Timbuktu und der Nigerbogen fallen ins Interessengebiet der Franzosen. Und so verzichten die Briten auf die von ihm geknüpften Verbindungen, um Paris nicht zu verärgern.

Die Enttäuschung darüber lässt den Afrikaforscher nicht los. Ihn zermürbt das Gefühl, dass seine Leistungen nicht angemessen gewürdigt werden. Seine Mitmenschen erleben ihn nun als schroff, aufbrausend, misstrauisch. Er zieht sich zurück, überwirft sich mit Kollegen. Die erhoffte Professur für Geographie an der Berliner Universität erhält er erst 1863. Und die Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften lehnt ihn als ordentliches Mitglied ab.

Am 25. November 1865 stirbt Heinrich Barth in Berlin an einem Magendurchbruch, möglicherweise weil er sich in Afrika angewöhnt hat, seine Krankheiten selbst zu kurieren. Er ist nur 44.

Die Autoren seiner Nachrufe loben ihn als „unermüdlichen und zuverlässigen Forscher“ und „Weltbürger“. Und doch

dauert es mehr als 100 Jahre, ehe Historiker, Geographen, Ethnologen und Sprachwissenschaftler die tatsächliche Bedeutung seiner Reise erkennen: Heinrich Barth hat nicht nur ein gewaltiges Terrain erforscht und Handelswege erkundet. Er ist der erste Europäer, der neben den in arabischer Sprache verfassten Schriften auch mündliche Überlieferung als wertvolle Quelle für die Historie der afrikanischen Völker erkannt hat.

Der erste westliche Forscher, der dem angeblich geschichtslosen Kontinent eine Geschichte gab. ■

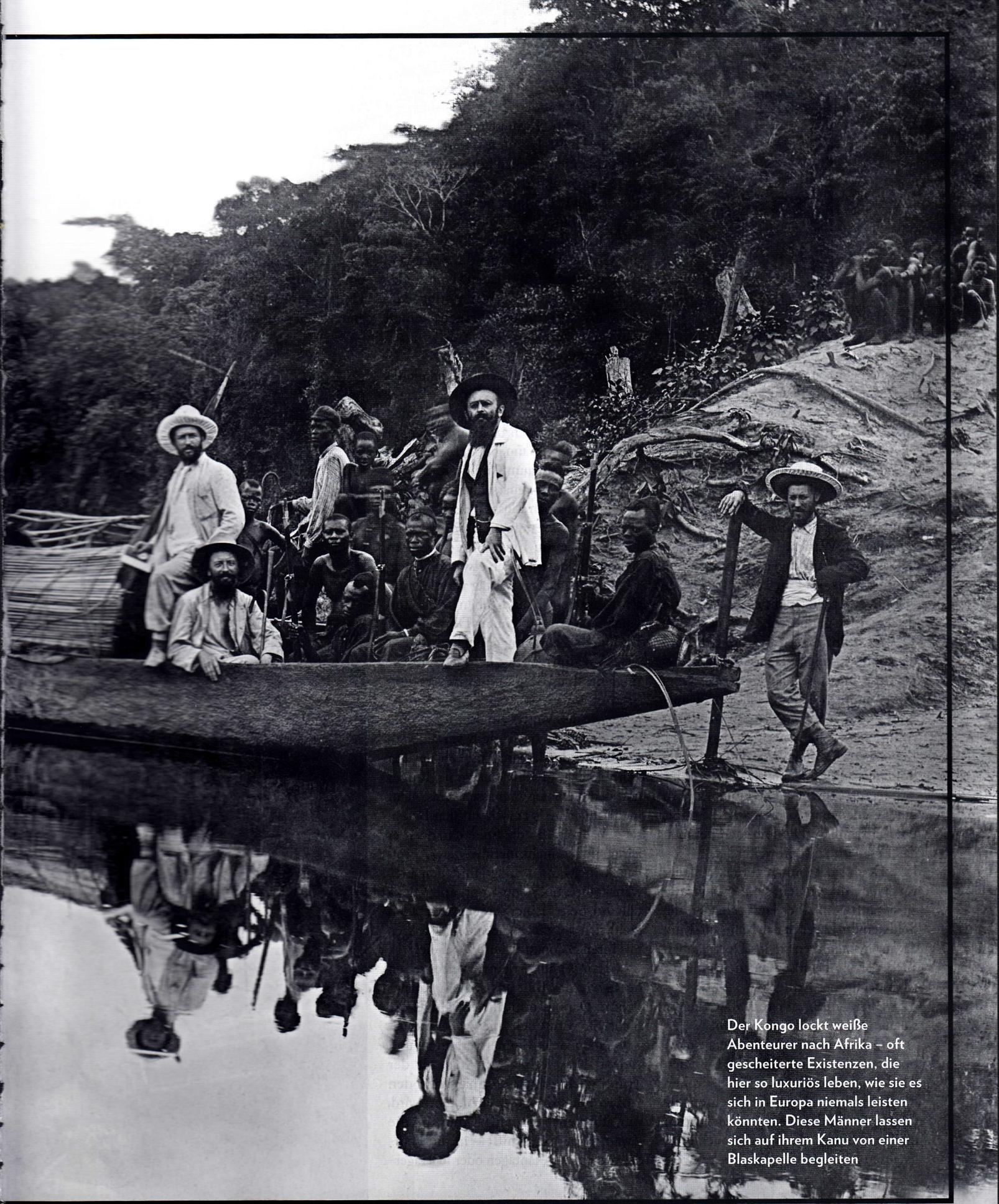
Dr. Claus Hecking, 39, ist Journalist in Hamburg.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Heinrich Schiffers (Hg.), „Heinrich Barth – ein Forscher in Afrika. Leben, Werk, Leistung“, Franz Steiner Verlag; alles Wissenswerte zum Afrika-reisenden Barth und seinen Entdeckungen. John O. Hunwick, „Timbuktu und seine verborgenen Schätze“, Freiderking & Thaler: opulenter Bildband über die geheimnisumwitterte Wüstenstadt.

DAS HERZ DER FINSTERNIS

Das Kongobecken ist ein gewaltiges Territorium, weitaus größer als Spanien, Frankreich und Deutschland zusammen. Fast das gesamte Gebiet gehört Ende des 19. Jahrhunderts einem einzigen Mann. Internationale Verträge haben es 1884/85 dem belgischen König Leopold II. gesichert – als Privatbesitz. Die Herrschaft des Monarchen, der Zivilisation und Christentum nach Zentralafrika bringen und die Sklaverei dort beenden soll, entwickelt sich zu einem der größten Verbrechen der Geschichte

Von JÖRG-UWE ALBIG



Der Kongo lockt weiße
Abenteurer nach Afrika – oft
gescheiterte Existzenzen, die
hier so luxuriös leben, wie sie es
sich in Europa niemals leisten
können. Diese Männer lassen
sich auf ihrem Kanu von einer
Blaskapelle begleiten

E

Es ist Regenzeit, als die Fremden kommen. Sie tragen blaue Uniformen und rote Käppis. Ein paar von ihnen haben weiße Haut. Ihre Gewehre und die Macheten lassen nichts Gutes ahnen.

Die Menschen im Dorf Waniendo an dem kleinen Fluss können sich nicht erinnern, jemals Krieg geführt zu haben. Außer Messern besitzen die Einheimischen kaum Waffen. Tag für Tag bestellen sie ihre Pflanzungen, bauen Maniok an und Mais, und an Essen hat es nie gefehlt. Aber jetzt sieht es aus, als hätte der Krieg sie gefunden.

Jetzt dröhnen die Trommeln, um die Leute von den Feldern zurückzurufen. Alle angesehenen Männer des Dorfes versammeln sich im Haus des Häuptlings und beraten, was zu tun ist. Bleibt ruhig, sagen sie. Sammelt Erdnüsse, Kochbananen, Maniok für die schwarzen Soldaten. Holt Ziegen und Hühner für die weißen Offiziere. Die Frauen stellen die Geschenke in Körben an die Straße. Und tatsächlich: Die Fremden nehmen das Essen und ziehen weiter.

Doch sie kommen zurück. Wieder versuchen die Frauen, sie mit Nahrung zu besänftigen. Aber jetzt schlagen die Soldaten ihr Lager in der Nähe auf. Kurz darauf marschieren sie ins Dorf, rauben alles Vieh und reißen auf den Feldern Maniok aus der Erde.

Bleibt ruhig, flüstern die Klugen, solange sie uns selbst nichts tun.

Doch am Tag darauf, gleich nach Sonnenaufgang, kommen die Fremden wieder. Jetzt brüllen sie. Sie bedrohen den Häuptling mit ihren Gewehren. Sie rennen in die Behausungen und zerren die Leute heraus. Sie ergreifen auch Ilanga, ihren Mann Oleka und ihre Schwester Katinga mit dem Baby. Sie schleppen sie auf die Straße, binden ihnen Stricke um die Hälse, knüpfen sie aneinander, damit sie nicht fliehen können.

Ilanga und ihre Verwandten weinen. Sie wissen: Jetzt gehören sie dem weißen Mann. Die Soldaten schlagen mit Gewehrläufen auf sie ein. Sie treiben alle Gefangenen im Lager des Kommandanten zusammen, beladen sie mit Ziegen und schweren Körben. Katinga, die ihr Baby im Arm hält, braucht keinen Korb zu tragen; aber Oleka laden sie eine Ziege auf die Schultern.

Ilanga erkennt Leute aus anderen Dörfern, die ebenfalls in das Lager gebracht werden. Die Soldaten binden jeweils zehn Frauen und zehn Männer an einen Strick. Dann gibt der Kommandant den Befehl zum Aufbruch.

Die Kolonne marschiert, bis sie am Nachmittag einen Fluss erreicht. Durstig stürzen die Gefangenen ans Wasser. Doch als sie um Essen bitten, weigern sich die Soldaten, ihnen etwas zu geben. Erst am folgenden Mittag verteilen die Entführer ein paar Kolben Mais und Kochbananen aus einem Dorf, dessen Bewohner rechtzeitig geflüchtet sind.

Am fünften Tag nehmen sie Katinga das Baby weg und werfen es zum Sterben ins Gras. Anstelle des Kindes geben sie der Mutter ein paar Kochtöpfe zu tragen, die sie in dem verlassenen Dorf gefunden haben. Am sechsten Tag kann Oleka, geschwächt vom Hunger und dem Schlafen im nassen Gras, nicht mehr stehen. Als er sich auf den Boden setzt, prügeln ihn die Soldaten, doch er kann einfach nicht mehr weiter.

Ein Mann schlägt ihm den Gewehrkolben über den Kopf, und Oleka fällt zur Seite. Einer seiner Kameraden greift sich die Ziege; die anderen stechen mit ihren Bajonetten auf Oleka ein.

Ilanga sieht beim Weitergehen noch, wie das Blut aus seinem Körper strömt. Dann nimmt ihr ein Hügel die Sicht. Sie wird Oleka nie wiedersehen.

Noch viele Männer verbluten, und viele Babys sterben im Gras, bis der Trupp nach zehn Tagesmärschen den großen Fluss Kongo erreicht. Dort wird, wer überlebt hat, auf Kanus in die Zwangsarbeit verschifft – in die Handelsposten, auf Plantagen oder in Träger-

karawanen. Und noch viel mehr von Ilangas Landsleuten werden sterben, ehe die Weißen das Land, das sie „Kongo-Freistaat“ nennen, wieder verlassen.

Denn diese Herrschaft ist nicht weniger als ein Krieg. Und Ilangas Geschichte, die sie 1897 einem Offizier dieses „Freistaats“ berichten wird, ist eine Kriegsgeschichte. Eine Episode aus einem blutigen Feldzug, bei dem ein Haufen weißer Herrenmenschen ein ganzes Volk um die Hälfte dezimiert.



Zwischen 1880 und 1920 töten diese Herrscher schätzungsweise zehn Millionen Menschen: Sie werden ermordet, in die Wildnis gejagt oder verrecken in Gefängnissen. Sie arbeiten sich zu Tode, verhungern oder werden von Krankheiten dahingerafft. Sie sind Opfer eines Verbrechens, das als vermeintlich gute

Tat getarnt begonnen hat: als hochherzige Aktion eines einzelnen Mannes.

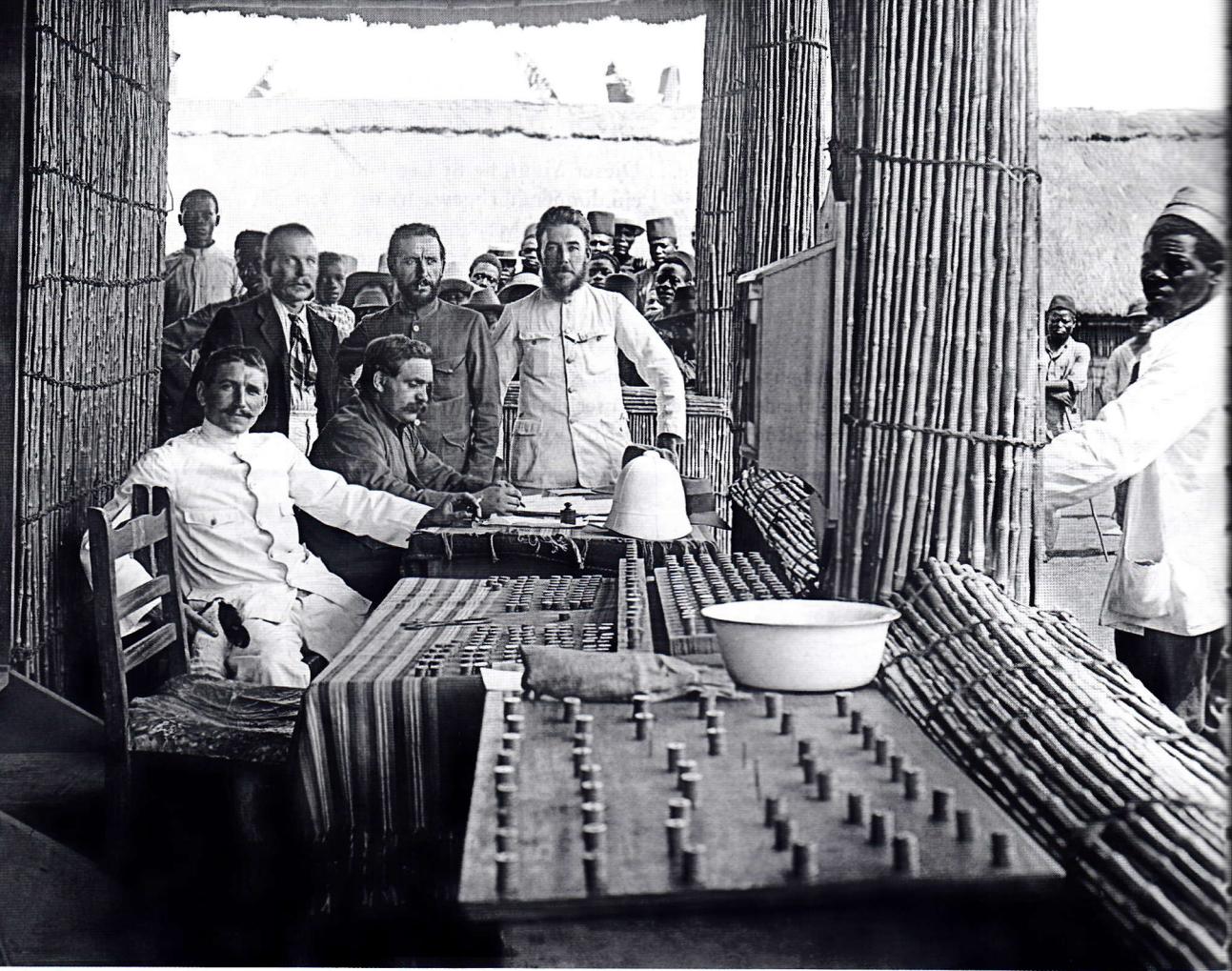
Dieser Mann heißt Leopold II. Er ist ein dünner, hochgewachsener Herr mit blassblauen, verhangenen Augen, einer großen Nase, einem mächtigen Bart und

einem leichten Hinken im Bein. Seit dem Tod seines Vaters 1865 ist er König der Belgier. 1876 hat er der Weltöffentlichkeit eine Vision ans Herz gelegt: Freiheit, Gerechtigkeit, Frieden und Fortschritt für eine unglückliche Region voller „Dunkelheit“ – das Kongobecken. Dieses Projekt nennt er einen „Kreuzzug“.

Und wie Papst Urban II., der 1095 die Bedrängnis der Christen unter islamischer Herrschaft beklagte und in der Folge zwei Jahrhunderte lang Gewalt

Völlig erschöpft haben sich die Träger einer Karawane für eine kurze Rast hingeworfen; über mehrere Hundert Kilometer müssen die Männer Material und Waren wie Elfenbein oder Kautschuk zu den Handelsposten der weißen Herren schleppen (1885)





König Leopolds »Force Publique«, hier bei der Soldzahlung, setzt die Disziplin beim Kautschuksammeln mit brutalsten Mitteln durch: etwa durch Massenerschießungen, wenn ein Dorf nicht ausreichend Ware abliefert

und Tod über den Orient brachte, bewaffnet auch Leopold sich mit einem Ziel, das über jeden Zweifel erhaben ist.

Für ihn sind die „Araber“ die Schurken. Die verschleppen seit Jahrhunderten Afrikaner als Sklaven in die Plantagen und Paläste des Orients. Die meisten dieser Männer sind freilich gar nicht arabischer Herkunft, sondern stammen aus Ostafrika, sind zum Islam konvertiert und sprechen die Verkehrssprache Swahili. Die Drehscheibe ihres Geschäfts ist die Insel Sansibar: Von dort aus liefern sie Sklaven und Elfenbein auf die Arabische Halbinsel und in den Mittleren Osten.

Es sind Menschenhändler wie der bärige Hamed bin Mohammed el-Murjebi, genannt Tippu Tip, der im makellos weißen Gewand auftritt. Mit List, Geschäftssinn und Brutalität herrscht er im

Osten Afrikas über ein Gebiet, das sich über 900 Kilometer von Nord nach Süd erstreckt und 300 Kilometer in der Breite.

Eine Barbarei – die freilich in den 1870er Jahren nicht unerhört ist: Erst 1865 haben etwa die USA die Sklaverei vollständig abgeschafft, und noch immer dulden Portugiesen und Spanier in ihren Kolonien den Menschenhandel. Doch für diese Verbrechen gibt es einen mildernden Umstand: Die Täter sind weiß.

Als Leopold sich an die Spitze seines Kreuzzugs setzt, ist er 41 Jahre alt und König eines Landes, das kaum älter ist als er selbst: Erst 1830 hat sich Belgien

mit einem Aufstand gegen die nördlichen Niederlande die Unabhängigkeit erkämpft. Und noch immer scheint es ihm, als sei dieser Staat nicht recht ausgewachsen. Nur eine Kolonie kann seiner Meinung nach dem jungen Land dauerhaft die Basis für Macht und Wohlstand bieten – wie Java den Niederlanden.

Als Kind war Leopold dünn und ungelenk, ein ungeliebter Spross, der immer im Schatten seiner beiden jüngeren Geschwister stand. Bei den monatlichen Examen, die seine Mutter zur Überprüfung der Schulleistungen ansetzte, fiel er regelmäßig durch. Sein Vater sprach mit ihm meist durch einen seiner Sekretäre; wollte der Sohn ein persönliches Ge-

spräch, musste er um Audienz ersuchen. Dafür haben die Eltern den Verschmähten in eine triste Ehe mit der burschikosen habsburgischen Erzherzogin Maria Henriette gezwungen – eine Mesalliance, die eine Hofdame mit der Liaison zwischen einem Stallburschen und einer Nonne verglich. Und mit der Nonne, stellte sie klar, meine sie Leopold.

Es muss eine gewaltige Leere gewesen sein, zu der sich Leopolds Jugend allmählich aushöhlte. Ein Vakuum, das er jetzt mit üppigen Mahlzeiten füllt – einmal verschlingt er in einem Restaurant zwei Fasane nacheinander – und mit zahlreichen Prostituierten, die er sich nach Aussage eines englischen Bordelldieners minderjährig von der britischen Insel liefern lässt. Vor allem aber stopft er das Loch in seinem Leben mit rastloser Arbeit von den Morgenstunden an.

So klein sind seine Verhältnisse, dass Leopold sich in die Größe flüchtet, in die Sehnsucht nach der großen weiten Welt. Und es ist ihm dabei gleichgültig, dass seine Belgier kaum Geschmack an kostspieligen Expansionen finden und das Land weder Marine noch Handelsflotte besitzt: Nur ein Kolonialreich, wie es etliche europäische Nachbarn erworben, könnte dem Ungeliebten seinen Wert noch beweisen.

Doch die Welt wird verteilt, und es sind die großen europäischen Mächte,

LEOPOLD GIBT SICH ALS WOHLTÄTER

die dabei den Löwenanteil beanspruchen. Sehnstüchtig tastet Leopold den Globus ab. Wie das Gebiet beschaffen sein soll, das seine Sehnsucht stillt, was es bringt und was es kostet, scheint ihm fast gleichgültig zu sein: Wahllos erwägt er, seinem Land ein paar Seen im Nildelta zu sichern, um sie trockenlegen zu lassen, oder „für 30 000 Francs ein kleines Königreich in Abessinien“.

Im Laufe der Jahre liebäugelt er mit Fidschi, mit der Insel Formosa (dem heutigen Taiwan), bemüht sich um die Philippinen, die in spanischem Besitz und leider unverkäuflich sind; fasst zeitweilig Konstantinopel, Borneo, Sumatra, auch Teile von China und Japan ins Auge; lässt zwischendurch sogar durchblicken, sich gegebenenfalls mit Rhodos oder Zypern zufriedenzugeben.

Schließlich vertraut er einem seiner Beamten an, er versuche „diskret her-

auszufinden, ob sich in Afrika etwas machen lässt“.

T

atsächlich haben sich die anderen europäischen Mächte vor allem an den Rändern des Kontinents festgesetzt: Briten und Buren beherrschen etwa die Südspitze des Erdteils; Portugal beansprucht Ländereien im heutigen Mosambik;

Frankreich herrscht über Algerien sowie einige Landstriche Westafrikas, auch Spanien gehören dort ein paar Inseln.

Doch die Mitte Afrikas ist noch unverteilt – und weitgehend unkartographiert. Kein Wunder, dass es sich dem Begehr des Königs geradezu aufdrängt: Denn dort kann er seine Ambitionen als Erforschung tarnen.

Eifrig studiert er die Protokolle der Königlichen Geographischen Gesellschaft zu London, die Berichte weißer Expeditionsreisender. Bietet an, dem schottischen Entdecker Verney Lovett Cameron, der gerade als erster Europäer den Kontinent von Ost nach West durchquert, mit 100 000 Francs auszuhelfen (das Geld wird dann nicht benötigt) – und erfährt zu seiner Freude, dass die britische Regierung an dessen Entdeckungen kaum Interesse zeigt.

Natürlich ist dem König klar, dass weder seine belgischen Untertanen noch Europas Großmächte ein Hineindringen in ihren Kreis dulden würden. Doch er weiß auch, dass das Ziel, den Afrikanern die Segnungen der Zivilisation und europäischer Kultur zu bringen und den Fortschritt in die Welt zu tragen, in der Öffentlichkeit hohes Ansehen genießt. Und zudem ist ihm bekannt, dass die

Postamt an der Mündung des Kongo: Mit den Segnungen der westlichen Zivilisation verschleiert Leopold II. die wahre Natur seiner Kolonialherrschaft.

Tatsächlich geht es ihm vor allem um die Ausbeutung des Landes



Kongo

Berichte der Afrikaforscher über den Sklavenhandel die Herzen aller führenden Zeitungsleser Europas gerührt haben. Und er zögert nicht, diese Rührung in seinem Sinne einzusetzen.

Im September 1876 richtet er einen Geographischen Kongress in Brüssel aus und verkündet dort seinen Kreuzzug gegen die „Dunkelheit“ im Kongobecken.

Vor Geographen und Forschungsreisenden aus Russland und Österreich, Italien und Deutschland, Frankreich und England entfaltet er seinen Plan: Der sieht vor, im Inneren des Kontinents „Versorgungs-, Wissenschafts- und Befriedungsstationen“ einzurichten, „um mit ihrer Hilfe den Sklavenhandel abzuschaffen, Frieden unter den Häuptlingen zu stiften und für eine gerechte und unparteiische Schiedsinstanz zu sorgen“.

Begeistert applaudiert die zivilierte Welt. Der französische Suezkanal-Erbauer Ferdinand de Lesseps feiert den königlichen Plan als das „größte humanitäre Werk unserer Zeit“. Die britische Baroness Angela Burdett-Coutts, Schutzherrin des Missionswesens, spendet ihm mehr als 50 000 Francs. Und ein amerikanischer Wohltätigkeitsverein hält Leopolds Mission gar für geeignet, selbst „einem Amerikaner den Glauben an Könige für immer zurückzugeben“.

Über die Ausführung des Plans soll eine eigens gegründete „Internationale Afrikanische Assoziation“ (IAA) wachen, der Leopold auch gleich großzügig Amtsräume in Brüssel anbietet. Dankbar ernennen die Anwesenden ihn zum Präsidenten der Internationalen Kommission der neuen Gesellschaft.

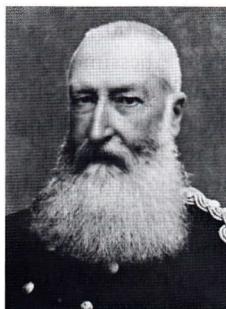
In der Folgezeit wird Leopold gezielt Verwirrung mit Namen und Zielen von Organisationen stiften: Neben der wohltätigen IAA ruft er ein multinationales Handelsunternehmen mit dem irreleitenden Namen „Studienkomitee für den Oberen Kongo“ ins Leben und schließlich eine „Internationale Assoziation des Kongo“ (IAK), an der nichts „international“ ist und die nur seinen persönlichen wirtschaftlichen und politischen Zielen dient – wobei Leopold darauf achtet, dass ihr Name dem der IAA zum Verwechseln ähnlich bleibt.

Die Öffentlichkeit sieht keinen Grund zum Misstrauen: Für sie ist der

König ein Philanthrop – mit einem prominenten Mitstreiter.

Leopolds Verbündeter ist der Journalist Henry Morton Stanley, der 1871 Berühmtheit erlangte, als er im Auftrag des „New York Herald“ den verschollenen britischen Forschungsreisenden David Livingstone in Ostafrika aufstöberte.

Mit seinem zerlegbaren Boot aus spanischem Zedernholz, seinem tragbaren Bett, dem silbernen Reise-Necessaire und einem soliden Vorrat an Champagner durchquerte der Abenteurer auch jene Region rund um den Kongofluss, die nun Leopolds Begierde entzündet.



König **Leopold II.**
von Belgien reist selbst
nie nach Afrika. Bis
zuletzt verteidigt er
das Terrorregime
im Kongo



Im Auftrag
Leopolds II. rafft der
Abenteurer **Henry
Morton Stanley**
Ländereien am Kongo
zusammen

Mit einer Truppe aus 356 Männern, Frauen und Kindern, beladen mit 16 000 Pfund Waffen, Ausrüstung und Waren, hat Stanley dort etliche weiße Flecken auf der Landkarte getilgt – und dabei vermutlich Hunderte Tote zurückgelassen. Widerstand gegen seine Aufklärungszüge duldet er nicht: „Wir haben 28 Städte und fünf oder sieben Dutzend Dörfer angegriffen und zerstört“, notiert er stolz in seinem Tagebuch.

Die „wütendsten Leidenschaften des Hasses“, mit denen er sich dabei bisweilen konfrontiert sah, beantwortete er ohne Zögern mit Gewehren und Elefantenbüchsen. Schon wenn er sich nur „verhöhnt“ fühlt, greift der reizbare Stanley zum Repetiergewehr, um die „Spötter zum Schweigen zu bringen“.

Mit diesen Methoden ist es ihm als erstem Weißen gelungen, große Teile des Kongoflusses kartographisch zu erfassen.

Allein die Dimensionen dieses Stroms müssen einen König verzaubern, der sich nach Größe verzehrt. Mit 4667 Kilometern ist der Kongo der zweitlängste Fluss Afrikas, wälzt sich von seinen Quellflüssen in den Bergen in weitem Bogen durch Savanne, Sümpfe und unermesslichen Urwald, über Felsen und Abgründe bis zum Mangrovendickicht an der Mündung. Sein Becken mit Hunderten Nebenflüssen und Seitenarmen misst rund 3,5 Millionen Quadratkilometer – ein Gebiet größer als Indien.

Der wirtschaftliche Nutzen ist eher ungewiss. Zwar tauschen ein paar europäische Händler am Unterlauf des Flusses Messer, Stoffe, Rum und Tabak gegen Palmbutter und Kerne von Ölpalmfrüchten, Kautschuk, Erdnüsse, Kopal und Elfenbein. Doch das sind Kleinigkeiten (und von den Bodenschätzen, von Kupfer, Uran und Diamanten, die ab 1892 entdeckt und zum Teil erst nach dem Ersten Weltkrieg ausgebeutet werden, kann der König noch nichts wissen).

Vorerst ist das Kongobecken nicht viel mehr als eine riesige Region ohne auch nur ein einziges großes, wehrhaftes Königreich, heillos zersplittert in über 200 Ethnien mit mehr als 400 verschiedenen Sprachen und Dialekten – und somit leichtes Opfer für die Eroberungslust und Trophäenjagd eines narzisstischen Monarchen.



uch Stanley gibt sich als Kämpfer gegen den Sklavenhandel. Obwohl sie ihm wie „schmutziges, gefräßiges Gesindel“ vorkommen und ihre „keine Scham kennende Nacktheit“ sein Auge beleidigt, will er die Afrikaner retten.

Und so liefert der Abenteurer dem König nicht nur ein Objekt für seine Gier, sondern auch noch den Heiligenschein dazu.

Da weder Engländer noch Amerikaner Interesse an Stanleys Bemühungen zeigen, nimmt der König den Abenteurer 1878 zunächst für fünf Jahre in die Dienste des „Studienkomitees“.

Stanley soll am Kongofluss drei Stützpunkte errichten und erforschen, ob man am Oberlauf Handel treiben kann.

Zwangsarbeiter zerstören einen Termitenhügel. Leopolds Schergen ersetzen die traditionelle Sklaverei durch eine noch brutalere – denn die neuen Herren kümmern sich kaum um die körperliche Verfassung ihrer billigen Arbeitskräfte

Wenn hierzu gute Aussichten bestehen, soll er den Bau einer Straße zur Umgehung einiger Katarakte in Angriff nehmen – auf der Träger anschließend einen für den Transport zerlegten kleinen Dampfer auf die höher gelegenen Teile des Flusses schaffen können.

Dem belgischen Gesandten in London vertraut Leopold schon früh an, er wolle die Stationen allmählich „zu belgischen Siedlungen ausbauen“ – freilich heimlich, „denn die Engländer würden es nicht hinnehmen“.

Und über Mittelsmänner beauftragt er seinen Gesandten Stanley, ihm so viel Territorium am Kongo zu sichern wie nur irgend möglich.

Das erscheint zu jenem Zeitpunkt allerdings kaum als gutes Geschäft: Viel mehr als fruchtbaren Boden und ein Flusssystem aus fast 9700 schiffbaren Kilometern, das den Handel erleichtern könnte, vermag Stanley dem Monarchen nicht in Aussicht zu stellen.

Vorerst ist der Griff nach dem Kongo also nur eine Wette auf die Zukunft. Doch so brennend ist offenbar Leopolds Verlangen nach einer möglichst gewaltigen Erweiterung seines Selbst, dass ihn das Risiko eines wirtschaftlichen Fehlschlags nicht schreckt.

Sogar die Königin macht sich angesichts der Investitionen Sorgen um die royale Schatulle, und der Erste Sekretär



Mit sadistischen Züchtigungen lassen die Kolonialherren jene Kongolese büßen, die aufbegehren. Die Gewalt ist in dem Land allgegenwärtig – auch unter den Einheimischen: So wurde dieser Ehebrecherin zur Strafe ein Pfeil durch den Oberschenkel gebohrt

der IAA fleht sie an, ihren Einfluss bei ihrem Gatten zu nutzen, um das Unternehmen zu stoppen: „Der König ruiniert sich, er ruiniert sich vollkommen.“

Seine Landsleute kann Leopold für sein Vabanquespiel ohnehin kaum begeistern: Der Regierung hat er versprochen, bei seinen Plänen nur auf eigene Rechnung zu agieren und „nichts vom Finanzminister zu verlangen“. Und so schickt er Stanley ausdrücklich „als Pri-

vatperson“ nach Afrika. Der Kongo – das monströse Projekt eines einzelnen Herrn.

Am 21. August 1879 macht sich Stanleys Dampfschiff-Flottille im Hafen von Banana Point an der Mündung des Kongo auf den Weg ins Landesinnere. An

Bord sind ein Amerikaner, zwei Engländer, fünf Belgier, zwei Dänen und ein Franzose; dazu 68 Söldner, die Stanley zuvor in Sansibar angeheuert hat. Die Dampfer heißen „Albion“, „Belgique“, „Royal“ und „Espérance“; dazu kommt der Raddampfer „En Avant“. Für Stanley ist es „der Beginn einer neuen Ära“.



Langsam geht es den schlammbräunen, stellenweise zehn Kilometer breiten Strom hinauf, durch Schwaden fauliger Gerüche, vorbei an den Luftwurzeln der Mangroven, über denen „die heilige Stille des Todes“ ruht, und an Mauern aus Bäumen. Die Schiffe passieren die Handelsposten der Franzosen, Niederländer und Portugiesen sowie Ebenen mit wogendem Gras, auf denen sich Flusspferdrücken wölben.

Über allem liegt eine Hitze, die jede Natur „tot“ erscheinen lässt, wie Stanley feststellt. Und die Sonne, gleich wie „eine Art stärkeren Mondlichts“, macht Schatten noch schwärzer, wirft hartes Licht auf kahle Hügel und gibt der Landschaft „unbeschreibliche Feierlichkeit und abstoßende Ungeselligkeit“.

Der Fluss wird enger. Die Schiffe fahren zwischen palmenbewachsenen Inseln hindurch, durch Schluchten und Canyons, vorbei am monotonen Tosen von Wasserfällen. Am 26. September stoßen sie in der Nähe des Dorfes Vivi auf eine Stelle, die Stanley für den Bau des ersten Postens geeignet erscheint: ein „fast uneinnehmbares“ Felsplateau, 105 Meter hoch gelegen, 230 Meter lang und 42 Meter breit, daneben eine etwa zwei Quadratkilometer große Hochfläche und unten am Ufer ein sandiger Landeplatz.

Umgehend lässt er seinen Dolmetscher die fünf Häuptlinge der umliegenden Dörfer zusammenrufen. Sie erscheinen zum Teil in abgelegten europäischen Uniformen und Gehröcken, ihre Leibwächter tragen uralte englische Feuersteingewehre. Feierlich lassen sich die Anführer im Schatten eines Baumes nieder. Und Stanley beginnt zu sprechen.

Zunächst stellt er Forderungen auf: erstens Land, zweitens das Recht, Straßen zu bauen, drittens ein ungehindertes Passierrecht. Viertens fordert er die Freiheit, darüber zu bestimmen, wer künftig in der Nähe siedelt – de facto ein Handelsmonopol für Leopold.

Dann verteilt er Branntwein und gibt den Häuptlingen Bedenkzeit. Am nächsten Tag einigt man sich auf den Kaufpreis von 32 Pfund Sterling in Textilien für das gesamte Areal, dazu eine monatliche Pacht von zwei Pfund in bar.

Die Arbeiten an der Station beginnen in der Hitze des regenarmen Tropensommers und schleppen sich bis in die drückend schwüle Regenzeit. Mancher Europäer bricht unter dem widrigen Klima zusammen. Stanley heuert einheimische Kräfte für ein paar Tücher, Glasperlen, Messingarmbänder sowie „einen Demijohn guten Rum“ an. Im Januar 1880 zerschneiden erste Straßen die Wildnis, stehen ein Verwaltungsgebäude, Häuser und Maultierställe, gebaut aus Fertigteilen einer Londoner Firma.

In den folgenden Jahren dringt Stanley von Vivi aus flussaufwärts vor, gehetzt von Leopold, der zur Eile drängt: Gerade ist der französisch-italienische Forschungsreisende Savorgnan de Brazza im Begriff, am westlichen Ufer des Kongo eine französische Niederlassung zu gründen – und heizt so das Begehrn des Königs zusätzlich an.

Stanley baut seinen Expeditions-trupp zu einer Streitmacht von mehreren Hundert Soldaten aus, mit acht Dampfschiffen, gründet vier weitere Stützpunkte, erwirbt Gebiet um Gebiet für Leopolds IAK.

Die einheimischen Häuptlinge speist er mit buntem Tuch, alten Uniformen und Schnaps ab. In Knebelverträgen – verfasst in unbekannter Schrift, unbekannten Sprachen und im Juristen-jargon – verpflichten sich die Dörfler, „für alle Zeiten alle Herrscherrechte über ihre sämtlichen Gebiete“ zu übertragen, zudem alle künftigen Projekte des Käufers „durch Arbeitskräfte und auf andere Weise“ zu unterstützen. Damit haben sie ihre eigene Versklavung unterschrieben.

Um sich als Halbgötter mit magischen Kräften zu geben, verstecken Stanley und seine Männer Batterien in ihren Ärmeln, die beim Händedruck Stromschläge aussenden. Sie zünden Zigarren mit Brenngläsern an – und

behaupten dann, sie stünden mit der Sonne im Bund. Sie lassen sich mit Gewehren beschließen, die sie zuvor entladen haben, und ziehen anschließend eine Kugel aus ihrem Schuh.

Und wenn diese Machtbeweise nicht fruchten, steht Stanleys Privatarmee mit 1000 Schnellfeuergewehren und einem Dutzend kleiner Kanonen bereit.

Als der Abenteurer im Juni 1884 seine Mission beendet, hat er mehr als 400 Häuptlinge ihr Land entwunden. In der Folge lässt er sich ins britische Parlament wählen und pendelt fortan zwischen seiner Londoner Wohnung und seinem Landsitz in Surrey, wo er Teich, Wäldchen und Flusslauf nach Orten in Afrika benennt. Leopold aber genießt

DAS ZENTRUM AFRIKAS



Mehr als 76-mal so groß wie Belgien ist die Privatkolonie Leopolds II., sie umfasst nahezu das gesamte Becken des Kongo bis zu dessen Quellflüssen in der rohstoffreichen Provinz Katanga. Etliche europäische Mächte – darunter jene, deren Besitzungen den sogenannten Freistaat umgeben – haben dem Monarchen das Gebiet mit Verträgen überlassen. Dafür muss der König den freien Handel auf dem Fluss garantieren

nun in weiten Teilen des Kongobeckens ein unumschränktes Handelsmonopol – auch wenn noch nicht klar ist, was es dort genau zu handeln gibt.

Umso hastiger überschlagen sich seine Pläne zur Schaffung einer Kolonie. Aus den Stationen, stellt er sich vor, sollen „freie Städte“ werden. Bald denkt er eher an eine Kette freier „Staaten“. Und schließlich schwebt ihm ein einziger „Freistaat“ vor.

Ein neues Land also – das anders als herkömmliche Kolonien nicht einfach die Ausdehnung eines alten ist. Denn Leopold weiß, dass er einen solchen Staat nur dann gründen kann, wenn die Welt ihn auch offiziell anerkennt. Unermüdlich wirbt er um Unterstützung. Er verspricht, völlige Handelsfreiheit zu gewähren und zugleich für alle Kosten aufzukommen. Preist seine Kongo-Firma als wohltätige

Organisation, die man nur mit dem Roten Kreuz vergleichen könne.

Als die Portugiesen – die meinen, kraft älterer Rechte Ansprüche auf die Kongomündung erheben zu können – einige von Stanleys Monopolverträgen an die Öffentlichkeit bringen, um Leopolds Freihandels-Versprechen zu diskreditieren, findet der König eine formidable Ausrede: Er habe sich die Rechte doch nur gesichert, um sie anschließend der gesamten Menschheit zu schenken.

Mit Hilfe einflussreicher Lobbyisten sowie verschärfter Anti-Sklaverei-Rhetorik nimmt er sich zunächst die USA vor: Tatsächlich erkennt Washington im April 1884 seine Verträge und Ansprüche im Kongo an – „mit Anteilnahme und Beifall“ sogar, weil die zuständigen Diplomaten und Beamten, ganz wie vom Monarchen beabsichtigt, die wohlütige IAA mit Leopolds privatwirtschaftlicher IAK verwechseln.

Der deutsche Reichskanzler Otto von Bismarck ist da misstrauischer und tut Leopolds Kriegserklärungen an den

Sklavenhandel als „Schwindel“ ab. Dennoch arrangiert auch er sich schließlich mit dem neu geplanten Staat – allerdings aus eher strategischen Gründen: Er weiß den Kongo lieber bei dem schwachen Belgien als unter Kontrolle einer starken Kolonialmacht wie Großbritannien.

Doch die Franzosen, die mittlerweile ebenfalls Gebiete am Kongo erworben haben, sträuben sich. Ebenso die Briten: Die haben, aus Sorge vor wachsender französischer Präsenz, 1884 einen Pakt mit den weniger starken und somit für sie ungefährlicheren Portugiesen geschlossen, die ihrerseits ja das Gebiet an der Kongomündung beanspruchen.

Zwar richtet sich diese Absprache vor allem gegen Frankreich. Aber auch Deutschland, das gerade erst Territorien im heutigen Namibia, Kamerun und Togo zu „Schutzgebieten“ erklärt hat, will den Pakt nicht hinnehmen: Der würde ja den freien Zugang deutscher Kaufleute zum womöglich gewinnversprechenden Kongobecken verhindern.

Um diese potenziell gefährlichen Konflikte zu entschärfen, lädt Bismarck für den November 1884 Vertreter von zwölf europäischen Staaten, des Osmanischen Reiches sowie der USA nach Berlin ein. Auf der Tagesordnung stehen drei Punkte: die Handelsfreiheit im Becken des Kongo und an dessen Mündung, freie Schifffahrt auf den Flüssen Kongo und Niger sowie verbindliche Regeln zur Inbesitznahme neuer Gebiete an den Küsten Westafrikas.

Den Kontinent, über den hier beraten wird, kennen die Delegierten kaum. Fast alle Gäste sind adelige Diplomaten; afrikanische Vertreter sind nicht geladen.

Schnell einigt man sich, Niger und Kongo für die Schifffahrt freizugeben; verspricht den Schutz von Missionaren und Forschern. Im Auftrag Leopolds, aber auch als „fachlicher Berater“ der US-Delegation, umgarnt Stanley die Diplomaten mit einer anschaulichen Beschreibung der Verhältnisse im Kongo, gespeist aus seinen afrikanischen Expeditionen – und präsentiert dann den Plan für eine Freihandelszone, die sich vom Kongo bis zum Indischen Ozean erstrecken soll.

Der Vorschlag wird positiv aufgenommen; nachdem aber Frankreich, Portugal und Großbritannien Einwände

erhoben haben, einigt man sich darauf, die Freihandelszone nach Osten nur bis zu den Großen Seen auszudehnen.

Was jedoch die territorialen Ansprüche seiner IAK anbetrifft und die Schirmherrschaft, die er über die neu geschaffene Freihandelszone anstrebt, kann Leopold auf der Konferenz zunächst keine Erfolge verbuchen. In dieser Frage verhandelt er – nach dem Vorbild seiner Verträge mit den USA und dem Deutschen Reich – parallel intensiv mit einzelnen Regierungen. Mit Erfolg.

Nach mehreren Wochen gelingt es ihm, Frankreich und Portugal von seinem Plan zu überzeugen. Zwar erheben die beiden Nationen weiterhin Ansprüche am Kongo und sind vor allem an Expansion und nicht an freiem Handel interessiert. Doch Leopold hat den Franzosen bereits im April ein Vorkaufsrecht auf seine Besitzungen für den Fall eingeraumt, dass er sie nicht mehr selbst unterhalten kann, und als er zudem auf große Gebiete nördlich des Flusses verzichtet, lenken sie im Februar 1885 ein:

Auch Paris erkennt die Verträge der IAK an und mit ihnen Leopolds Schirmherrschaft im Kongo.

Und Portugal hat dem Spiel der mächtigen Staaten ohnehin kaum noch etwas entgegenzusetzen – es wird mit einem winzigen Gebiet an der Flussmündung abgespeist.

All diese Verträge entfalten ihre Wirkung auf die Verhandlungen in Berlin: Als Bismarck die Konferenz Ende Februar 1885 schließt, wünscht er im Schlusswort dem „neuen Kongostaat“ alles Gute. Die Zuhörer feiern den Belgerkönig mit großem Beifall.

Ein Vierteljahr später gründet Leopold den „Freistaat Kongo“.

Ein seltsamer Staat. Anfangs besteht er aus kaum mehr als einer Handvoll Urwaldstationen. 1889 leben erst 430 Weiße im Land: Händler, Soldaten, Missionare, Verwaltungsbeamte. Nur 130 davon sind Belgier.

Doch dafür ist es der König ganz allein, dem dieses mehr als 6000 Kilometer oder vier Wochen Schiffsreise entfernte Stück Erde jetzt gehört – gut 76-mal so groß wie sein klägliches Belgien.

Und während er daheim nur Monarch zweiter Klasse ist, unter Kuratel von Regierung und Parlament, macht er sich in Afrika zum absoluten Herrscher.

Er selbst wird, wie einst Papst Urban das Heilige Land, den Kongo nie betreten. Doch dafür hat er entschlossene Untertanen, die für ihn und auf seine eigenen Kosten in die Wildnis gehen.

Und wie der Papst, der auch die ruinöse Streitlust europäischer Adeliger auf ein äußeres Ziel lenken wollte, sieht auch Leopold das ferne Land als Überdruckventil für sein Reich, in dem Katholiken und Liberale einander schmerhaft auf die Zehen treten und in Lüttich und Charleroi die Bergarbeiter gegen ihre Hungerlöhne rebellieren.

Unter sein Personal mischen sich Unzufriedene aus ganz Europa: Abenteurer, die aus der Langeweile fliehen, einer Ehe, einem Konkurs. In Leopolds Vorposten leben sie fern von den Gespenstern der Vergangenheit, einige werden nur alle paar Monate aufgestört durch den Besuch eines Dampfboots.



Wer aufbegeht oder Schwäche zeigt,
wird mit der Nilpferdpeitsche gezüchtigt –
eine oft tödliche Bestrafung



Von den Kolonialtruppen verstümmelte
Einheimische: Wohl zehn Millionen Menschen sterben
unter Leopolds Herrschaft im Kongo



Hier sitzen sie in Korbstühlen auf der Veranda, weiße Junggesellen in weißen Anzügen mit Tropenhelm und Krawatte, versorgt mit Rotwein, Straßburger Foie gras, dänischer Butter, englischer Marmelade, tagsüber bedient von einem schwarzen Diener, nachts von schwarzen Konkubinen.

Ihr Blick schweift über Gärtchen mit Maniok und Bananenbäumen, über Ställe für Hühner, Ziegen und Schweine – hinüber zur Flagge des neuen Freistaats, blau mit goldenem Stern, die am

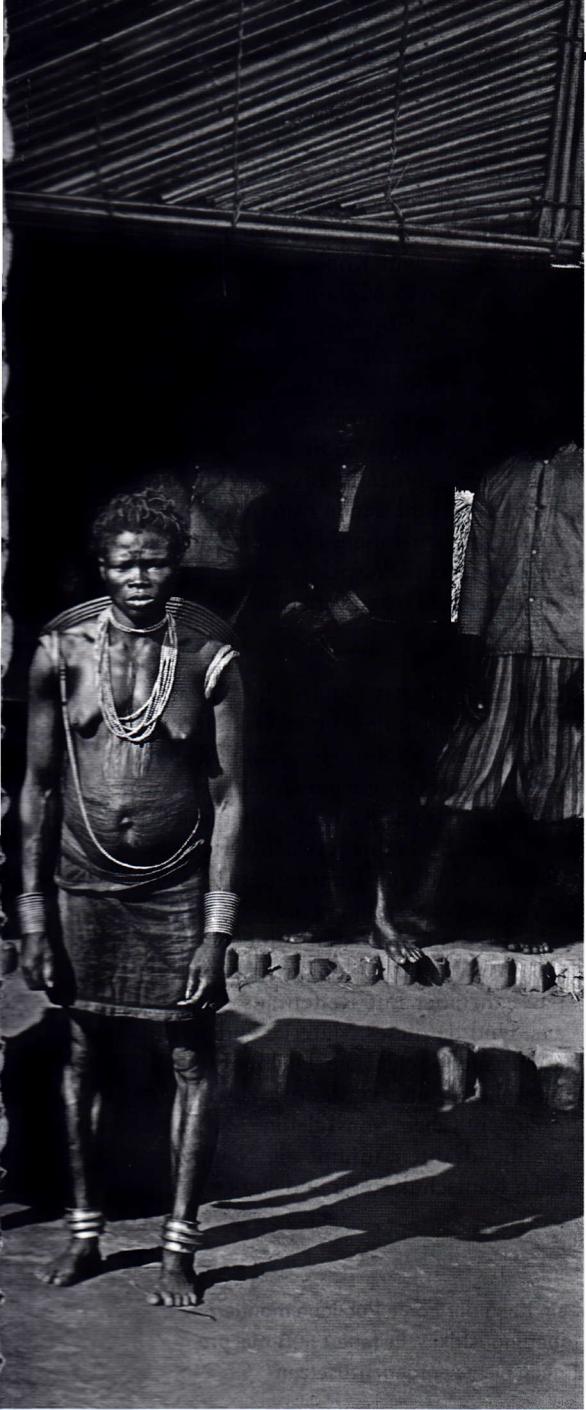
Die weiße Frau im reinen, hochgeschlossenen Kleid, die schwarzen Arbeiterinnen halbnackt: Die Europäer im Kongo fühlen sich als Angehörige einer Rasse, die den vermeintlich wilden Einheimischen überlegen ist

Fahnenmast hängt: Sinnbild für das Licht der Zivilisation, das die Finsternis der Barbarei durchdringt.

Doch vor allem organisieren Leopolds Männer den Handel mit Elfenbein. Mit Geschenken und Gewalt entwinden sie

den Dörflern die Elefantenstoßzähne – und nehmen ihnen die Freiheit.

Denn Armeen von Trägern sind nötig, um die Ware zur Verschiffung in den Hafen von Matadi am Unterlauf des Kongo zu bringen, wo 1890 schon 76,5 Tonnen zukünftiger Kämme, Klaviertaschen oder Tabaksdosen nach Europa ver-



laden werden – 1897 werden es 245 Tonnen sein, fast die Hälfte des weltweiten Elfenbeinhandels. Und um die Kolonnen aufzufüllen, reißen Leopolds Männer Tausende von Erwachsenen und Kindern mit Gewalt aus ihren Familien.

In langen Karawanen, bisweilen an den Hälzen zusammengekettet, müssen die Unglücklichen manchmal Wochen und Monate durch den Regenwald ziehen, beladen mit bis zu 30 Kilogramm schweren Lasten aus Elfenbein, Munition,

Proviant oder Teilen von Dampfschiffen, die man zerlegt hat, um auf dem Landweg die Katarakte zu umgehen.

Wer aufgelehrt, Unwillen oder Schwäche zeigt, den trifft die *chicotte*, die Peitsche aus sonnengetrockneter Flusspferdhaut: Wo sie hinaust, hinterlässt sie bleibende Narben; 25 Hiebe genügen für eine Ohnmacht, 100 können tödlich sein.

In dieser Welt ohne Gesetz werden Leopolds Kreuzritter zu Herren über Leben und Tod. In dieser tropischen Hölle blüht ein Paradies der Amoral, das Männer anzieht wie den Distriktkommissar Jean Verdussen, der Träger, die nicht die Latrine benutzen, mit fäkalienbeschmierten Gesichtern vor der Truppe paradierten lässt.

Im Kongo blühen Sadisten auf, wie jene Offiziere, die Menschen kopfüber an Palmen aufhängen und langsam zu Tode rösten; die zur Arbeit gezwungene Gefangene für die kleinsten Fehler mit dem Tod bestrafen oder zum Spaß von der Veranda aus auf Passanten schießen.

Unter ihnen sind schöngestigte Killer wie der verkrachte Buchhalter Léon Rom aus einer belgischen Provinzstadt, der hier in seinen Mußestunden Landschaften malt, ethnographische Skizzen über die „Neger des Kongo“ verfasst („Ihre Gefühle sind grob, die Leidenschaften roh, ihre Instinkte viehisch“) und Schmetterlinge sammelt – sowie Menschenköpfe, mit denen er sein Blumenbeet schmückt.

Womöglich ist Léon Rom eines der Vorbilder für Mister Kurtz, jenen sinistren Dschungelkönig aus der Erzählung „Herz der Finsternis“ des Schriftstellers Joseph Conrad, der 1890 sechs Monate im Kongo verbringt. Vorbild für jenen Dämon der Elfenbeingier, der ähnlich wie Rom Menschenköpfe auf Zaunpfosten nageln lässt – und wie dieser malt und schreibt, als „Sendbote der Barmherzigkeit, der Wissenschaft, des Fortschritts“ tituliert wird und sich anmaßt, „eine praktisch schrankenlose Herrschaft zum Guten ausüben“ zu können.

Um die „schrankenlose Herrschaft“ seiner Männer zu sichern, investiert Leopold vor allem in das Militär. 1888 gründet er die „Force Publique“, die binnen zwölf Jahren auf 19 000 Mann anwächst. Sie schlägt nicht nur die Aufstände der

Verzweifelten nieder, sondern hilft auch, Menschen in die Zwangsarbeit zu entführen – Menschen wie Ilanga, Oleka und Katinga aus dem Dorf Waniendo an dem kleinen Fluss im Osten des Kongo.

1891 beginnt die Armee, zwangsweise Rekruten auszuheben: Jedes Dorf muss pro 25 Hütten einen Mann für sieben Jahre stellen – was zur Folge hat, dass immer wieder Meutereien ausbrechen und Deserteure die Truppe dezimieren, bis der Staat dazu übergeht, die Rekrutierten fern ihrer Heimatdörfer einzusetzen und so die Flucht nach Hause zu erschweren.

D

er Kampf gegen die Sklavenhändler wird da zur Nebensache. Zwar bricht die Armee zu Expeditionen auf, um „arabische“ Menschenjäger aus ihren Gebieten zu vertreiben, etwa an den Ostrand des Kongostaats, wo sie dieses Ziel auch bis 1893 erreicht – was Leopolds internationalem Nimbus als Kämpfer gegen die Sklaverei neuen Glanz verleiht.

Das Hauptmotiv dieser Feldzüge ist freilich das Streben des Belgiers, seinem Reich weitere Territorien einzuverleiben, etwa den Südsudan.

Dabei sieht es inzwischen so aus, als habe sich der König mit seinem Bissen



Der Offizier Léon Rom ist vermutlich eines der Vorbilder für die sadistische Romanfigur Mister Kurtz in Joseph Conrads »Herz der Finsternis«

DEM KÖNIG DIENT EINE SKLAVENARMEE

vom „wunderbaren afrikanischen Kuchen“, wie er es nennt, übernommen. Die 19 Millionen Francs, die er bis 1890 in Verwaltung und Infrastruktur des Freistaats pumpt, scheinen in der Erde zu versickern: 1886 etwa fließen nicht einmal 75 000 Francs nach Belgien zurück. Das Erbe, das ihm sein Vater hinterlassen hat, ist so gut wie aufgezehrt.

Und um das Land wenigstens halbwegs rentabel zu machen, sind weitere Investitionen nötig. Eine Weile erhält Leopold Kredite von befreundeten Bankern – bis die sich weigern, ihm noch frisches Geld zur Verfügung zu stellen.

Also sucht er Investoren für Anleiheprojekte, doch deren Renditeforderungen gefährden seine zukünftigen Profite. Er drängt sogar den Papst, die Anleihen zu kaufen, und verspricht der katholischen Kirche im Gegenzug bessere Missionsmöglichkeiten am Kongo.

Schließlich greift Leopold zu einem altbewährten Mittel: der unwiderlegbaren Macht der humanitären Idee. Als Gastgeber einer monatlang in Belgien tagenden Anti-Sklaverei-Konferenz mit Delegierten aus 16 Ländern umwirbt er ab November 1889 die Diplomaten bei Festessen, Empfängen und Bällen – und propagiert weitere Stützpunkte, Eisenbahnen und Dampfboote als Voraussetzung für seinen gerechten Krieg gegen die Machenschaften der „Araber“.

Um den Kosten hierfür zu entgehen, billigen schließlich fast alle versammelten Mächte Leopold zu, entgegen den Berliner Freihandels-Vereinbarungen im Freistaat Einfuhrzölle zu erheben: Der Weg

zur Lösung seiner finanziellen Probleme und zum Ausbau der Infrastruktur in seiner Kolonie scheint offen. Aber eine abschließende Einigung kann in Brüssel noch nicht erzielt werden – erst auf diplomatischem Weg im Laufe des nächsten Jahres.

So bleibt Leopold vorerst nichts übrig, als das belgische Parlament anzupumpen, obwohl er ja versprochen hat, niemals mit einer Kolonie die Staatskasse zu belasten.

Entsprechend reserviert haben die Volksvertreter auf Leopolds Anleihe-Projekte bisher auch reagiert. Jetzt aber lenken die Abgeordneten ein. Können sie zuschauen, wie ihr Staatsoberhaupt in den Bankrott treibt – ausgerechnet im Jahr seines 25-jährigen Thronjubiläums?

Auch glauben immer mehr von ihnen Leopolds Beteuerungen, dass es langfristig im Kongo durchaus eine wirt-

schaftliche Perspektive gebe. Gegen das Versprechen, den Kongo nach seinem Ableben dem Staat zu vermachen, bewilligen sie dem König ein zinsfreies Darlehen von 25 Millionen Francs. Und legen wenige Jahre später noch einmal 6,5 Millionen drauf.

Doch all das reicht nicht, den Kongo profitabel zu machen. Dem König wachsen die Investitionen weiter über den Kopf. Immer häufiger erwägt er, aufzugeben und seinen ruinösen Schatz vorzeitig abzustoßen. Da eröffnet sich unverhofft eine Perspektive, die alle Kapitulationsgedanken vertreibt.

Im Jahr 1888 hat der irische Tierarzt John Boyd Dunlop beim Basteln am Dreirad seines Sohns einen aufblasbaren Schlauch aus Gummi entwickelt – einem Material, das aus Kautschuk hergestellt wird, der bis dahin etwa für Radiergummis und zur Imprägnierung von Kleidung Verwendung fand.

Inzwischen rüsten seine Dunlop Company und ihre Konkurrenten Europas Fahrräder mit Reifen aus Gummi aus. Und da dieses Material zudem für immer mehr Schläuche, Dichtungen und Gewebe genutzt wird, etwa zur Isolierung von Kabeln, von Telefon- und Telegraphendrähten, nimmt die Nachfrage nach Kautschuk stetig und stark zu.

Das Maxim-Maschinengewehr, hier auf ein Kanu der Force Publique montiert, spielt eine entscheidende Rolle bei der Eroberung Afrikas: Es feuert 500-mal pro Minute. Dem haben die Einheimischen nichts entgegenzusetzen





Der Bau von Eisenbahnlinien durch schwieriges Terrain (hier eine Brücke über einen Nebenfluss des Kongo) fordert Hunderte Menschenleben; die zumeist schwarzen Arbeiter sterben bei Unfällen oder durch Krankheiten

Das lässt die Preise in die Höhe schnellen – und die Profite des Kongo, wo jene Lianen wuchern, aus denen man Wildkautschuk gewinnt. Zwischen 1890 und 1900 nimmt die dortige Kautschukproduktion von 123 auf 5316 Tonnen zu, wachsen die Einnahmen auf das 72-Fache. Um 1900 ist der Kongo die einträglichste Kolonie des Kontinents.

Ein belgischer Experte schätzt, dass Leopold mindestens 220 Millionen Francs (etwa eine Milliarde Euro in heutiger Währung) an seiner afrikanischen Kolonie verdient: 110 Millionen über Kongo-Anleihen, die er herausgibt, aber nicht in das Land investiert, sondern in Belgien verbraucht. Und weitere 110 Millionen Francs an Kautschukprofite – allein zwischen 1898 und 1908.

Gleichwohl denkt er nicht daran, seinen Belgiern ihre Darlehen zurück-

zuzahlen: Lieber investiert er Geld in Prestigebauten, die seine Glorie erhöhen – etwa in die Venezianischen Galerien in Ostende oder in ein Kolonialmuseum bei Brüssel, das er dem Schloss von Versailles nachempfinden lässt.

Das lukrative Geschäft mit dem Kautschuk stellt Leopolds Statthalter im Kongo freilich auch vor Probleme. Denn die Gewinnung ist kompliziert: Um die Lianen anzuzapfen, die 35 Meter hoch an den Bäumen emporwachsen, müssen Arbeiter ausschwärmen, bisweilen ein bis zwei Tage nach saftigen Ranken suchen, und die Pflanzen mit dem Messer ritzen, bis der milchige Saft austritt. Die Ausbeute ist gering. Selbst dort, wo

viele der Lianen zu finden sind, muss ein Sammler 14 Tage arbeiten, um drei bis vier Kilo getrockneten Kautschuks zusammenzutragen.

Die Schufterei ist mörderisch. Oft harren die Sammler tagelang in regenüberschwemmten Wäldern aus, nachts müssen sie sich zum Schutz vor Leoparden in Käfigen verschanzen. Sind die Lianen im unteren Bereich leer gezapft, klettern sie hinauf in die Bäume – viele rutschen ab und stürzen in die Tiefe.

Damit der Pflanzensaft zu transportablem Kautschuk gerinnt, trocknen ihn manche am eigenen Leib – und müssen sich die Masse dann unter Schmerzen von der Haut abziehen.

Kein Wunder, dass „der Eingeborene nichts dafür übrig hat, Kautschuk zu produzieren“, wie ein Offizier der Force Publique feststellt. „Er muss dazu gezwungen werden.“

Und so ersinnt Leopold 1892 eine neue Steuer, um seine Kolonie in ein lukratives Geschäft zu verwandeln: Jeder Einheimische ist fortan verpflichtet, sie monatlich zu bezahlen – mit gesammeltem Kautschuk. Mit dem wertvollen Stoff selber Handel zu treiben, hat er ihnen schon im Jahr zuvor verboten.

Um die Steuer durchzusetzen, greifen seine Männer zu barbarischen Mitteln. Sie überfallen Siedlungen, nehmen Frauen, Kinder oder den Häuptling als Geisel, bis die Bewohner die geforderte Menge Kautschuk liefern. Nicht selten werden die Frauen in der Haft vergewaltigt – oder getötet, wenn die Lieferung nicht zur Zufriedenheit ausfällt.

Die Liefermengen legt der Provinzverwalter fest oder ein Vertreter der privaten Konzessions-Gesellschaften, deren Hauptaktionär zumeist Leopold ist und denen er bisweilen Gebiete von der doppelten Fläche Irlands überlässt.

Im Revier der Société Anversoise du Commerce du Congo etwa muss ein Kautschuksammler zur Erfüllung des Solls 24 Tage pro Monat im Wald arbeiten. Für die Disziplin sorgen die Force Publique sowie private Milizen, die mit der Armee kooperieren.

Alle Beamten und kaufmännischen Angestellten eint dabei ein Ziel: möglichst viel Kautschuk aus dem Gebiet herauszuholen, das sie verwalten. Ihr Grundgehalt ist niedrig, doch sie sind an den Erlösen aus dem Kautschuk prozentual beteiligt; zudem bringen nur gute Ergebnisse Beförderung. Und so verwandelt ihre Jagd nach Geld und Ansehen das Land in eine Hölle.

Ihre Strafen sind grausam. Schon ein zu knapp gefüllter Kautschukkorb reicht manchmal für ein Todesurteil. Verweigert ein Dorf die Lieferung, lassen die Truppen die Bewohner durch Massenerchießungen einschüchtern:

Ein Offizier prahlt, 6000 Menschen seien unter den Kugeln seiner Soldaten gestorben oder verwundet worden – die Zahl der mit Gewehrkolben erschlagenen Kinder nicht eingerechnet.

Kein Eintreiber ist so effizient wie Distriktkommissar Léon Fiévez: Um seinen Geschäftsbedingungen Nachdruck zu verleihen, lässt er binnen weniger Tage 162 Dörfer plündern und niederbrennen, die Felder verwüsten und 1346 Menschen töten.

Damit auf der Jagd nach Menschen ja keine kostbaren Patronen missbraucht werden, lassen sich die Auftraggeber der Massaker die abgehackten Hände der Opfer vorlegen – sollte doch einmal eine Kugel verloren gehen, müssen die Soldaten eben einem Lebenden die Hand abtrennen. Und weil es manchmal Wochen dauert, bis ein Inspektor kommt, konservieren viele Schlächter die grausigen Beweisstücke durch Räuchern über Holzfeuer.

„Wenn man in dem Distrikt Kautschuk sammeln will“, stellt ein Kommissar lapidar in einem Bericht nach Brüssel fest, „dann muss man Hände, Nasen und Ohren abschneiden.“

L eopolds System stellt längst jene Barbarei der Sklaverei in den Schatten, zu deren Beseitigung es vorgeblich eingerichtet worden ist. Denn während ein Sklavenhalter auf der Arabischen Halbinsel zumindest auf die Erhaltung der Arbeitskraft achtet, für die er bezahlt hat, ist ein Menschenleben im Kongo keinen Centime wert.

Und als 1898 nach achtjähriger Bauzeit die Eisenbahnlinie von Matadi zum Stanley Pool eingeweiht wird, die erste Lokomotive die 388 Kilometer durch den Urwald stampft, eine Kanone 21 Salutschüsse abfeuert und auf den Dampfern auf dem Stanley Pool die Schiffspfeifen gellen: Da vermerken sogar die offiziellen und folglich geschönten Statistiken 132 weiße und 1800 nichtweiße Tote im Verlauf der Bauarbeiten, die zumeist Unfällen und Krankheiten zum Opfer gefallen sind.

Es sind vereinzelte Stimmen, meist Aussagen von Missionaren, die ab 1895 erste Nachrichten von Leopolds Terrorregime nach Europa bringen. Sie verstummen jedoch angesichts der Drohungen mit höheren Steuern und dem

Verbot neuer Missionen, die der König gegenüber leitenden Gottesmännern dezent fallen lässt; und sie verhallen weitgehend ungehört – übertönt von königlicher Propaganda. Ohnehin herrscht Desinteresse am Schicksal der Afrikaner.

Doch 1903 verfasst Roger Casement, britischer Konsul im Kongo, nach einer zweimonatigen Inspektionsreise einen Bericht über die Zustände in der Kolonie, der in der britischen Öffentlichkeit Empörung auslöst. Schriftsteller wie



Arthur Conan Doyle und Mark Twain schließen sich dem Protest an.

Ein Protest freilich, der beschränkt bleibt auf Großbritannien und die USA. Denn auch in den französischen Kautschuk-Gebieten herrscht ein Terrorregime; auch dort vernichtet das Kolonialsystem etwa die Hälfte der Bevölkerung.

Und in Deutsch-Südwestafrika lässt General Lothar von Trotha nach einem Aufstand der Herero gut 75 000 Menschen umbringen.

Leopold aber verteidigt sein nobles Projekt. Er schickt eine Untersuchungskom-

mission in den Kongo, die er so sorgfältig auswählt, dass er hoffen kann, damit alle Vorwürfe ein für alle Mal auszuräumen.

Doch die Kommission tut ihm nicht den Gefallen: Sie sammelt von Hunder-ten Zeugen derart vernichtende Aussa-ge, dass Leopold die Willkürherrschaft im Kongo nicht mehr leugnen kann. Der Druck auf ihn wächst: vor allem durch eine immer stärkere Opposition im eigenen Land. Schließlich sieht er sich gezwungen, seine Kolonie abzugeben.

Der Bahnhof von Boma, seit 1886 die Hauptstadt von Leopolds Kolonie.
Einige Jahre später residieren in der Siedlung rund 75 Verwaltungsbeamte. Insgesamt leben zu dieser Zeit nur etwas mehr als 400 Weiße in dem riesigen Land





Ein Kongolese wird belgischen Richtern vorgeführt. Einspruch gegen deren Urteil ist nicht möglich, die Strafen sind gefürchtet: Besonders das Gefängnis von Boma gilt den Einheimischen als Ort des Todes

Aber natürlich denkt er gar nicht daran, das Land zu verschenken. Seine Belgier, stellt er sich vor, sollen es ihm abkaufen – und die haben angesichts der über Jahre anhaltenden Enthüllungen, Empörung und internationalen Proteste auch kaum eine andere Wahl, um so das Ansehen ihres Landes zu retten.

Daher übernimmt der Staat nach harten Verhandlungen 45 Millionen Francs Kosten für Leopolds bevorzugte Bauprojekte – etwa für die Renovierung seines Schlosses in Laeken bei Brüssel. Zudem soll der König 50 Millionen Francs erhalten „als Zeichen der Dankbarkeit für die großen Opfer, die er für den Kongo gebracht hat“, zahlbar in 15 jährlichen Raten und zweckgebunden für Projekte im Kongo.

Im November 1908 geht der Freistaat nach 23 Jahren, fünf Monaten und

15 Tagen in die Hand des belgischen Staates über. Statt Leopolds blaugelber Fantasieflagge weht in der Hauptstadt Boma jetzt das belgische Schwarz-Gelb-Rot. Das Land bekommt sogar eine Art Verfassung, außerdem eine „Ständige Kommission zum Schutz der Eingeborenen“ – die freilich in 50 Jahren nur zehnmal zusammentreten wird.

Es sind nicht zuletzt wirtschaftliche Erwägungen, die eine neue Politik erzwingen: Das ausgeblutete Land stellt kaum noch genügend Arbeitskräfte bereit.

Als 1924 eine Volkszählung eine einigermaßen verlässliche Zahl von zehn Millionen Kongolese ermittelt, stellt

sich durch Erhebungen von Regierungsstellen und Wissenschaftlern (basierend auf Berichten von Missionaren und Einwohnern) heraus, dass die Bevölkerung zwischen 1880 und 1920 um mindestens die Hälfte geschrumpft ist.

„Die Gefahr besteht, dass unsere Eingeborenenbevölkerung eines Tages kollabiert und verschwindet“, mahnt ein mit Kolonialfragen befasstes Gremium. „Wir stehen dann vor einer Art Wüste.“

Zu einem radikalen Schnitt ist die Kolonialmacht Belgien aber nicht bereit. Zwar gibt es jetzt keine Berichte mehr von misshandelten Kautschuksammlern, niedergebrannten Dörfern, abgeschlagenen Händen und Geiselnahmen an

Frauen und Kindern. Doch als in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg die Bergbaugesellschaften beginnen, die ungeheuren Schätze des Landes an Kupfer, Gold und Zinn auszubeuten, greifen sie auf Rekrutierungsmethoden fast wie zu Leopolds Zeiten zurück: Sie nötigen die Häuptlinge, ihnen Arbeiter zu liefern – immerhin jetzt gegen Bezahlung von zehn Francs pro Mann.

Dafür werden die Menschen nun um so rücksichtsloser verheizt: Zwischen 1911 und 1918 sterben allein in den Kupferminen der südöstlichen Provinz Katanga etwa 5000 einheimische Arbeiter.

Und neben diese Willkür tritt jetzt vermehrt die Wissenschaft: So schwärmen Ethnographen aus, um Ordnung in das Durcheinander der Kolonisierten zu bringen, und teilen die einheimische Bevölkerung in Volksgruppen ein.

Diese „Stämme“ verstehen sie mit unveränderlichen Eigenschaften – die bald auch in die Schulbücher Eingang finden: Die Bakongo sind demnach „kräftige Arbeiter“, die Bangala „intelligent“; die Pygmäen hingegen „stehlen“ und sind „sehr schmutzig“.

Schließlich übernehmen die Kongolesen die Zuschreibungen selbst, und so

sammelt sich hier ideologischer Brennstoff für die blutigen Rivalitäten und Bürgerkriege, die Afrika bis ins 21. Jahrhundert verheeren werden.

Nach einem kurzen historischen Augenblick der Wahrheit zieht sich schon bald auch der Schleier wieder zu, der die Gräuel des Freistaats vor den Belgieren verbirgt. Bereits im August 1908, kurz vor der Übergabe des Kongo an den belgischen Staat, hat König Leopold acht Tage lang den Großteil der Akten seines blutigen Unternehmens verbrennen lassen: „Ich werde ihnen meinen Kongo geben“, hat er seinem Adjutanten anvertraut, „aber sie haben kein Recht zu erfahren, was ich dort getan habe.“

Über die blutige Zeit des Freistaats senkt sich das Schweigen. Und so wird sogar der Direktor des Brüsseler Kolonialmuseums noch im Jahr 2002 erklären, er habe in seiner gesamten Ausbildung nie „ein kritisches Wort über unsere koloniale Vergangenheit“ gehört: „Meine Generation ist mit der Sicht aufgewachsen, dass Belgien dem Kongo die Zivilisation gebracht hat, dass wir nur Gutes dort getan haben.“

König Leopold II. erlebt diese wissenschaftliche Zurichtung seiner Kolonie nicht mehr. Ein gutes Jahr nach dem Verlust seines Schmuckstücks stirbt er, mit 74 Jahren, am 17. Dezember 1909.

Nachdem sein humanitäres Projekt entlarvt wurde, ist auch der Kampf um sein persönliches Menschenrecht gescheitert: sein Recht auf Anerkennung, für das ein halbes Volk sterben musste. ●



Schule im Kongo: Nur wenige Afrikaner lernen Lesen und Schreiben; die Weißen sehen in ihnen vor allem Knechte für harte körperliche Arbeit



Missionare liefern die ersten Berichte von den Gräueln im Kongo. Doch noch mehr als ein Jahrzehnt vergeht, bis öffentliche Proteste König Leopolds Regime beenden (Missionsstation)

Jörg-Uwe Albig, 54, war bei seinem Besuch des (von König Leopold II. gestifteten) Kolonialmuseums bei Brüssel darüber erschüttert, dass dort kaum Hinweise auf die belgische Schreckenherrschaft im Kongo zu finden waren. Derzeit wird das Museum umfassend modernisiert.

LITERATUREMPFEHLUNG: Adam Hochschild, „Schatten über dem Kongo“, Klett-Cotta: materialreiche Arbeit über König Leopolds grausame Kolonialherrschaft – jedoch nicht in allen Details faktensicher.

AUFSTAND UNTER TAGE

— Von BERTRAM WEISS



Kleine Elite: 1912 gründen Intellektuelle und Kirchenmänner den SANNC, der später in ANC umbenannt wird



Schwere Arbeiten
in den Minen,
wie hier den Stol-
lenvortrieb mit
Presslufthammer,
überlassen die
Weißen meist den
Schwarzen



Im Februar 1920 erheben sich Zehntausende Arbeiter in den Goldminen am Witwatersrand zum Streik. Es ist der bis dahin größte Aufstand der schwarzen Mehrheit Südafrikas gegen die Unterdrückung und Ausbeutung durch die Weißen. Dazu aufgerufen haben Bürgerrechtler des South African Native National Congress. Doch der Kampf gegen das rassistische Regime hat gerade erst begonnen. Und er wird noch Jahrzehnte dauern



1885 werden am Witwatersrand Goldvorkommen entdeckt. Die Firmen, die sie ausbeuten, sind in der Hand weißer Eigentümer

Am frühen Morgen des 25. Februar 1920 beginnt der Kampf. Von innen haben die Streikenden das große Tor verbarrikadiert, durch das sie sonst zur Arbeit marschieren. Sie haben sich bewaffnet, mit Knüppeln, Picken, Schaufeln und Kurzspeeren. Wenn sie sich jetzt nicht wehren gegen die miese Bezahlung, das schlechte Essen, die desolaten Unterkünfte, wird sich nichts ändern in den Goldminen nahe Johannesburg.

Seit Tagen schon streiken Zehntausende schwarze Arbeiter in den Bergwerken am Witwatersrand, einer der reichsten Goldlagerstätten der Welt im Nordosten Südafrikas. Auch hier, im Wohnkomplex der Village Deep Mine, sind 3900 Männer im Ausstand.

Um vier Uhr morgens erscheinen Polizisten vor dem Tor. Angeblich zum Schutz jener Arbeiter, die trotz des Streiks in die Mine einfahren wollen.

Doch der Einlass lässt sich nicht öffnen. Mit aufgepflanztem Bajonett und den Gewehren im Anschlag fordern die Polizisten die Schwarzen auf, das Tor freizugeben. Keine Reaktion.

Dann der Angriff. Das Portal wird aufgebrochen, Steine und Flaschen gehen auf die Polizisten nieder, Handgemenge, Schläge mit Stöcken, Schaufeln und leeren Bleckkanistern. Ein berittener Polizist versucht, sich den Weg durch das Chaos zu bahnen. Ein Streikender stößt seinen Speer in das Pferd, der Reiter wird hinuntergerissen. Schon ist der Arbeiter über ihm, zückt ein Messer. Doch ehe er zuschlagen kann, trifft ihn eine Kugel.

Ein anderer Polizist wird von einem Spitzhakenstiel in den Bauch getroffen; als er sich aufrichtet, folgt der nächste Schlag. Nur mit letzter Kraft kann er den Angreifer zu Fall bringen.

Der Streik der Minenarbeiter ist der bis dahin größte Aufstand der schwarzen Mehrheit Südafrikas gegen die übermächtigen Weißen. Denn so ablehnend sich die dort lebenden Buren und Briten bisweilen gegenüberstehen – eines verbindet sie: die Verachtung der Schwarzen.

Wer eine dunklere Hautfarbe hat als sie, gilt ihnen als minderwertig, ja

kaum zu einem zivilisierten Leben fähig. Und hat deshalb den Weißen zu dienen.

So ist es schon seit Jahrhunderten – seit die Kontrolle des afrikanischen Südzipfels zu einem strategisch wichtigen Vorteil im Ringen um die Seeherrschaft auf dem Globus wurde.

Südliches Afrika, Frühjahr 1488: Ein mächtiger Sturm hat den Portugiesen Bartolomeu Diaz mit seiner Flottille an Afrikas Atlantikküste weit nach Süden verschlagen. Bei seinem Versuch, wieder Land zu finden, umsegelt er als erster Europäer die Südspitze des Kontinents – zufällig. Als Diaz dies bemerkt, ändert er den Kurs und trifft auf die Küste.

Cabo tormentoso nennt er einen der Landvorsprünge, auf die er stößt, „Sturm-Kap“. Später setzt sich ein anderer Name durch: Kap der Guten Hoffnung. Denn nun, nach Jahrzehnten vergeblicher Suche, scheint der Seeweg nach Indien gefunden. In jenes Land, das großen Reichtum verspricht.

Bald umsegeln auch Kapitäne anderer Nationen Afrika, und eine nahe

Buren und Briten haben die Kontrolle im Land

gelegene Bucht wird zum wichtigen Hafen zwischen Atlantik und Indischem Ozean. Kauffahrer machen in dem Ort namens Kapstadt Rast, versorgen sich mit Wasser und Schlachtvieh für die Weiterreise.

Um einer britischen Besetzung zuvorzukommen, gründet die Vereenigde Oost-Indische Compagnie, ein schlagkräftiger Verbund niederländischer Kaufleute, 1652 in der Bucht eine erste dauerhafte Niederlassung und baut dort eine Festung. Als Handwerker, Bauern, Gärtnner und Hirten wirbt die Gesellschaft in Europa Kolonisten an. Sie sollen vor allem jene Lebensmittel produzieren, die auf den Kapstadt anlaufenden Schiffen benötigt werden. Doch nur wenige sind bereit, ans Ende der Welt zu gehen.

Und die Neuankömmlinge betreten kein unbewohntes Land. Vermutlich seit Jahrhunderten leben Nomaden vom Volk der Khoikhoi am Kap, treiben Rinder, Schafe und Ziegen im Wechsel der Jahreszeiten von einem Ort zum nächsten. Diese Menschen wehren sich gegen die Eindringlinge – vergebens.

Um Arbeitskräfte zu beschaffen, kaufen die Händler der VOC Tausende Sklaven – in Mosambik, Madagaskar, Indonesien – und verschleppen sie als billige Arbeitskräfte ins südliche Afrika. Nach und nach entstehen neue Farmen, Siedlungen und Plantagen. Die weißen Besitzer (für die sich die Bezeichnung *baere* einbürgern wird, Bauern) lassen sie von ihren Zwangsarbeitern bewirtschaften oder von Einheimischen, denen sie die Weidegründe geraubt haben.

Über Jahrzehnte bleiben die Niederländer unangefochtene Vormacht an Afrikas Südspitze. Doch dann verschieben sich die Kräfteverhältnisse in Europa: Die Niederlande erleben ein Jahrhundert des Niedergangs, die VOC geht bankrott, die Macht der Briten nimmt kontinuierlich zu, eine Revolution erschüttert Frankreich, und Kriege erfassen den Kontinent.

Als Schiffe der Royal Navy 1795 vor der Küste am Kap auftauchen, ergeben sich die Niederländer nahezu kampflos

und unterstellen die Kapkolonie den Briten; später gelangt die Region auch de jure in deren Besitz.

Für die Abgesandten Londons ein Gewinn von strategischer Bedeutung: Von der Südspitze Afrikas aus können sie den Weg nach Indien kontrollieren, dem wichtigsten Besitz ihres Imperiums.

Für die Siedler niederländischer Herkunft dagegen sind es bittere Veränderungen. Nun müssen sie sich den Regeln fremder Herrscher beugen – etwa dem 1834 in Kraft tretenden Verbot der Sklaverei im Empire. Ein Affront für die Buren, die am System unfreier und für sie billigerer Arbeit unbedingt festhalten wollen. Zudem haben sie in den Kauf der Sklaven viel Geld investiert.

Um die weißen Südafrikaner nicht zu verprellen, schränkt die britische Kolonialverwaltung die Rechte der Schwarzen in der Kapkolonie ein: Nichtweiße erhalten zwar das Wahlrecht, aber die Hürde zur tatsächlichen Zulassung, nämlich die Größe des Besitzes, wird so hoch angesetzt, dass sie de facto fast vollständig ausgeschlossen bleiben.

Die Möglichkeiten von Schwarzen, ihre Arbeitgeber zu wechseln und sich im Land frei zu bewegen, wird zudem derart eingeschränkt, dass eine neue Form von Leibeigenschaft entsteht. Auf diese Weise bleibt unter den Briten das bereits

von den Niederländern etablierte System der geteilten Gesellschaft erhalten.

Dennoch wollen zahlreiche Buren die britische Herrschaft nicht akzeptieren. Daher laden 1835 Tausende ihre Habe auf Ochsenkarren, ziehen in kleinen Gruppen und Trecks weiter in den Norden, um neues Farmland zu erschließen. Etwa 15 000 Buren queren den Fluss Oranje an der nördlichen Grenze der Kapkolonie.

Sie dringen in die Heimat sesshafter Völker ein, machen den Ndebele, Matabele, Sotho, Barolong oder Zulu Konkurrenz. Vielfach verteidigen die Einheimischen ihr Land, doch gegen die Feuerwaffen der Weißen sind sie mit ihren Speeren machtlos. Am 16. Dezember 1838 schlagen einige Hundert Buren ein Heer von mehreren Tausend Zulu.

Voortrekkers, „Vorausziehende“, werden diese Pioniere später in ihrer Sprache genannt, dem Afrikaans – einem Idiom, dessen Basis das Niederländische bildet. Doch über die Jahre haben die Siedler die Grammatik vereinfacht und Begriffe der Einheimischen übernommen. Die Sprache eint die Buren, grenzt sie ab gegen die Briten und Afrikaner.

Nach und nach gründen Voortrekker-Gruppen nordöstlich des britischen Protektorats eigene Regionalstaaten. Erst die Republik Natalia (später Natal), dann den Oranje-Freistaat, schließlich jenseits des Flusses Vaal die Südafrikanische Republik (oder Transvaal). Die Briten



Mit einer Lorenbahn transportieren schwarze Arbeiter Gestein aus einer Mine. Sie müssen länger schuften als die Weißen – und bekommen weniger Geld

erkennen den autonomen Status der Buren in den beiden größeren Republiken an. Natal hingegen annexieren sie 1845 (siehe Karte Seite 158).

Denn ihnen ist es wichtiger, die Militär- und Verwaltungskosten des Imperiums niedrig zu halten, als unmittelbar politisch zu herrschen. Zudem gehen sie davon aus, dass die Buren-Republiken von der wesentlich größeren Kapkolonie wirtschaftlich abhängig sind.

Die neu besetzten Gebiete sind zu großen Teilen Steppe und scheinen den Siedlern zunächst nicht viel mehr zu bieten als das, was sie suchen: Land.

Doch dann wird 1866 an der Grenze des Oranje-Freistaats zur Kapkolonie ein Diamant entdeckt; als drei Jahre später noch ein zweiter, größerer Stein gefunden wird, beginnen Buren, Briten sowie Glücksritter aus Europa zu Zehntausenden in die Region zu strömen. Binnen weniger Jahre entstehen riesige Bergbaufirmen; die Stadt Kimberley wird zum Zentrum der Diamantenindustrie.

Auch die Regierung in London erkennt, welche Schätze jenseits ihrer südafrikanischen Kolonie liegen. 1871 unterstützt sie die Gebietsansprüche einiger einheimischer Stämme auf das Territorium – und sichert sich so die Herrschaft über die Diamantenregion. Als die Buren von Transvaal 1876 ungeschickt und erfolglos Krieg gegen das Volk der Pedi führen, eine Regierungskrise folgt und in der Voortrekker-Kolonie der Staatsbankrott droht, nimmt Großbritannien das zum Anlass, Transvaal kurzerhand zu annexieren. Kampflos. Die dortigen Buren müssen es geschehen lassen.

Doch bald schon wächst ihr Ärger über hohe Steuern und Gängeleien der britischen Verwaltung. Sie fordern die Unabhängigkeit. Als die ihnen nicht gewährt wird, erheben sie sich: Am 20. Dezember 1880 greift ein Kommando einen britischen Armeekonvoi an und reibt ihn auf, anschließend belagern die Buren Garnisonen der Kolonialmacht in der Region.

Die militärischen Erfolge ihrer Gegner bringen London zurück an den

Verhandlungstisch. Im März 1881 vereinbaren die beiden Parteien Waffenstillstand, der Friedensschluss ein halbes Jahr darauf bringt den Buren erneut Unabhängigkeit. Allerdings geht London davon aus, dass die Briten weiterhin ein Mitspracherecht in der Außenpolitik des wiedergegründeten Staates haben.

Ab 1882 werden in Transvaal große Goldvorkommen entdeckt. Innerhalb kürzester Zeit wächst aus einem Goldgräbercamp am Witwatersrand die Metropole Johannesburg mit 100 000 Einwohnern heran. Der Bergbau nimmt einen solchen Aufschwung, dass der Wert des dort gewonnenen Goldes den der Diamanten übersteigt, die in der

könnte von den wirtschaftlich nun mächtigen Buren – und so entbrennt der Krieg um das südliche Afrika 1899 erneut, blutiger als je zuvor.

Da die Buren ihre Gegner erfolgreich mit einer Guerillataktik bekämpfen, machen die britischen Offiziere bald kaum noch einen Unterschied zwischen Milizen und Zivilisten: Feind ist, wer auf gegnerischem Gebiet lebt.

Die Briten brennen 30 000 Farmen nieder, schlachten das Vieh der Buren, zünden das Getreide auf den Feldern an. Sie pferchen Kinder und Frauen, Farmarbeiter und Hausangestellte in Lager,



Schmelze für Goldbarren in Johannesburg. Die Minen rund um die Stadt in Transvaal erzeugen 1920 die Hälfte der Weltproduktion des Edelmetalls

Kapkolonie gefördert werden – was zu einem deutlich gewachsenen Selbstbewusstsein des Buren-Staates führt.

Um ihre Position international zu stärken, sucht die Regierung von Transvaal die Nähe zum jungen deutschen Kaiserreich: Berlin hat seit 1884 mehrere nahe gelegene Gebiete zu seinen Protektoraten erklärt und rivalisiert nun mit den Briten um die Macht in der Region.

London befürchtet, Deutsche und Buren könnten gemeinsam eine Expansion der Kapkolonie nach Norden behindern. Zudem werfen die Briten den Buren vor, ihre Landsleute in Transvaal zu benachteiligen. Vor allem aber fürchten sie, dass ihre Kolonie abhängig werden

in denen Zehntausende an Krankheiten und Unterernährung sterben.

Nach gut zweieinhalb Jahren kapitulieren die Buren am 31. Mai 1902.

Da die Region schnell stabilisiert werden soll, damit sie möglichst rasch wieder große Profite abwirft, gibt sich London nun generös und gewährt den Verlierern drei Millionen Pfund Wiederaufbauhilfe (tatsächlich ausgezahlt werden aber nur 114 000 Pfund) und gesteht ihnen bald sogar zu, sich selbst zu verwalten.

Im Gegenzug erhoffen sich die Briten Kooperation beim Aufbau eines gemeinsamen südafrikanischen Staates.

tes – denn eine dauerhafte militärische Besatzung können sie nicht finanzieren.

1910 schließen sich die Kapkolonie, Natal, Transvaal und der Oranje-Freistaat zur Südafrikanischen Union zusammen. Wie Kanada oder Australien ist der neue Staat ein *dominion* im British Empire, in weiten Teilen autonom, aber dem englischen Königshaus untergeben. Ein gemeinsamer Premier führt die Politik, ein Parlament vertritt die Interessen der Bevölkerung – allerdings fast ausschließlich der weißen Einwohner.

Nur in der Provinz der einstigen Kapkolonie, wo die britische Oberschicht

Zugleich offenbaren sie, mit welcher Verachtung die Buren auf alle Menschen anderer Hautfarbe blicken. So dürfen Schwarze nach dem „Natives Land Act“ von 1913 eigenen Grund nur noch in ausgewiesenen Reservaten erwerben, die gerade einmal sieben Prozent der Staatsfläche ausmachen. Auch wird es ihnen erschwert, Parzellen zu pachten.

Da die Reservate nicht genug Land bieten, um alle dort lebenden Menschen zu ernähren, verpflichten sich immer mehr schwarze Bauern zu einfacher Lohnarbeit in den Minen oder ziehen in die Städte, um irgendwie zu überleben. Doch viele höherrangige Tätigkeiten, im Bergbau oder bei der Eisenbahn, werden

hinaus haben „Farbige“ (wie etwa die eingewanderten Inder) und „Schwarze“ oft nicht die gleichen Interessen.

Auch durch die Arbeiterklasse verläuft der gleiche tiefe Riss wie durch die gesamte Gesellschaft – die weißen Arbeiter sehen in den schwarzen vor allem billigere Konkurrenz. Und so dauert es einige Zeit, bis sich die Stimmen mehren, die einer Nation der Weißen in Südafrikas Union eine Nation aller Bewohner des Landes entgegenstellen wollen.

Bloemfontein, 8. Januar 1912. In einem Schulgebäude in der Provinz Oranje-Freistaat versammeln sich mehr als 60 Schwarze aus der gesamten Union. Manche tragen Gehrock nach britischer Mode, andere Leopardenfelle.

Sie vertreten die kleine bürgerliche Elite der schwarzen Bevölkerung, die sich insbesondere im etwas liberaler geprägten Süden des Landes entfalten können. Clanchefs sind anwesend, aber auch Ärzte und Journalisten, Anwälte, Pfarrer, Lehrer. Viele von ihnen haben an Missionsschulen Lesen und Schreiben gelernt, manche ausländische Universitäten besucht.

So wie Pixley kaIsaka Seme, der in den USA und Großbritannien Jura studiert hat und nun als einer der wenigen schwarzen Rechtsanwälte des Landes für andere Schwarze eintreten will.

Er gilt als brillanter Redner und begrüßt daher die Versammelten: „Wir mussten erkennen, dass Afrikaner in ihrer eigenen Heimat nichts weiter sind als Holzhacker und Wasserträger. Die Weißen haben eine Südafrikanische Union geschaffen – eine Union, in der wir keine Stimme haben.“

Seme ruft die Anwesenden zu nationaler Einheit auf, um so gleiche Rechte für die schwarze Bevölkerung zu erstreiten. Dazu müsse allerdings endlich auch der Hass der Stämme untereinander aufhören.

Gemeinsam gründen die Versammelten an diesem Tag den South African Native National Congress. Den gut 30 Jahre alten Pixley kaIsaka Seme wählen sie zu ihrem Schatzmeister, einen Schulgründer und Pädagogen zum Präsidenten und einen Publizisten zum Geschäftsführer der neuen Organisation.



Um ihre Familien zu ernähren, verdingen sich viele Schwarze zu Niedriglöhnen

eine etwas liberalere Politik gegenüber den Einheimischen verfolgt als die Buren im Norden, dürfen sich Nichtweiße aktiv an der Politik beteiligen.

Die erste Wahl im neuen Staat gewinnt allerdings ein Bündnis aus Parteien, die mehrheitlich von Buren dominiert werden. Die anschließend gebildete Regierung erlässt schon bald Gesetze, die dunkelhäutige Südafrikaner benachteiligen.

Die Vorschriften sollen vor allem möglichst billige Arbeitskräfte für die hochprofitable Bergbauindustrie bereitstellen, die für die Steuereinnahmen des Staates von zentraler Bedeutung ist.

ihnen vorenthalten, etwa durch den „Mines and Work Act“ von 1911.

Die weiße Obrigkeit hat die Kontrolle und will sie behaupten. Zwar versuchen Schwarze mancherorts, sich der Entwicklung des Landes zu widersetzen, doch die Bemühungen sind meist erfolglos. Zu gespalten ist die dunkelhäutige Bevölkerung: politisch gespalten in Radikale und Reformer, sozial gespalten in eine Bildungselite und die breite Masse, regional gespalten in die Provinzen des Landes, in denen die Menschen jeweils unterschiedliche Rechte haben und daher unterschiedlich stark auf Veränderung drängen.

Hinzu kommen die alten Rivalitäten der einheimischen Ethnien. Darüber

Doch Semes Wunsch nach Eintracht in der schwarzen Bevölkerung bleibt zunächst eine Utopie. Auch der SANNC kann die schwarze Bevölkerung nicht einen. Denn der Kongress ist zu elitär, seine Anführer opponieren so gesittet, wie es sich die Weißen nur wünschen können: Sie formulieren höfliche Telegramme, versenden Protestnoten und Petitionen an die Regierung; die Europäer sollen spüren, dass Schwarze sehr wohl kultiviert sind.

Delegationen des SANNC reisen nach London, werden dort freundlich angehört – und wieder heimgeschickt: Südafrika, heißt es, sei ein souveräner Staat, in dessen Angelegenheiten sich Großbritannien nicht einmischen werde.

Auch bei den Schwarzen Südafrikas findet der SANNC wenig Rückhalt. Seine führenden Mitglieder wissen nicht viel vom Leben der Minenarbeiter.

Dabei könnten sie von einem Inder aus Johannesburg lernen, welche Wirkung der organisierte Protest größerer Mengen von Menschen entfalten kann.

Der Rechtsanwalt Mohandas Karamchand Gandhi (der später Mahatma genannt wird) tritt für die Interessen der Inder im Land ein – die wie die Schwarzen geringere Rechte als die Weißen haben – und leitet sie zu ungewöhnlichem Widerstand an. Statt Gewalt empfiehlt er: keine Kooperation.

Die indischen Einwanderer, die einst zu Zehntausenden ins Land kamen, um auf Farmen zu arbeiten oder Handel zu treiben, sollen Anweisungen der Weißen missachten, unzumutbare Bedingungen anprangern, ungerechte Gesetze brechen, sich in Massen verhaften lassen und so das Justizsystem überfordern.

Einige SANNC-Führer setzen nun ebenfalls auf passiven Widerstand. Denn die Lage der Masse der schwarzen Arbeiter wird immer prekärer, vor allem seit

dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Die Maschinerie des Massenkriegs verschlingt ungeheure Ressourcen. Stahl, Sprengstoffe, Kohle, Kerzen: All das, was die Fronten in Europa verbrauchen, wird auch in Südafrikas Bergbauindustrie benötigt. Die Nachfrage lässt die Preise steigen und setzt die Großindustriellen unter Druck. Um die wachsenden Kosten auszugleichen, müssten die Bergbauunternehmer ihre Ausgaben reduzieren – etwa auf Kosten der Arbeiter.

Gleichzeitig werden Lebensmittel und weitere Güter des täglichen Bedarfs durch den Krieg immer teurer. Und so drängen die Arbeiter auf höhere Löhne.

Aus der Ferne wirken auch die Gruben am Witwatersrand wie Schlachtfelder: zerstörte Wildnis, umgepflügte Erde, riesige Halden von Geröll.

Denn das begehrte Gold liegt fein verteilt im Untergrund. Hunderte Tonnen Fels müssen bewegt werden, um einige Unzen zu gewinnen. Das macht dieses Geschäft so teuer – schon um ein Bergwerk zu betreiben sind Konsortien von Finanziers nötig.

Die Großindustriellen sind in einer eigenen Interessenvertretung organisiert, der Chamber of Mines. Denn nur gemeinsam können sie die gewaltigen Massen von Arbeitern beherrschen, die für den Abbau nötig sind. Mehr als 5000 schwarze Bergleute schinden sich durchschnittlich in einer Grube, insgesamt gibt es 1920 am Witwatersrand 35 Minen.

Wenn die Arbeiter ihren Vertrag unterzeichnen, kennen viele die Bedingungen unter Tage nur aus Erzählungen. Jeden Morgen zwischen vier und sechs Uhr fahren die Bergleute in die Schächte ein. Sie bohren Löcher ins Gestein, die mit Dynamit gefüllt werden. Sie schippen Geröll in Loren und wuchten sie zu den Förderschächten, in denen der Schutt in Eimern nach oben gezogen wird.

Tödliche Unfälle sind nicht selten. Vor und nach den meist acht Stunden langen Schichten müssen die Männer jeweils bis zu drei Stunden in langen Reihen warten, ehe sie in die Schächte ein- oder ausfahren. Essen dürfen sie erst nach dem Ende des Tagwerks.

Die meisten Bergleute leben in geschlossenen Siedlungen: großen, oft mit



Buren und Briten (oben Veteranen aus einem Zulu-Krieg, unten Cricketspieler) konkurrieren miteinander, doch etwas eint sie: die Ablehnung der Schwarzen



In solchen Barackenlagern leben die schwarzen Minenarbeiter zusammengepfercht – unter primitivsten Bedingungen

Metallzäunen und Stacheldraht umgebenen Vierecken aus Baracken, deren Türen sich auf einen Innenhof hin öffnen. Die Minenbesitzer haben diese *compounds* nach dem Vorbild südamerikanischer Sklavensiedlungen errichtet, und tatsächlich wirken sie von außen wie Gefangenengelager.

Bis zu 50 Männer teilen sich einen Raum. Ohne Licht, ohne Lüftung, oft ohne Möbel, bis auf einfache Stockbetten oder mehrstöckige Pritschen aus Beton. Der nackte Lehmboden verwandelt sich in Morast, wenn Regen durch die löchrigen Dächer dringt. Der Ofen in der Mitte spendet in kühlen Nächten kaum Wärme und hat oft keinen Abzug, Rauch füllt den Raum.

Einfache Waschgelegenheiten stehen in einer Baracke im Innenhof. Als Toilette dienen lange Balken, auf denen sich 20 Männer nebeneinander erleichtern können.

Jeder schwarze Arbeiter muss ständig einen Pass bei sich tragen. Jeder Weiße hat das Recht, ihn anzuhalten und das Dokument zu fordern, ohne dafür irgendeinen Grund angeben zu müssen.

Auf dem Ausweis sind der Name des

Passinhabers und der seines Vaters verzeichnet sowie sämtliche bisherige Arbeitgeber und das Territorium, in dem er sich mit Erlaubnis der Passbehörde aufzuhalten darf, um nach einer Anstellung zu suchen.

Vor allem aber hat jeder Passträger die Pflicht, den Bezirk zu wechseln, wenn er dort eine gewisse Zeit lang eine Anstellung gesucht, aber nicht gefunden hat. Auf diese Weise herrscht für die Schwarzen im Grunde eine Arbeitspflicht. Das Ziel ist, mit einem simplen Mechanismus die Männer dorthin zu dirigieren, wo sie benötigt werden, und so die Lohnkosten für die Arbeitgeber niedrig zu halten.

In den Compounds herrscht als verlängerter Arm der Minenbesitzer die Lagerpolizei, zu der auch Schwarze zählen. Häufig wählen die Unternehmer für diese bei den Arbeitern verhasste Funktion Männer vom Volk der Zulu aus – und machen sich so die Rivalitäten der Stämme untereinander zunutze. Die Aufseher führen lederne Peitschen mit sich und Knüppel. Kaum jemand kontrolliert, wie sie die Männer behandeln.

Die Löhne der Arbeiter sind kaum mehr als Almosen.

Zwei Schilling erhält ein dunkelhäutiger Bergmann durchschnittlich pro Schicht, ein weißer dagegen 20.

Und nun hat sich die Not der schwarzen Bergleute nochmals durch die drastisch steigenden Preise verschärft. Im März 1919 ruft der Transvaal Native Congress, der SANNC-Ableger in der Region, nach dem Vorbild Gandhis zu einem friedlichen Boykott der Passpflicht auf.

Zu Tausenden zerreißen Schwarze die verhassten Dokumente und tragen sie säckeweise zu den Behörden. Bei einem Aufmarsch allein verhaftet die Polizei 700 Protestierende – die schiere Masse droht sie zu überfordern.

Auch viele Minenarbeiter besuchen die Kundgebungen, auf denen Aktivisten des Kongresses bessere Bedingungen für die Schwarzen fordern. Im Januar 1920 verhandelt eine Delegation des TNC mit Vertretern der Regierung und der Unternehmer und drängt auf besseren Lohn für alle schwarzen Arbeiter, ob in den Minen oder in der Industrie. Als die Arbeitgeber darauf nicht eingehen, fordert der TNC die Männer zum Streik auf.

Am 16. Februar 1920 kehren zwei Bergleute von einer Versammlung des TNC zurück in die Wohnbaracken der

Die Schwarzen haben kaum Rechte – aber Pflichten

East Rand Proprietary Mines am Witwatersrand. Sie gehen von Raum zu Raum, rufen ihre Kollegen dazu auf, am nächsten Tag die Arbeit niederzulegen – und werden sofort von der Lagerpolizei festgenommen. Doch ihre Forderung wird weitergegeben von Mund zu Mund.

Am nächsten Tag verweigern 2500 der 2900 Kumpel aus dem Compound die Arbeit, verlangen die Freilassung ihrer beiden Genossen und bessere Bezahlung.

Am dritten Tag nach der Verhaftung sind mehr als 6200 Arbeiter der Mine im Ausstand, am vierten bereits 37000 am gesamten Witwatersrand.

Die Zechenbesitzer drohen, alle Männer zu entlassen oder in ihren Herkunftsstadt zu schicken, die nicht unverzüglich in die Stollen zurückkehren. Die Regierung entsendet 100 berittene Polizisten, die Streikbrecher schützen sollen.

25. Februar 1920. Compound der Village Deep Mine, 6.45 Uhr. Kurz nachdem die Situation eskaliert ist, eröffnen die Polizisten das Feuer auf die Streiken. Etliche sinken zu Boden. Die Männer flüchten in ihre Baracken, andere klettern über eine Mauer und fliehen auf eine Schutthalde.

Die Ordnungshüter machen Jagd auf sie, treiben sie zusammen und bringen sie in den Compound zurück. Sie durchsuchen die Baracken und konfiszieren alles, was als Waffe geeignet ist; drei Loren füllen sie mit Stöcken, Picken, Speeren, Schaufeln und Metallstangen.

Acht Polizisten werden verwundet. Unter den Schwarzen gibt es 25 Verletzte und acht Tote. Nirgendwo sonst fordert der Streik so viele Opfer wie in der Village Deep Mine.

Tags darauf nehmen die Schwarzen hier die Arbeit wieder auf, eingeschüchtert von der Gewalt. Zwar gibt es in anderen Zechen weiterhin Streiks. Doch nach zwölf Tagen ist der Widerstand gebrochen. Noch ist der Zusammenhalt der Schwarzen zu gering, der Protest nicht straff genug organisiert.

Obwohl es in 21 der 35 Minen zu Ausständen gekommen ist und sich mehr als 40 Prozent aller Arbeiter an dem Streik beteiligt haben, sind die Unternehmen zu mächtig: Jeder Tag ohne Lohn gefährdet die Existenz eines Ar-

beiters. Zudem steht der gesamte staatliche Sicherheitsapparat im Dienst der Grubenbesitzer.

Manche Betriebe sind jetzt dennoch zu Zugeständnissen bereit und erhöhen den Lohn ihrer Arbeiter. Andere Firmen setzen dagegen auf Polizeigewalt und lehnen jede Diskussion ab. Und so ist der Streik am Ende eine deutliche Niederlage für die daran beteiligten Kumpel – und auch für die radikaleren Kräfte im SANNC.

Dessen Führer ziehen daraus die Konsequenz: Offenbar ist der gewaltsame Kampf gegen die Bergbau-Barone nicht der richtige Weg zur Gleichberechtigung der Schwarzen. Und so kehren sie zu ihrer früheren Politik zurück, lassen wieder Anwälte höfliche Protestnoten formulieren – ohne jeden Erfolg.

Deutlich aggressiver kämpft die 1919 gegründete Industrial and Commercial Workers Union für die Rechte der Schwarzen und gewinnt innerhalb kurzer Zeit mehr als 100 000 Mitglieder. Doch da die Gewerkschaft viele verschiedene Gruppen und Interessen unter einem Dach vereint, büßt sie die Fähigkeit zu größeren Kampagnen ein. Ihre kleineren Aktionen – Arbeitsniederlegungen, Viehdiebstahl, Sachbeschädigung – bringen nichts, im Gegenteil, sie vermehren nur die Wut der Weißen. Schon zu Beginn der 1930er Jahre zerbricht die ICU an heftigen internen Konflikten von Militanten und Moderaten.

Auch der ANC (wie der SANNC seit 1923 heißt) droht an inneren Zwistigkeiten zwischen kommunistischen und konservativen Fraktionen zu zerfallen; schließlich gibt es sogar Bestrebungen, die Organisation aufzulösen und durch eine neue, ideologisch unbelastete zu ersetzen. Doch der ANC überdauert die Krise.

Ende 1931 entlässt Großbritannien seine Dominions in die Unabhängigkeit, auch die Südafrikanische Union. Ohne den mäßigenden Einfluss aus London radikalisiert sich nun der Nationalismus der Buren – die unter Südafrikas Weißen nach wie vor die Mehrheit bilden und immer rassistischere Positionen vertreten.

1936 wird den Schwarzen in der Kapprovinz das Wahlrecht entzogen. 1948 kommt die National Party an die Macht, eine extreme Burenpartei, und errichtet Zug um Zug einen Staat der

„Apartheid“ – der „Trennung“ von Weißen und Nichtweißen.

Diese Politik wird nicht allein vom Rassismus der Buren angetrieben, sondern auch vom strategischen Kalkül der National Party. Denn gering qualifizierte Weiße verdienen in der zunehmend mechanisierten Landwirtschaft nicht mehr genug Geld, um den gewohnten Lebensstandard aufrechtzuerhalten. Stattdessen müssen sie niedrige Arbeiten annehmen – oder finden gar keine. Dies aber trifft Südafrikas Gesellschaft an ihrer Wurzel: Das Elend der verarmten Buren stellt die angeblich natürliche Überlegenheit der Weißen und damit die Ordnung des Landes infrage.

Die National Party findet ihre Wähler unter diesen sich deklassiert führenden Buren und macht sich nun daran, ein System aufzubauen, in dem selbst der ärmste Weiße noch über dem wohlhabendsten Schwarzen steht.

Ab 1950 sind alle Menschen per Gesetz verpflichtet, sich registrieren und einer von drei, später vier Gruppen zuzuweisen zu lassen: den Weißen, Schwarzen, Farbigen oder Asiaten.

Viele Stadtteile werden nun als „Orte der Weißen“ definiert, in denen Schwarze nur dann geduldet sind, wenn sie für Weiße arbeiten. Ab 1953 dürfen alle nichtweißen Menschen nur noch eigens für sie vorgesehene Bereiche in Parkanlagen und an Stränden besuchen, müssen Restaurants und Theater, Busse, Postämter und öffentliche Toiletten getrennt von den Weißen nutzen.

Manche Gebäude haben sie ausschließlich durch den für ihre Gruppe vorgesehenen Eingang zu betreten. Ehen und sogar sexuelle Kontakte zwischen Weißen und Menschen anderer Hautfarben werden verboten, Verstöße mit mehrjähriger Haft bestraft.

Ab 1959 werden die Schwarzen zu Bewohnern von *bantustans* erklärt (de facto von Reservaten), in denen sie künftig im Rahmen der Selbstverwaltung politische Rechte haben sollen – und werden damit in ihrer eigenen Heimat praktisch zu Ausländern. Insgesamt 3,5 Millionen Schwarze siedelt das Regime von 1960 bis 1994 in diese Gebiete um.

Mit der immer schärferen Rassennpolitik der Regierung radikalisiert sich auch der Widerstand des ANC. Beson-



Männer wie der spätere Rechtsanwalt und ehemalige Minenwächter Nelson Mandela formen den ANC ab 1944 zu einer schlagkräftigen Organisation. Mandela erkämpft das Ende der Apartheid – doch erst fast 50 Jahre später

ders kämpferisch ist die Jugendorganisation ANC Youth League. Zu deren Gründern zählte 1944 auch ein angehender Rechtsanwalt aus Johannesburg namens Nelson Mandela.

Wie manche seiner Mitstreiter hat er an der Universität Fort Hare studiert, der einzigen Hochschule im Land primär für Schwarze. Das zermürbende Leben der Arbeiter am Witwatersrand kennt er aus eigener Anschauung, er hat als Nachtwächter in einer der Minen gearbeitet.

Der einst so elitäre ANC wird nun innerhalb weniger Jahre zu einer Massenorganisation mit mehr als 100 000 Mitgliedern – zu der freilich auch militante Splittergruppen gehören. Eine sprengt Stromleitungen und Briefkästen, um so Verhandlungen über die Gleichberechtigung der Schwarzen zu erzwingen. Andere Aktivisten zünden im Bahnhof von Johannesburg eine Bombe, eine Frau stirbt. Obwohl der ANC für diesen Anschlag nicht verantwortlich ist, wird seine gesamte Führung verhaftet.

Unter den Festgenommenen ist auch Nelson Mandela, den das Regime für Jahrzehnte wegsperrt.

Südafrika wird zu einem Polizeistaat, in dem Ordnungshüter willkürliche Verhaftungen vornehmen, Generäle und Geheimdienst immer mehr Einfluss gewinnen. Zahlreiche schwarze Bürger-

rechtler kommen auf mysteriöse Weise oder in der Haft ums Leben.

1960 erschießt die Polizei bei einer Demonstration in Sharpeville, einem Schwarzenviertel bei der Stadt Vereeniging, 69 Menschen, viele werden von Kugeln in den Rücken getroffen.

Die komplexe Apartheidbürokratie und der massive Sicherheitsapparat treiben die Ausgaben des Staates immer weiter in die Höhe. Außerdem ziehen sich nun zusehends internationale Investoren zurück: zum einen, weil sie mit dem Regime wegen der immer stärkeren Proteste nichts mehr zu tun haben wollen; zum anderen, weil sie sich fragen, ob die Regierung Südafrikas überhaupt eine Strategie hat, um die Probleme des Landes zu lösen, die beginnen, dessen Stabilität zu gefährden.

In den 1980er Jahren gleitet die Wirtschaft am Kap in eine andauernde Rezession. Auch die Buren müssen nun erkennen: Ohne Reformen von innen wird Südafrika diese Krise nicht überwinden. Das System der Apartheid ist nicht länger zu halten.

So kommt Ende 1989 die ANC-Führung nach Jahrzehnten der Haft frei, einige Monate später darf auch Nelson Mandela nach fast 28 Jahren seine Zelle verlassen. Die Organisation gilt nicht länger als ungesetzlich und wird zu einer legalen Partei.

Weisse und schwarze Politiker beginnen Verhandlungen über das Ende

der Apartheid, doch nun ziehen Extremisten in den Kampf gegen eine friedliche Lösung.

Weisse Rassisten verüben Bombenanschläge, um wahllos Tod und Verderben zu stiften. Schwarze suchen blutige Rache für die jahrzehntelange Unterdrückung, auch die alten Fehden und Rivalitäten zwischen den schwarzen Ethnien flammen wieder auf. Jahr für Jahr sterben Tausende in dem Terror.

Dennoch kommen sich die Anführer der Schwarzen und Weissen – Nelson Mandela und der Buren-Politiker Frederik Willem de Klerk – näher und handeln in einem zähen Prozess eine friedliche Machtübergabe aus.

Am 27. April 1994 findet die erste Wahl in der Geschichte Südafrikas statt, an der sich alle Erwachsenen, gleichgültig welcher Hautfarbe, beteiligen dürfen. Der ANC erringt fast 63 Prozent der Stimmen.

Erster schwarzer Präsident des Landes wird Nelson Mandela – 74 Jahre nach dem großen Streik vom Witwatersrand, der zwar mit einer Niederlage endete, aber zeigte, dass die Hoffnung mancher schwarzer Aktivisten, ihre zerstörte Gesellschaft zu einen, keine unerreichbare Utopie war. ■

Bertram Weiß, 30, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE. Um den Streik der schwarzen Minenarbeiter von 1920 detailgenau rekonstruieren zu können, hat die Redaktion Zeitungsartikel, Berichte und Dokumente jener Zeit aus südafrikanischen Archiven und Bibliotheken beschafft.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Christoph Marx, „Südafrika. Geschichte und Gegenwart“, Kohlhammer: anschauliche und vor allem gut nachvollziehbare Darstellung der komplizierten politischen Entwicklung am afrikanischen Südkap. Heidi Holland, „100 Years of Struggle. Mandela's ANC“, Penguin: präzise Studie zur Geschichte des African National Congress, von der Geburt des schwarzen Nationalismus Anfang des 20. Jahrhunderts bis heute. Patrick Harries, „Work, Culture, and Identity. Migrant Laborers in Mozambique and South Africa, c. 1860–1910“, Witwatersrand University Press: wissenschaftliches Schwergewicht zu Leben und Realität der Arbeiterklasse.

HAILE SELAASIE KÖNIG DER KÖNIGE

— Von GESA GOTTSCHALK

1930. Ein einziges Land Afrikas hat den europäischen Kolonialmächten bis dahin widerstanden: Äthiopien, seit 1600 Jahren christlich, mit einer stolzen Herrscherdynastie, die sich auf den biblischen König Salomo beruft. Nun besteigt ein Mann den Thron, der sein Land in die Moderne führen will, um es dauerhaft vor Eroberern zu schützen

Kaiserliche Hoheit

Nie hat Äthiopien eine so prächtige Krönung erlebt wie die Haile Selassies am 2. November 1930. Gesandte von sieben Monarchen und fünf Präsidenten reisen an, dazu der gesamte Adel des afrikanischen Landes



S

Sieben Tage und sieben Nächte lang haben 49 Bischöfe und Priester in weißen Gewändern neun Psalmen Davids gesungen, jeweils sieben heilige Männer in sieben Ecken der St.-Georgs-Kathedrale auf dem höchsten Punkt von Addis Abeba, der Hauptstadt Äthiopiens.

An diesem Morgen schließen sich ihnen Hunderte weitere Priester an, das Summen ihrer Stimmen vermischt sich mit dem Klang von Trommeln, dringt durch die Tür der Kathedrale in das neben der westlichen Mauer errichtete Zelt. Seine Wände sind aus weißem Stoff, durch den die Morgensonnen schimmert und die Farben zum Leuchten bringt: die orangefarbene hohe Decke, die schweren roten, mit Gold durchwirkten Vorhänge. Sie trennen das Innere der Kathedrale von den 700 Gästen, die im Zelt warten.

Im ersten Licht dieses 2. November 1930 haben sie sich auf den Weg gemacht: Fürsten und Honoratioren aus allen Teilen des Landes sowie Abgesandte von sieben Monarchen und fünf Präsiden-

ten, die begleitet wurden von äthiopischen Adeligen.

So ist etwa der Ras Gugsa Araya frühmorgens in der US-Mission erschienen, um den Botschafter abzuholen. Gekleidet war der Fürst in eine eigens für diesen Anlass angefertigte Gala-Uniform: purpurne Samthosen mit goldenem Band am Aufschlag, eine Jacke aus purpurnem Samt mit goldener Stickerei, auf den Schultern goldene Epauletten, besetzt mit Löwenmähne, eine breite grüne Schärpe über der Brust und einen Säbel mit perlmutternem Griff an der Seite.

Sie sind durch die frisch asphaltierten Straßen Addis Abebas zur Kathedrale gefahren, vorbei an Häusern mit gerade angebrachten elektrischen Lampen und an eilig errichteten, geweißten Zäunen. Unter Triumphbögen hindurch, nur für diesen Anlass gebaut aus Holz und Musselin, gekrönt vom Wappentier Äthiopiens, dem Löwen von Juda.

Jetzt sitzen sie in dem Zeremonienzelt, der Herzog von Gloucester, dritter in der britischen Thronfolge, der italienische Prinz von Udine, der belgische Botschafter. Dazu ausländische Journalisten und Fotografen.

Zwischen ihnen hagere, bärtige Männer mit Löwenmähnen auf dem Kopf, äthiopische Prinzen mit Krönchen aus Gold, Muslime, Christen, aus allen Teilen des Reiches. Auf weiten Stufen Chorknaben aus Alexandria mit weißen Kappen, vor sich einen Tisch, der beladen ist mit sieben Zeichen der Herrschaft, darunter eine Krone, ein Zepter, ein Reichsapfel.

Draußen ein blauer Himmel, es ist die schönste Zeit des Jahres. In die Bergluft mischt sich der beißende Geruch von brennendem Eukalyptusholz: die Frühstücksfeuer von Addis Abeba.

Und drinnen öffnet sich der Vorhang, Priester treten Weihrauch schwenkend ein, dann ein kleiner, schmaler Mann mit Vollbart und einem fein geschnittenen Gesicht. Er trägt ein weißes Gewand aus Seide; gemeinsam mit seiner Frau hat er die ganze Nacht hindurch in der Kathedrale gebetet.

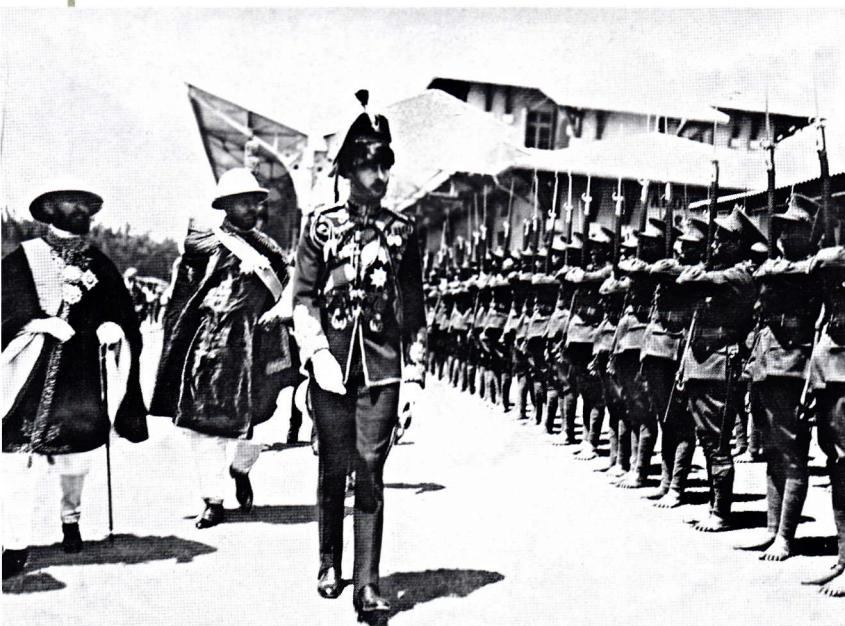
Die kehlige Stimme Seiner Heiligkeit, des Erzbischofs Kyrillos IV., Oberhaupt der äthiopisch-orthodoxen Kirche, ertönt in der Stille: „Ihr Prinzen und Minister, Ihr Adeligen und Generäle der Armee, Ihr Soldaten und Menschen von Äthiopien, Ihr Doktoren und Kirchenfürsten, Ihr Professoren und Priester, schaut auf unseren Kaiser Haile Selassie den Ersten, der abstammt von der Dynastie Salomos und der Königin von Saba!“

Sieben Monate lang hat der König der Könige von Äthiopien seine Krönung vorbereiten lassen. Sie soll aufwendiger und prächtiger sein als alles, was das Land in seiner jahrhundertealten Geschichte gesehen hat.

Vor allem aber soll sie den ausländischen Mächten zeigen, dass Äthiopien in der Moderne angekommen ist, auf Augenhöhe mit Europa und Amerika.

Das einzige afrikanische Land (außer Liberia), das bis dahin von Europäern weder erobert noch annektiert worden ist, steht bereit, seinen Platz in der Welt einzunehmen – mit Kaiser Haile Selassie I. an der Spitze.

Kaum ein anderer Monarch blickt auf eine derart lange Geschichte seines Herrscherhauses zurück. Im Mythos, aber auch in der Realität. Von niemand Geringerem als dem König Salomo stammten ihre Kaiser ab, glauben die Äthiopier und verweisen auf die Bibel. Denn im zweiten Buch der Chronik steht geschrieben: „Und als die Königin von Saba die Kunde von Salomo vernahm, kam sie mit einem sehr großen



Großer Empfang

Persönlich erwartet Haile Selassie (links außen) den britischen Prinzen Henry am Bahnhof, seine Leibgarde präsentiert das Gewehr vor dem Ehengast



Gefolge nach Jerusalem, mit Kamelen, die viel Spezerei und Gold trugen und Edelsteine, um Salomo mit Rätselfragen zu prüfen. Und als sie zu Salomo kam, redete sie mit ihm alles, was sie sich vorgenommen hatte.“

Nach äthiopischer Überlieferung taten die beiden Monarchen mehr als nur freundlich miteinander reden: Schwanger kehrte demnach die Königin heim nach Saba im Äthiopien und gebar Menelik, den – mythologischen – ersten Kaiser Äthiopiens.

Tatsächlich reicht die Historie des Landes am Horn von Afrika weit zurück. Bereits ägyptische Hieroglyphentexte berichten von einem Fürstentum in der Region, ebenso griechische Handbücher für reisende Kaufleute im 2. Jahrhundert v. Chr.

Es gibt keine archäologischen Beweise für eine Verbindung zwischen Jerusalem und Äthiopien. Allerdings kommen in den Jahrhunderten vor der Zeitenwende Händler und Siedler aus Südarabien ans Horn von Afrika – vielleicht der Ursprung der Legende von Salomo und der Königin von Saba.

Festtagsschmuck

Am 2. November 1930 sind die Straßen der Hauptstadt Addis Abeba in den Landesfarben Grün, Gelb und Rot geschmückt, von Triumphbögen überspannt und viele frisch geteert

Hoher Begleiter

Am Morgen der Krönung holt der Gouverneur der Provinz Tigray den US-Botschafter in dessen Residenz ab. Die Gala-Uniform hat der Kaiser extra für den Anlass anfertigen lassen



Die Einwanderer vermischen sich mit den einheimischen Völkern, eine eigene Kultur entsteht. Im 1. Jahrhundert n. Chr. steigt ein Reich auf, benannt nach seinem Zentrum Aksum. Es blüht sechs Jahrhunderte lang, seine Bewohner errichten monumentale Stelenfelder.

Um 330 bringen vermutlich syrische Bedienstete das Christentum an den Hof von Aksum. Fortan folgen alle äthiopischen Herrscher dieser Religion, die sich nach und nach zu einer eigenen, äthiopisch-orthodoxen Kirche entwickeln wird. Möglich, dass die Legende von Salomo, der Königin von Saba und ihrem Sohn Menelik I. bereits zu dieser Zeit entsteht, bei der ersten Begegnung mit den Erzählungen der Bibel.

Auf der Höhe seiner Macht kontrolliert das aksumitische Reich weite Teile des nördlichen Äthiopien und die Küsten auf beiden Seiten des Roten Meeres. Es ist eine fruchtbare Region, durchzogen von Flüssen und Seen, mit fettem Grasland für Vieh. Mehrere Völker leben wohl in Aksum, etwa die Agau, die Oromo. Und Menschen, die Ge'ez sprechen – eine semitische Sprache.



Geladene Gäste

Dem Ausland sollen die Feierlichkeiten zeigen, wozu das reformierte Äthiopien imstande ist, dem eigenen Volk (hier Adelige auf dem Weg zur Krönung), dass die Welt seine Souveränität respektiert

sich die Hilfe eines ungewöhnlichen Bundesgenossen: Italien.

Das Land will sich in Ostafrika Kolonien sichern, träumt von einem neuen Römischen Reich. Mit italienischer Hilfe erobert der König Gebiete im Süden und Osten und verdreifacht Äthiopiens Territorium. Als der amtierende äthiopische Kaiser 1889 stirbt, besteigt er als Menelik II. den Thron des Negus Negest.

Mit den Italienern hat der neue Herrscher noch vor seiner Krönung mehrere Abkommen geschlossen, in denen er Rom unter anderem die Region Eritrea abgetreten hat.

Jetzt aber kommt es zum Streit über einen Paragrafen: Der legt fest, dass der Kaiser, wenn er Beziehungen zum Ausland aufnehmen will, italienische Hilfe beanspruchen kann – so steht es jedenfalls in der äthiopischen Version.

Auf Italienisch freilich besagt der Text an dieser Stelle etwas anderes: nämlich dass Menelik nur über Rom internationale Kontakte knüpfen darf.

Damit wäre Äthiopien de facto ein Protektorat Italiens.

Europas Mächte akzeptieren Italiens Anspruch. Dass ein afrikanischer Herrscher seine Souveränität abgibt, ist schließlich im vorangegangenen Jahrzehnt der Normalfall gewesen.

Menelik II. aber ist die Ausnahme. Er will die Schmach nicht hinnehmen. Nach außen nicht: Sein Land würde die Unabhängigkeit verlieren. Aber auch nicht nach innen: Die Fürsten würden ihn nicht länger als Kaiser dulden.

Da sich die Italiener weigern, den Paragrafen zu ändern, widerruft Menelik im Februar 1893 den gesamten Vertrag. Daraufhin greift Italien zu den Waffen: Im Herbst 1895 marschieren Roms Truppen von Eritrea aus in Äthiopien ein.

Menelik zieht ihnen mit einer Armee von mehr als 100 000 Soldaten entgegen. Sie stammen aus allen Teilen des Landes, ein Symbol äthiopischer Einheit. Und tatsächlich: Am 1. März 1896 besiegen die Äthiopier Roms Truppen in

Es sind diese Semiten, die fortan all jene Reiche beherrschen, die nacheinander am Horn von Afrika erblühen und niedergehen.

Aksum leidet unter dem aufstrebenden Islam, verliert den lebenswichtigen Handel auf dem Roten Meer. Dann ergreift ein bisher unterworfenes Volk die Macht und gründet ein eigenes Königshaus, das spätestens seit 1137 regiert, bis ein untergeordneter Häuptling es 1270 stürzt und behauptet, damit wieder die legitime salomonische Dynastie einzusetzen. Anfang des 14. Jahrhunderts entsteht zudem der „Kebra Nagast“, der „Ruhm der Könige“, Nationalepos und religiöse Schrift Äthiopiens. Das Werk hält die Legende von Menelik erstmals fest und wird das gesamte Mittelalter hindurch von äthiopischen Mönchen immer wieder kopiert.

Wohl als erster äthiopischer Herrscher lässt der neue Machthaber sich „Negus Negest“ nennen, König der Könige – ein Titel, den die Europäer später mit „Kaiser“ übersetzen werden.

Das christliche Äthiopien zerreibt sich fortan im Kampf gegen muslimische Nachbarn. Die lokalen Fürsten werden immer stärker, bekriegen sich gegenseitig.

Über Generationen gleicht das Land eher einer Föderation als einem geeinten Reich. Doch werden alle regionalen Machthaber vom gleichen Ehrgeiz getrieben: den Kaiserthron zu besteigen.

Und so hält vor allem der Titel „König der Könige“ Äthiopien über all die schwierigen Zeiten zusammen.

Ende des 19. Jahrhunderts, als die Kolonialmächte in schneller Folge weite

Teile Afrikas unter sich aufteilen, ist Äthiopien politisch immer noch zersplittert – hat aber einen großen Vorteil: Das Land der christlichen Kaiser bleibt von den Eroberungsgelüsten der Europäer zunächst unberührt.

Äthiopiens Herrscher hoffen auf mehr, dringen auf die Solidarität ihrer europäischen Glaubensbrüder, etwa als es um einen Hafen geht – das Binnenland wünscht sich einen Zugang zum Roten Meer. Vergebens: Franzosen und Briten besetzen die Küste selbst, gründen die Kolonien Französisch- und Britisch-Somaliland, um fortan den Handel durch den neuen Suezkanal zu kontrollieren.

Unterdessen kommt es weiterhin zu Machtkämpfen der lokalen Fürsten untereinander. Am erfolgreichsten ist dabei der lokale König von Shewa. Er sichert

Schwacher Kirchenfürst

Anders als seine Vorgänger hat Kyrillos IV., seit 1929 das Oberhaupt der äthiopisch-orthodoxen Kirche, nur noch wenig politischen Einfluss – und seine Prälaten gehorchen dem Kaiser



der Schlacht von Adua. Es ist das Ende der italienischen Ambitionen, die Rettung der Unabhängigkeit Äthiopiens.

Und noch viel mehr: Hoffnung für einen ganzen Kontinent.

Schwarze Soldaten haben weiße Eindringlinge besiegt. Nicht nur die Untertanen des Kaisers feiern den Sieg. Auch in Südafrika, den USA, überall bejubeln Schwarze das freie Äthiopien.

Ein Land, das vielleicht bald gleichberechtigt mitspielen könnte auf der Weltbühne. Unter den Generälen von Adua ist ein Mann, dessen Sohn genau dieses Ziel verfolgen wird.

Makonnen Wolde Mikael ist Meneliks Cousin und Vertrauter, sein Gouverneur in der östlichen Provinz Harar (siehe Karte Seite 135), berühmt für ihre Kaffeebohnen. Makonnen trägt den Titel „Ras“, Fürst. Zehn Söhne und Töchter zeugt der Ras, nur einer überlebt die Kindheit: Tafari Makonnen, geboren in einer Gewitternacht vier Jahre vor der Schlacht von Adua.

Ein schmaler, ernsthafter Junge mit hoher Stirn, den sein Vater zu Missionären schickt, damit sie ihm die französische Sprache beibringen und eine europäische Bildung mitgeben. Der Taufname des kleinen Tafari lautet Haile Selassie, „Kraft der Dreifaltigkeit“.

Er wächst auf mit dem Französisch von Père André, der ihm ein zweiter Vater ist. Als Jugendlicher geht Tafari an den Hof Meneliks, in die 1886 gegründete Stadt Addis Abeba, die „Neue Blume“. Er lernt gemeinsam mit dem jungen Iyasu, dem Enkel des Kaisers.

Gut möglich, dass der alternde Menelik sich und seinen Cousin Makonnen in den beiden wiedererkennt: ein Herrscher und sein treuer Berater. Nach dem Gesetz der Könige aus dem 14. Jahrhundert hätte Tafari sogar den größeren Anspruch auf den Thron. Menelik aber, bereits von einem Schlaganfall

geschwächt, erklärt Iyasu zu seinem Nachfolger.

Der Junge übernimmt noch während Meneliks langer Krankheit einen Teil der Regierungsgeschäfte und wird nach dessen Tod 1913 Kaiser – mit nur 16 Jahren und zunächst ungekrönt.

Was folgt, ist Iyasus Annäherung an die Mittelmächte um Deutschland im Ersten Weltkrieg; das führt dazu, dass die Briten seine innenpolitischen Gegner unterstützen. Schließlich verbreitet sich das fatale Gerücht, der Kaiser sei heimlich zum Islam übergetreten.

Nach drei Jahren auf dem Thron wird Iyasu 1916 von Putschisten abgesetzt, seine Truppen unterliegen in mehreren Schlachten. (Der Kaiser wird nach fünfjähriger Flucht festgenommen, verbringt 14 Jahre im Gefängnis und stirbt dort 1935 unter ungeklärten Umständen.)

Und aus dem Schatten tritt Tafari Makonnen, inzwischen Gouverneur einer Provinz.

Welche Rolle hat er beim Sturz seines Verwandten gespielt? Wie sich später herausstellt: wohl eine diskrete, eher im Hintergrund; zu den Führern des Staatsstreichs gehört er nicht.

Kirche Salomos

Geistliche posieren vor der Kathedrale in Addis Abeba. Seit etwa 330 n. Chr. sind Äthiopiens Monarchen Christen. Vermutlich brachten syrische Bedienstete die Religion an den herrscherlichen Hof



Offenbar hat Tafari bereits mit Anfang 20 eine Kunst perfektioniert, die ihn später auszeichnen wird: die Ereignisse zu bestimmen, aber nie in ihrem Mittelpunkt zu erscheinen. Als geschähen die Dinge schicksalhaft, ohne eine, seine, lenkende Hand.

Zunächst aber wird Meneleks Tochter Zauditu im September 1916 die neue Kaiserin. Da sie keine Kinder hat, rufen Fürsten und Kirche zugleich auch den Thronerben aus: Tafari Makonnen, der bei dieser Gelegenheit zum Ras erhoben wird.

In seiner Autobiografie wird er später behaupten, er sei an diesem Tag auch Regent geworden – eine Interpretation, die er in den folgenden Jahren gegen die konservativen Kräfte im Land durchsetzt. Nach dem Kalkül der anderen Fürsten soll er allerdings wohl nicht mehr sein als ein Anhänger der Kaiserin, kontrolliert vom Rat der Minister.

Die genaue Aufgabeteilung zwischen der obersten Herrscherin und ihrem Ras bleibt diffus, eine Tatsache, die Tafari für sich zu nutzen weiß. Es ist ein ungleiches Paar an der Spitze Äthiopiens: hier die Monarchin, deren Bildung sich auf das Lesen religiöser Schriften beschränkt. Dort der Thronfolger, fast 20 Jahre jünger als sie, erfahrener Gouverneur, der die Schriften Machiavellis, Napoleons und Friedrichs des Großen liest, der Englisch versteht und Französisch spricht, der mit fremden

Gesandtschaften parlieren kann ohne Dolmetscher.

Schnell wird er allein verantwortlich für die Tagespolitik in Addis Abeba.

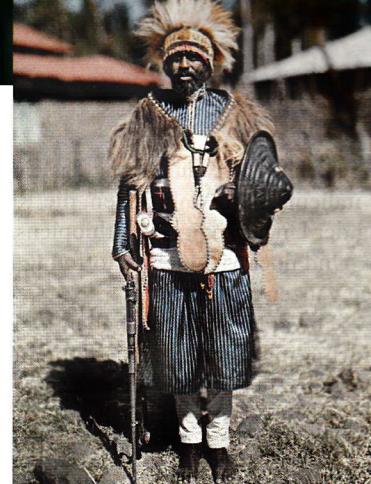
Nach außen ist Tafari Makonnen der sichtbarere Teil des Duos. Ihm wird schon früh klar, dass er das Ansehen Äthiopiens in Europa stärken muss, wenn er die Unabhängigkeit seines Landes bewahren will. Großbritannien und Italien wollen Zauditus Reich entwaffnen, sie nennen die Regierung korrupt und ineffizient, verdammten den hier noch immer praktizierten Sklavenhandel und plädieren dafür, Äthiopien von Europa abhängig zu machen.

Die Briten wollen damit vor allem ihre Kolonie Somaliland vor dem Nachbarn schützen, die Italiener hingegen die Schmach von Adua auswetzen und das Land unterwerfen.

Tafari lässt sich von Franzosen und Amerikanern beraten und setzt erste Reformen um. Er schränkt den Sklavenhandel ein, verbietet traditionelle Strafen wie das Abschneiden von Händen und Füßen oder das Zusammenketten von Schuldern und Gläubigern.

Er formt die Landwirtschaft um, vom Ackerbau für den Eigenbedarf zum Anbau von lukrativen Exportgütern, vor allem Kaffee. Die Regierung beteiligt sich mit einem eigenen Unternehmen an dem Geschäft und verdient so das Geld, mit dem sie den Staat modernisieren kann – wenn Tafari es denn schaffen sollte, die Unabhängigkeit zu erhalten.

So haben seine Reformen zwei Motive: Einerseits erkennt er, dass Äthio-



Weg des Kriegers

Während Polizei und Palastwache bereits in modernes Khaki gekleidet sind, trägt dieser Soldat den traditionellen Kopfputz aus Löwenmähne und einen Schild aus Nashornleder

pien inmitten der Kolonialmächte nur mit einer starken Zentralregierung und einer Wirtschaft, die auf den Weltmarkt ausgerichtet ist, überleben kann. Andererseits wirbt er mit den Reformversuchen um die öffentliche Meinung im Ausland – damit es sein Land als gleichberechtigt anerkannt.

Mit Erfolg: 1923 wird Äthiopien in den Völkerbund aufgenommen, im Jahr darauf reist der Ras durch Europa. Dabei hilft ihm sicher, dass er nicht dem rassistischen Bild entspricht, das sich die Weißen von Afrikanern machen: Er hat bei Père André eine europäische Bildung genossen, liest Goethe, hat makellose Manieren – und unterscheidet sich als Angehöriger der semitischen Oberschicht auch äußerlich von vielen anderen Afrikanern.

Als er zurückkehrt, ist Tafari entschlossener denn je, seinen Staat nach europäischem Vorbild zu modernisieren. Noch gibt es fast keine Straßen im Land, verläuft der Handel auf alten Karawanenrouten, und nach Addis Abeba führt nicht viel mehr als ein Pfad.

Tafari lässt das Telefon- und Telegraphennetz erweitern, dessen Verwaltungsbeamte zugleich seine Augen und Ohren in den Provinzen sind.

Vor den Augen der Welt

700 Gäste folgen der fünfstündigen Krönungsfeier in einem eigens gebauten, mit dicken Teppichen ausgelegten Zeremonienzelt



Zeichen der Macht

Sieben Insignien erhält Haile Selassie als König der Könige, darunter Reichsapfel, Krone und Zepter. Anschließend krönt Kyrillos IV. auch Kaiserin Menen

Doch scheitern viele seiner Vorhaben an konservativen Fürsten, die oft Ad-hoc-Versammlungen einberufen. Während Tafari Makonnen sein Heil in der Öffnung Äthiopiens nach außen sucht, wollen seine Gegner das Land als isolierte, selbstständige, uneinnehmbare Festung erhalten.

Längst hat er daher damit begonnen, Schritt für Schritt sicherzustellen, dass er, der Thronfolger, auch wirklich der nächste Kaiser wird. Bereits 1918 entlässt er auf öffentliche Proteste hin (die er und seine Anhänger geschürt haben) den Rat der Minister. Nur den Kriegsminister und Oberbefehlshaber belässt der Ras im Amt. Er ist Tafaris einziger ernst zu nehmender konservativer Gegner, und der Thronfolger weiß stets, wie weit er gehen kann.

Das Problem löst sich 1926 auf natürlichem Weg: Der Minister stirbt.

Ein letztes Mal bauen sich lokale Fürsten nun noch gegen Tafaris klar erkennbaren Weg zur Allmacht auf. Doch teils mit Waffengewalt, teils über öffentlichen Druck seiner Anhänger auf die Kaiserin bringt der Regent sie zum Schweigen. Er hat es in den Jahren zuvor verstanden, nicht nur die Menschen in seiner Heimatprovinz auf seine Seite zu bringen, sondern vor allem die wachsenden Massen in der Hauptstadt.

Wohnten 1916 bereits mehr als 50 000 Menschen in Addis Abeba, verdoppelt sich deren Zahl über die nächsten 14 Jahre. Aus Australien werden große Mengen an Setzlingen des Blauen Eukalyptus importiert und lösen nicht nur den Mangel an Feuerholz, sondern verwandeln auch die karge „Neue Blume“ in eine Stadt im Grünen.

Eine Eisenbahnlinie aus Dschibuti am Roten Meer erreicht Addis Abeba, ausländische Mächte errichten dort Residenzen, ebenso einheimische Fürsten.

Aus allen Teilen des Landes strömen Menschen auf der Suche nach Arbeit in die Hauptstadt – eine sich bilden-

de urbane Schicht, die Tafari Makonnen schnell für sich gewinnt. Der neue Wohlstand und die Macht von Addis Abeba untergraben den Einfluss der Provinzfürsten zusätzlich.

1928 muss Zauditu ihn zum Negus krönen, zum König. Als erster Äthiopier trägt Tafari diesen Titel unabhängig von einer bestimmten Provinz. Und als Letzter trägt er ihn überhaupt – als Kaiser wird er ihn nicht mehr vergeben.

Zwei Jahre später, im April 1930, stirbt Zauditu, an Typhus. Tafari ist nun Kaiser und nimmt als Herrscher seinen Taufnamen an: Haile Selassie. Doch lässt er sich nicht sofort krönen. Er legt die Feier in den November, den Monat mit dem zuverlässig schönsten Wetter in Addis Abeba.

Sieben Monate bleiben dem Monarchen und der Hauptstadt, das Ereignis vorzubereiten. Diese Krönung soll mehr sein als eine Amtseinführung – Selassie plant sie als Werbeaktion: für sich selbst

als Innovator und Reformer, für Äthiopien als erneuertes, entwickeltes Land.

Die feierliche Inthronisierung, so ein Beobachter, soll „Äthiopien in die moderne Welt einführen und die Welt in Äthiopien“.

Persönlich macht Haile Selassie fortan jeden Tag die Runde durch die Stadt und überwacht die Renovierungsarbeiten. Dampfwalzen rumpeln durch die Straßen. Entlang der Hauptstraßen werden elektrische Laternen installiert, in alle Häuser, an denen Gäste vorüberkommen können, verlegen Arbeiter Stromleitungen.

Im September 1930 werden die Vorbereitungen hektischer, Maler streichen viele Fassaden neu, alte Hütten verschwinden hinter Zäunen aus Eukalyptusholz, Bettler und Leprakranke müssen die Stadt verlassen.

Mehrere Zehntausend Soldaten kampieren in der Stadt, überall exerzieren sie, viele in den bunten traditionellen





Moderne Zeiten

Das Kaiserpaar im Auto. Entlang der Hauptstraßen und in den angrenzenden Häusern sind in den Wochen zuvor Stromleitungen verlegt worden

Monster, für andere zu einem Gott. Für alle aber wird er zur Legende werden.

Mit seinem Aufstieg zum Kaiser verschwindet der Mensch Selassie endgültig hinter der Figur. Sein Hof folgt dem strengen schwedischen Protokoll, der Herrscher umgibt sich mit einer Aura des Unnahbaren, getragen von unzähligen Zeremonien. Steif sitzt er in seiner europäischen Uniform auf dem Thron, scheinbar weit entfernt vom Alltag in Addis Abeba. Tatsächlich aber vergisst er nie, dass er Politiker ist.

Äthiopien bekommt eine moderne Berufsarmee, eine Zentralregierung, ein Berufsbeamtentum, einheitliche Gesetze nach dem Vorbild des Code Napoléon, ein neues Steuersystem sowie Straßen, die die Hauptstadt mit allen wichtigen Provinzen verbinden. Die private Bank von Abessinien verwandelt Selassie in die staatliche Bank von Äthiopien.

Junge Männer schickt er zur Ausbildung ins Ausland und hebt sie nach ihrer Rückkehr auf wichtige Posten. Anders als zuvor die traditionell Mächtigen verdanken sie ihren Status nicht ihrer Herkunft, sondern allein Selassie. So beschneidet der Sohn des Ras Makonnen nach und nach den Einfluss des Adels.

1931 erhält das Land eine Verfassung. Auf dem Papier verwandelt sie Äthiopien in eine konstitutionelle Monarchie, in Wirklichkeit bleibt der Staat absolutistisch regiert.

Selassie glaubt sein Land noch nicht reif für eine Demokratie. Immerhin aber schafft er ein Parlament, das eine Schule nationaler Einheit bilden soll. Der Kaiser, ein Mann der vorsichtigen Schritte, will sein Volk langsam an Politik im europäischen Stil heranführen.

Dieser Weg wird 1935 unterbrochen, als der italienische Diktator

Uniformen, mit Löwenmähne und Schilden aus Nashornleder. Andere, etwa die kaiserliche Leibgarde und die Polizei der Stadt, in neuem Khaki aus Belgien.

Der Kaiser kauft für die große Zeremonie die Krönungskutsche des ehemaligen deutschen Kaisers Wilhelm II., gezogen von acht braunen Pferden.

Zwei Wochen vor dem großen Fest arbeiten noch Tausende in der Stadt. Kamele, Maultiere und Männer tragen Steine und Zement. Die Straßen werden in den Landesfarben Grün, Gelb und Rot geschmückt, der Herrscher persönlich holt die Gesandten der drei benachbarten Kolonialmächte Frankreich, England und Italien vom ein Jahr zuvor fertiggestellten Bahnhof ab.

traditionellen Lanzen, die reich bestickten kaiserlichen Gewänder, die goldene Krone, noch einmal so hoch wie das Haupt des Monarchen.

Nur gelegentlich übertönt das Stakkato von Flugzeugmotoren die Feier: Äthiopische Tiefflieger kreisen über der Kathedrale, zu Ehren des größten Flugzeugfans des Landes. Schließlich, um genau zwölf Uhr mittags, schießen 101 Kanonen Salut, eine britische Marinekapelle spielt die jüngst komponierte Nationalhymne, draußen auf dem Platz mit der Reiterstatue Meneliks II. jubeln Tausende Untertanen.

Insgesamt dauern die Festivitäten eine Woche. Es gibt Bankette, ein Rennen, eine Militärparade, eine Staatsprozession, in der das Kaiserpaar alle Kirchen der Stadt besucht und Almosen verschenkt. Die Gäste erhalten goldene Medaillen zur Erinnerung an das Ereignis. Dann reisen sie ab.

Die Krönung hat ihren Zweck erfüllt: Den Europäern hat Haile Selassie bewiesen, dass er Menschen und Material mobilisieren kann, um eine derart komplexe Zeremonie zu organisieren.

Die Feierlichkeiten haben Tradition und Moderne so verbunden, wie es sich Selassie auch für seine Herrschaft wünscht. Dem eigenen Volk zeigt die bloße Anwesenheit europäischer Ehrengäste, dass die Welt die Unabhängigkeit ihres Landes anerkennt. Und dass die Politik ihres Herrschers richtig war.

Für manche wird Haile Selassie I. in den nächsten 44 Jahren zu einem

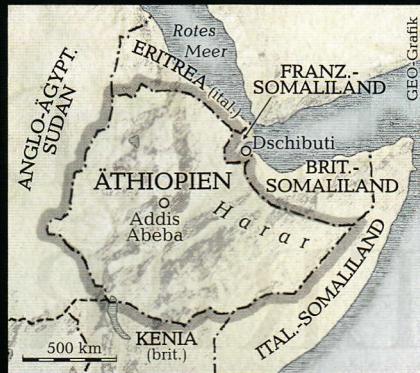
A m Morgen des 2. November schließlich tritt Haile Selassie vor die Welt, oben auf dem höchsten Hügel von Addis Abeba, in der Kathedrale des Heiligen Georg. Benannt nach dem Schutzpatron Äthiopiens, errichtet zum Dank für den Sieg von Adua.

Fünf Stunden dauert die Zeremonie. Sieben Mal salbt Kyrillos IV., der vom Patriarchen in Alexandria ernannte Erzbischof der Kirche Äthiopiens, den neuen Kaiser – jedes Mal mit einem anderen Duftöl, für jedes Zeichen seiner Herrschaft: das goldene Schwert, das Zepter aus Elfenbein, den Reichsapfel, den diamantenbesetzten Ring, die beiden

Die Kämpfer des Kaisers

Zehntausende Soldaten kommen nach Addis Abeba: Zu den Feierlichkeiten gehört auch eine große Parade, bei der sie sich ihrer Taten rühmen

ÄTHIOPIEN 1930



Das Land ist 1930 umgeben von Kolonien, darunter italienische Besitzungen im Norden und Osten. Doch mit diesen Gebieten ist Rom nicht zufrieden: 1935 überfällt das faschistische Italien Äthiopien

Benito Mussolini Äthiopien mit Flugzeugen angreifen lässt und Giftgas gegen die Zivilbevölkerung einsetzt. Vor der eigenen und der Weltöffentlichkeit rechtfertigt der Duce den Feldzug als Rache für Adua.

Diesmal ist die äthiopische Armee chancenlos, Haile Selassie flieht ins englische Bath, die Italiener beginnen damit, Angehörige der Oberschicht zu erschießen und ihren lange gehegten Traum vom eigenen Kolonialreich zu erfüllen.

Doch Italienisch-Ostafrika existiert nur fünf Jahre: Im Zweiten Weltkrieg befreien britische und äthiopische Truppen das Land, Haile Selassie kehrt 1941 nach Addis Abeba zurück.

In den folgenden Jahrzehnten ist er das Gesicht Äthiopiens, das vielleicht am weitesten gereiste Staatsoberhaupt der Welt. Für seine Untertanen wird er zum Fixpunkt, ewig wie die Berge des Hochlandes. Alle wichtigen Gebäude der Hauptstadt sind nach ihm benannt: zwei Schulen, ein Krankenhaus, ein Theater, das Stadion, dazu die Hauptstraße und ein Platz. Geburtstag und Krönungsjubiläum sind nationale Feiertage. Für alles Gute, das Äthiopien widerfährt, scheint der erhabene Kaiser verantwortlich, für alles Schlechte seine Untergebenen.

Doch der Mann, der Äthiopien gegen alle konservativen Widerstände in die Moderne geführt hat, verfolgt in den

letzten Jahrzehnten seiner Herrschaft nur noch ein Ziel: den eigenen Macht-erhalt. Äthiopien ist vereint und zentralisiert, der Adel entmachtet. Jetzt aber scheint das Land still zu stehen.

Vor allem jene Männer, die Haile Selassie einst zur Ausbildung ins Ausland geschickt hat, werden zunehmend unzufrieden. Die meisten von ihnen warten auf den Tod des Kaisers und hoffen auf schnelle, demokratische Reformen unter dessen Sohn.

Doch dann bricht 1973 eine Hungersnot über das Land herein, die Regierung reagiert nur zögerlich, Zehntausende kommen um. Die Rufe nach

Absetzung des Kaisers werden lauter, Teile des Militärs stellen sich gegen ihn. Schließlich billigt der amtierende Erzbischof Ende August 1974 einen geplanten Staatsstreich der Offiziere.

Am 12. September, dem äthiopischen Neujahrstag, lassen die Putschisten den 82-jährigen Kaiser in seinem Palast verhaften und in einem Volkswagen wegfahren. Er stirbt ein Jahr später, wahrscheinlich von seinen Bewachern ermordet.

Seine Gebeine werden unter dem Palastboden verscharrt.

Doch während sich die Revolution schon bald in ein 17 Jahre währendes stalinistisches Terrorregime verwandelt, lebt der Name des Kaisers an ungewöhnlicher Stelle weiter: auf den Konzertbühnen und in den Schallplattenläden der Welt.

Denn seine Krönung, dieses aufwendig inszenierte Ereignis 44 Jahre zuvor, hat in den 1930er Jahren in der Karibik zur Geburt einer neuen Religion geführt. Ihre Anhänger sehen in dem so erfolgreichen Ras Tafari Makonnen eine Wiedergeburt Christi, den schwarzen Messias. Sie schmücken sich mit den Farben Äthiopiens: Grün, Gelb und Rot.

Und ihr berühmtester Vertreter, der Reggae-Musiker Bob Marley, bezeichnet sich wie alle Gefolgsleute der neuen Religion mit jenem Titel und Namen, den der König der Könige trug, bevor er Haile Selassie wurde.

Er nennt sich „Rastafari“. ♦

Gesa Gottschalk, 33, ist Textredakteurin im Team von GEOEPOCHE.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Bahru Zewde, „*A History of Modern Ethiopia. 1855–1991*“, Ohio University Press: Standardwerk des emeritierten Leiters des Instituts für Geschichte der Universität Addis Abeba. Harold Marcus, „*Haile Selassie I. The Formative Years, 1892–1936*“, Red Sea Press: erzählt anschaulich den Aufstieg des Tafari Makonnen zum Kaiser Haile Selassie I.



AUFSTAND DER GEISTERKRIEGER

Nach dem Zweiten Weltkrieg ist das britische Kolonialreich geschwächt, es droht zu zerbrechen. Auch in Afrika fordern immer mehr Einheimische die Freiheit, doch London will seine Besitzungen nicht aufgeben. 1952 kommt es in Kenia zu einer Rebellion gegen die fremden Herren, die nach vier Jahren brutal niedergeschlagen wird. Dennoch ist der »Mau-Mau-Aufstand« der Anfang vom Ende des britischen Afrika — Von JOCHEN PIOCH

D

Der Norden Afrikas wird während des Zweiten Weltkriegs zum Schauplatz gewaltiger Schlachten zwischen der deutschen Wehrmacht und den anglo-amerikanischen Alliierten. Die Gebiete südlich der Sahara hingegen bleiben von den Kämpfen nahezu unberührt. Dennoch bringt der Weltenbrand auch hier tiefgehende Umwälzungen mit sich. Denn zahlreiche Afrikaner haben in den Armeen der Kolonialherren gestritten. Nach 1945 fordern sie als Belohnung für ihren Einsatz die politische Selbstbestimmung.

Doch mit dem Sieg der Alliierten über das NS-Regime zeigt sich, dass die Weißen ihre Kolonien keinesfalls freiwillig aufgeben wollen. So entstehen bald

überall Unabhängigkeitsbewegungen gegen die Fremdherrschaft. Die vielleicht seltsamste und zugleich brutalste unter diesen Gruppen sind die Mau-Mau in Kenia – eine Buschguerilla, die sich mit Macheten und magischen Ritualen gegen eine der modernsten Armeen der Welt stellt: gegen die des britischen Empire.

Ihre Heimat Kenia, an der Ostküste Afrikas gelegen, wird 1895 Protektorat der britischen Krone. In dem Land zwischen Victoriasee und Indischem Ozean, mehr als zweimal so groß wie das Vereinigte Königreich, gibt es fruchtbare Böden, auf denen Völker wie die Kikuyu, Kamba oder Massai seit Jahrhunderten Ackerbau und Viehzucht betreiben.

Die Briten verdrängen Zehntausende Menschen von ihrem Land und verpachten es an weiße Siedler, die aus Europa und Südafrika einwandern, Farmen und Plantagen gründen; 1948 leben etwa 30 000 Weiße in Kenia. Die Ansprüche der rund sechs Millionen Einheimischen auf Grund und Boden tun sie mit der Begründung ab, dass die das Land nicht weiterentwickeln würden und dem Fortschritt im Wege stünden, de facto also schlecht für Kenia seien.

Die enteigneten Bauern werden mit lächerlich niedrigen Summen entschädigt und in Reservate gezwungen. Oder sie bekommen kleine Parzellen zugeteilt. Manche müssen nun auf dem Land, das einst ihr Eigentum gewesen ist, für die Kolonisten arbeiten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hoffen Menschen überall in Afrika auf



Nach seiner Verhaftung im Jahr 1952 eskaliert der Mau-Mau-Aufstand: der kenianische Freiheitskämpfer Jomo Kenyatta



Im Herbst 1952 erheben sich Männer der Kikuyu gegen die Kolonialherren – die Briten nennen sie verächtlich »Mau-Mau«
(Kolonialsoldat mit gefangenen Einheimischen, ca. 1953)

das Ende der Unterdrückung durch die Kolonialmächte, auch viele Kenianer schöpfen Mut. Sie berufen sich auf ihre Leistungen als Mitkämpfer im Krieg – und auf die kurz zuvor verabschiedete Charta der Vereinten Nationen, die allen Völkern das Recht zuspricht, selbst über ihr Schicksal zu bestimmen.

Davon will London freilich nichts wissen. Großbritanniens Wirtschaft ist vom Krieg geschwächt, das Land finanziell von den USA abhängig. In dieser Lage sichert nur noch das Kolonialreich den Status als Weltmacht. Und so setzen sich jene Kräfte durch, die die afrikanischen Ressourcen weiter plündern wollen.

Die Folge: Die Situation der schwarzen Kenianer wird nicht besser, sondern schlechter. Bald gibt es nicht mehr genug Siedlungsland für die rasch wachsende schwarze Bevölkerung. Gleichzeitig arbeiten immer mehr weiße Farmer mit moderner Agrartechnik und entlassen ihre Helfer in die Arbeitslosigkeit.

Landlose und Kriegsveteranen ziehen in die Städte, wo sie als Ausgestoßene in Slums landen – Arbeit und Wohnraum sind knapp. So breiten sich Wut und Verzweiflung aus, Gewalt liegt in der Luft. Viele suchen Trost im Alkohol.

Der Zorn der Mittellosen richtet sich auch gegen Schwarze: Seit Lan-

gem stützen die Briten ihre Macht auf eine politisch moderate Gruppe kenianischer Häuptlinge. Gegen diese besonders in den ländlichen Gebieten mächtigen *chiefs* von Gnaden der Kolonialmacht hat sich schon in den 1920er Jahren eine neue Gruppe von Bürgerrechtlern formiert.

Diese Männer entstammen der winzigen schwarzen Mittelschicht, die sich in den Städten herausgebildet hatte, wurden oft in christlichen Missionsschulen unterrichtet und gründen nun mehrere politische Vereine, deren wichtigster bald die Kenya African Union wird.

Auch in anderen Regionen auf dem Kontinent erstarken in dieser Zeit Parteien und Organisationen, in denen Einheimische für ihre Rechte oder eine baldige Unabhängigkeit kämpfen – etwa die United Gold Coast Convention in der britischen Kronkolonie Goldküste (dem späteren Ghana) oder der African National Congress in Südafrika.

Die meisten kenianischen Aktivisten setzen auf friedliche Petitionen und Verhandlungen mit der Kolonialregierung. Sie fordern ein Ende der Diskriminierung, Rückgabe des nach ihrer Ansicht gestohlenen Landes, Zugang zu höheren Positionen im Staatsdienst und ausreichende Repräsentation im Legislativrat der Kolonie.

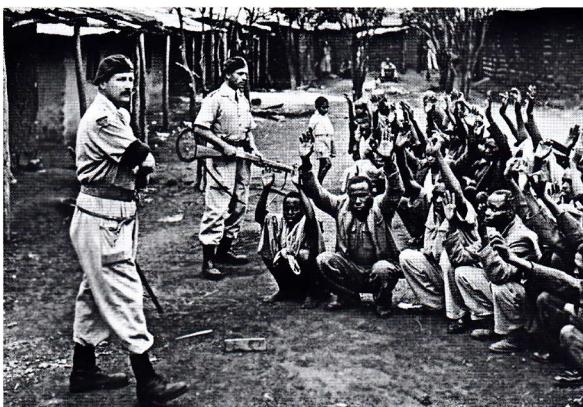
Doch in den Augen der Briten sind Afrikaner unfähig, sich selbst zu verwälten, gelten als träge, stumpf und anspruchslos. Sie müssen, so die Ansicht der Europäer, zu ihrem eigenen Wohl beherrscht werden.

Ende der 1940er Jahre verschärft sich der Widerstand der Schwarzen. Die moderate Führung der KAU will möglichst viele Kenianer einen Schwur ablegen lassen, mit dem ihre Mitglieder sich zum Kampf für mehr Rechte und Reformen bekennen. Der Eid soll die unterschiedlichen Gruppen der Freiheitskämpfer einen, ihren Mut zum Widerstand stärken.

Ein radikaler Flügel der Organisation – zu dem arbeitslose Weltkriegsveteranen und verbitterte Gewerkschaf-



Mordkommandos der Mau-Mau töten weiße Siedler, aber auch deren kenianische Verbündete, etwa diesen Häuptling



Um den Aufstand niederzuschlagen, organisieren Polizisten und Soldaten Razzien, sperren mehr als 150 000 Kenianer in Internierungslager

ter gehören, der aber auch Kriminelle zu seinen Anhängern zählt – geht noch weiter: In ihrer Wut verwandeln diese Männer den bis dahin eher harmlosen Schwur in eine geheimnisvolle Zeremonie, die unbesiegbare Krieger hervorbringen soll.

Ihr Ziel heißt nicht Reform, sondern Aufstand.

Die Verschwörer treffen sich heimlich, wer nicht aus freien Stücken teilnimmt, wird gezwungen. Auf dem Land treiben sie Dorfbewohner zusammen und misshandeln jeden, der sich widersetzt. Die Anwesenden legen ihre Kleidung ab, werfen europäisch anmutende Accessoires wie Uhren und Schlüssel fort. Viele bedecken sich mit Ziegenhaut und lassen Flaschenkürbisse voll mit Tierblut kreisen, aus denen sie dann trinken. Sie tanzen durch Bögen aus aufgestellten Bananenstauden, beißen in die Herzen und Lungen frisch geschlachteter Tiere.

Schließlich muss einer nach dem anderen versichern, alles für die Freiheit Kenias zu tun, und Gewalt gegen Europäer schwören. Wer das Gelöbnis bricht, so verkünden die Anführer, dem bringt es den Tod. Das archaisch anmutende Ritual soll eine Gemeinschaft der Einweihnten schaffen.

Vor allem im Hochland westlich und südlich des Mount Kenya legen immer mehr Männer den Schwur ab. Hier leben die Kikuyu, die etwa ein Fünftel der Bevölkerung ausmachen.

Doch nicht alle Kenianer folgen den Extremisten. Der Anthropologe Jomo Kenyatta, charismatischer Führer der KAU und Teil des gemäßigten Flügels, distanziert sich von den Mau-Mau und fordert ein Ende der Gewalt. Er ist ein Kikuyu, hat in London und Moskau studiert und panafrikanische Konferenzen geleitet.

Aber seine Worte verhallen ohne Wirkung: Auf einen im Ausland ausgebildeten Pragmatiker wollen viele der wütenden Aktivisten nicht mehr hören.

Die Kolonialverwaltung, die nur wenig über die schwarze Bevölkerung weiß, macht allerdings keinen Unterschied zwischen Gemäßigten und Radikalen. Der neu eingesetzte Gouverneur Evelyn Baring, Abkömmling einer reichen Bankiersdynastie und nur oberflächlich mit der Lage im Land vertraut, lässt ausgerechnet Kenyatta im Herbst 1952 einsperren und verhängt über das ganze Land den Ausnahmezustand. Außerdem verlegen die Briten Truppen aus anderen afrikanischen Kolonien nach Kenia.

Nun eskaliert die Revolte. Die Mau-Mau-Krieger stürmen Polizeiwachen und Gefängnisse, erschießen weiße Siedlerfamilien. Im März 1954 treiben Aufständische 30 Polizisten zusammen, sperren sie in ein Haus und zünden es an.



Als Krieger treten diese Kenianer 1955 vor den Gouverneur der Briten. Gegen deren moderne Armee sind sie chancenlos: Zehntausende sterben, die Briten verlieren nur 63 Soldaten

Weil ihre Gegner besser bewaffnet sind, wenden die Rebellen Guerillataktiken an. Sie legen Hinterhalte und schlagen oft nachts zu, attackieren kleinere Gruppen der Kolonialarmee und meiden die offene Schlacht.

In Wäldern errichten sie Stützpunkte, wo sich nach und nach Hunderte von Kriegern sammeln, oft arme, landlose Analphabeten.

Auch die schwarze Bevölkerung ist nicht sicher vor den Angriffen: Wer sich nicht zu den Mau-Mau bekennt, wird nun bedroht. Die Kämpfer attackieren jeden, den sie für einen Verräter halten. Gefangene werden kastriert, so berichten Augenzeugen, als Zielscheiben benutzt, lebendig verbrannt.

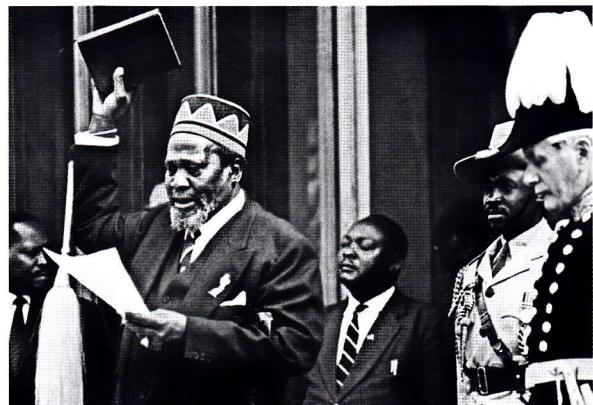
In der Nacht des 26. März 1953 überfallen enteignete Bauern das Dorf Lari, dessen Oberhaupt als „Loyalist“ gilt. Am nächsten Tag sind der Häuptling, seine Familie und fast 100 Dorfbewohner tot.

Die Briten reagieren mit rücksichtsloser Gewalt: Um dem Aufstand die Basis zu entziehen, internieren sie mehr als 150 000 Menschen in Lagern. Vor allem Kikuyu werden von den weißen Soldaten verschleppt. Dort sind sie härter Behandlung ausgesetzt, viele werden gefoltert und vergewaltigt.

Immer mehr Kampftruppen entsendet London nach Kenia, schickt Flugzeuge, die Feldlager der Mau-Mau bombardieren. Die technisierte Armee des britischen Weltreichs und die schlecht bewaffneten Buschkrieger fechten einen ungleichen Kampf.

Schließlich formt ein britischer General eine Spezialtruppe, zu der auch abtrünnige Mau-Mau-Kämpfer gehören. In kleinen Gruppen dringen sie zu deren Lagern vor und attackieren ihre einstigen Kameraden.

Der spontane Volkszorn, der die Mau-Mau wachsen ließ, ebbt nun ab oder richtet sich gegen die Aufständischen selbst. Bald müssen sie erkennen, dass Schwüre allein nicht ausreichen, um ein ganzes Volk zum organisierten Widerstand zu führen – schon gar nicht gegen überlegenes Militär.



Trotz des Sieges muss London Kenia in die Unabhängigkeit entlassen. Als erster Premier wird Jomo Kenyatta vereidigt

Die Strategie der Kolonialherren geht auf; im Oktober 1956 nehmen die Briten den wichtigsten Anführer der Rebellen fest. Nach vier Jahren ist der Aufstand niedergeschlagen. Zehntausende Afrikaner ließen ihr Leben, 95 Europäer sind getötet worden.

Doch auch solche militärischen Siege der Kolonialmächte können das afrikanische Streben nach Demokratie und Unabhängigkeit nicht unterdrücken. Schon 1952 ist der in den USA ausgebildete Theologe und Philosoph Kwame Nkrumah der erste schwarze Regierungschef einer Kolonie geworden, der westafrikanischen Goldküste – allerdings noch unter der Oberherrschaft der Briten. Doch bald darauf entlassen die Europäer immer mehr Nationen in die Freiheit.

Die meisten Kolonialmächte haben sich inzwischen wirtschaftlich vom Zweiten Weltkrieg erholt. Zugleich werden die Besitzungen in Übersee in steigendem Maß zur Belastung; zu groß sind die sozialen Probleme dort. Man will sie lieber den Einheimischen überlassen.

Die Macht soll allerdings an befreundete Nachfolgestaaten übergehen – so glaubt man den zunehmenden Einfluss der Sowjetunion auf die nationalen Befreiungsbewegungen in Afrika einzudämmen. Deshalb entscheiden sich Briten und Franzosen zu einem geordneten Rückzug (allein im Jahr 1960 werden 17 unabhängige Staaten entstehen).

Auch Kenia können die Briten schließlich nicht mehr halten. Die Brutalität ihres Vorgehens stößt sogar die weißen Siedler ab. Obwohl der Mau-Mau-Aufstand gescheitert ist, werden nun Forderungen des gemäßigten Widerstands erhört: So ziehen 1957 erstmals gewählte Afrikaner in den Legislativrat ein. Nachfolgeparteien der KAU handeln in London eine nationale Verfassung aus, die auch von den meisten europäischstämmigen Einwohnern anerkannt wird.

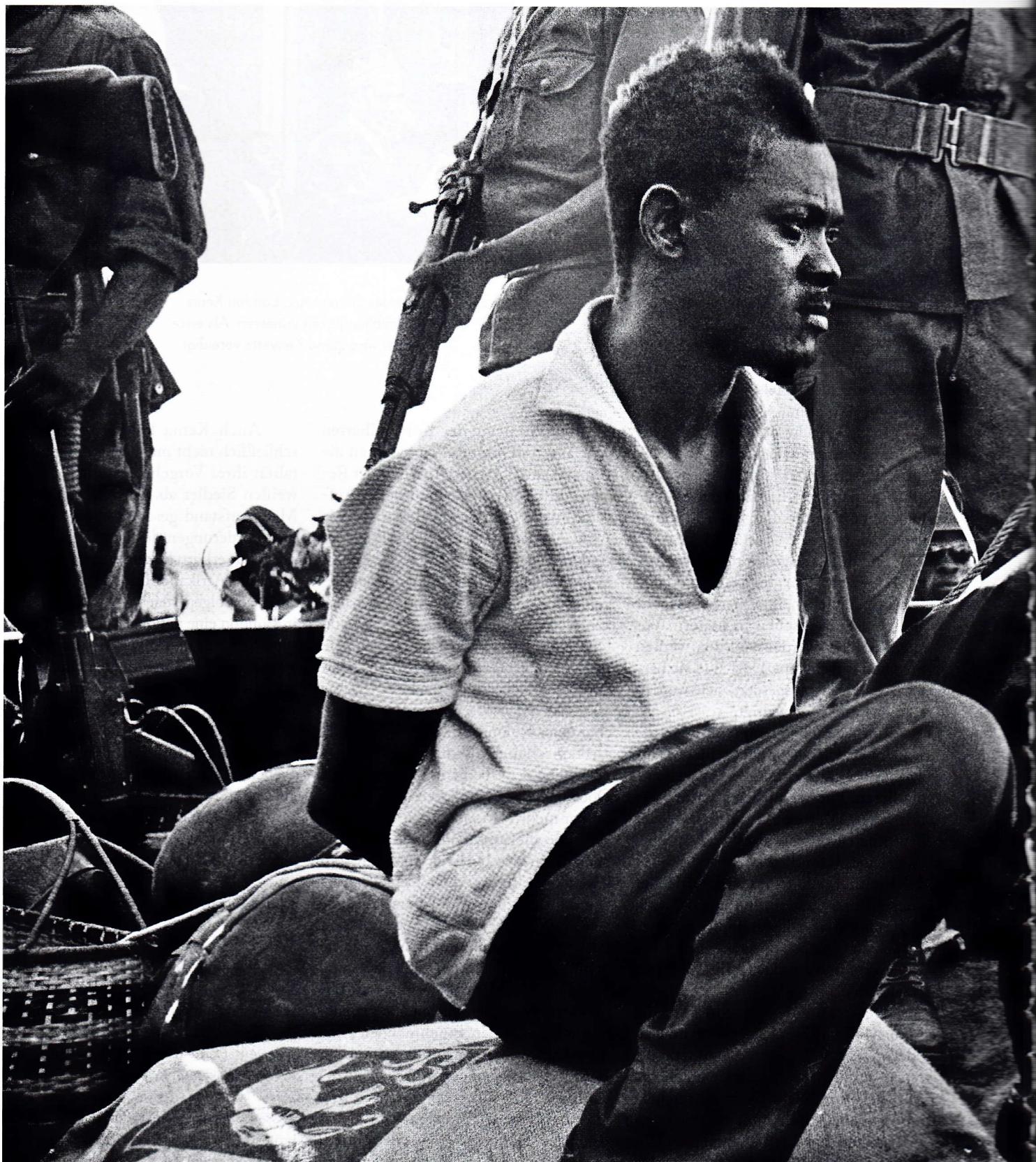
Bei den ersten allgemeinen Parlamentswahlen wählen die Kenianer im Mai 1963 jene Parteien, die für eine Lösung von Großbritannien kämpfen. Sieben Monate später ist das Land unabhängig.

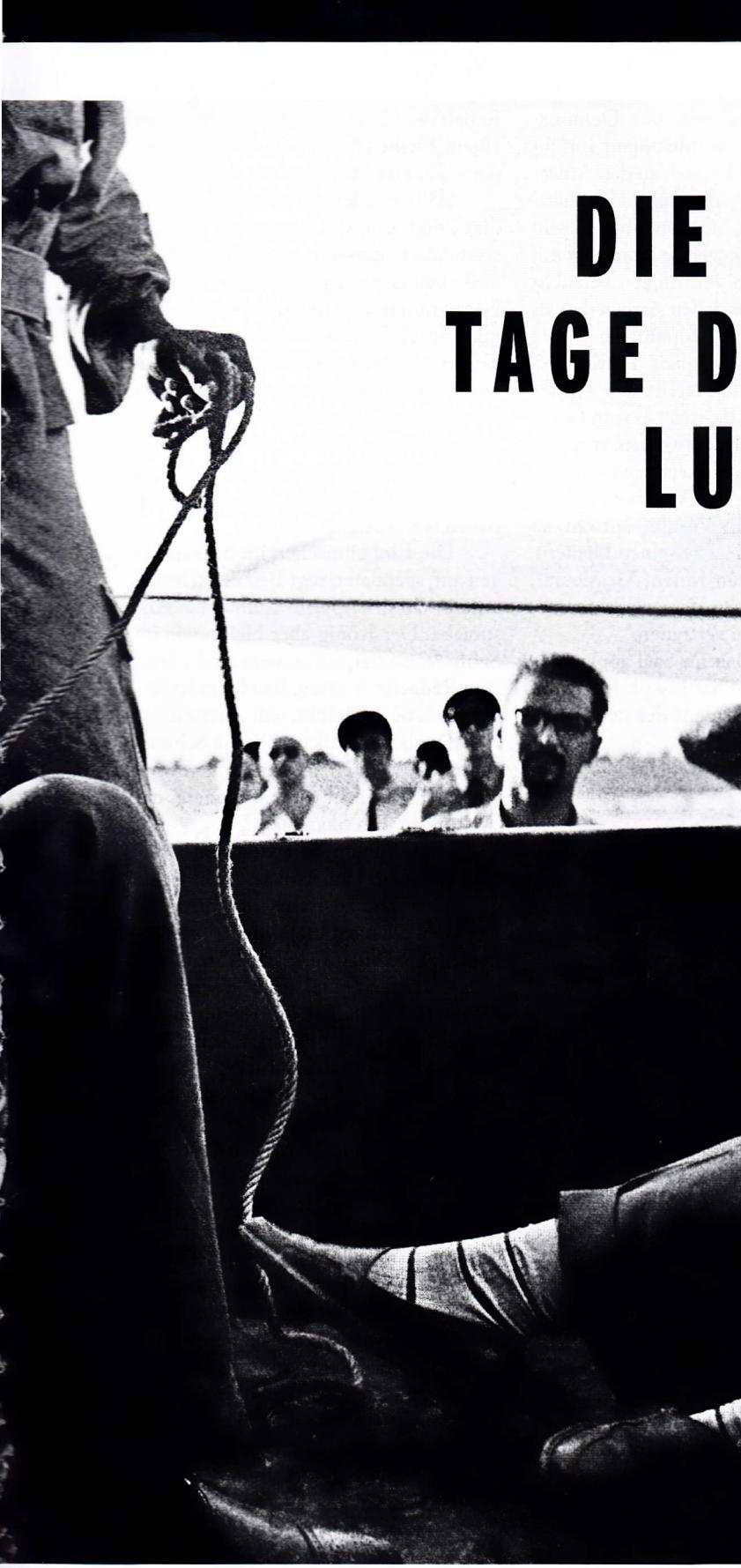
Präsident der neuen Republik wird Jomo Kenyatta, jener Mann, den die Briten 1952 eingesperrt hatten. ■

Jochen Pioch, 30, ist Journalist in Berlin.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Marshall S. Clough, „*Mau Mau Memoirs*“, Lynne Rienner Publishers: erzählt die Geschichte des Aufstands in Augenzeugenberichten und vermittelt ein farbiges Bild vom Alltag der Guerillakämpfer. Wunyabari O. Maloba, „*Mau Mau and Kenya: An Analysis of a Peasant Revolt*“, Indiana University Press: umfassende Beschreibung der kenianischen Gesellschaft zur Zeit der Revolte.

Kongo - 1960





DIE LETZTEN TAGE DES PATRICE LUMUMBA

Im Jahr 1960 erringen 17 afrikanische Länder ihre Unabhängigkeit, darunter der Kongo. Erster Premierminister des neuen Staates wird Patrice Lumumba, ein charismatischer junger Politiker, der die frühere Kolonialmacht Belgien scharf angreift, eine Umverteilung des Wohlstands fordert und mit seinem schwarzen Nationalismus zum Hoffnungsträger der Einheimischen wird. Doch dann macht er einen tödlichen Fehler

— Von REYMER KLÜVER

Soldaten nehmen Lumumba am 1. Dezember 1960 nach einem Armeeputsch gefangen und präsentieren ihn in der Hauptstadt Léopoldville

D

Die Rede. Noch während des Festaktes arbeitet Patrice Émery Lumumba am Manuskript auf seinen Knien. Streicht, fügt Wörter ein. Sichtlich nervös ist er, während links neben ihm am Mikrofon der junge König der Belgier spricht, das Oberhaupt der alten Kolonialmacht, eigens angereist aus seinem Heimatland.

Es sind die Morgenstunden des 30. Juni 1960. Die große Rotunde im „Palast der Nation“ in Léopoldville, der Hauptstadt des neuen Staates am Ufer des Kongo-Flusses, hat sich gefüllt. Afrikanische Diplomaten und Offiziere, Parlamentarier und Senatoren aus Belgien haben Platz genommen, dazu die gerade erst gewählten Volksvertreter der Demokratischen Republik Kongo, der neuen Nation im Herzen Afrikas.

Der Kongo ist seit Mitternacht eine unabhängige Republik. Er wird sich nach etwa acht Jahrzehnten Kolonialherrschaft von Belgien lösen.

Manche Gäste tragen traditionelle Kopfbedeckungen, mit Federn, Muscheln, Tierfellen. Die meisten aber sind im dunklen Anzug erschienen. Auch Lumumba, der neue Premier des Kongo, trägt einen Zweiteiler nach westlichem Vorbild, schwarze Fliege, weißes Einstecktuch – und die kastanienbraune Schärpe des Kronenordens, Belgiens höchster Auszeichnung. Am Abend zuvor ist sie ihm verliehen worden.

In weißer Gala-Uniform eröffnet König Baudouin den Festakt. Der Belgier ist der Urgroßneffe jenes Königs Leopold II., dem das Land 1884/85 im Rahmen internationaler Verträge als persönlicher Herrschaftsbereich zuerkannt

worden war (siehe Seite 96). Demonstrativ gnädig und wohlwollend spricht der 29 Jahre alte Monarch zu den Anwesenden – als gewähre er die Unabhängigkeit aus freien Stücken, obwohl sein Land gerade dies noch vor Jahresfrist mit Waffengewalt zu verhindern versucht hat. Dutzende Menschen starben damals in den Straßen von Léopoldville.

„Die Unabhängigkeit des Kongo“, sagt Baudouin nun, „stellt den Höhepunkt des Werkes da, welches vom Genie König Leopolds II. entworfen, von ihm mit zähem Mut umgesetzt und schließlich von Belgien mit Ausdauer fortgesetzt wurde.“ Ein Weißer spricht zu Schwarzen, ein Herr zu seinen Dienfern.

„Es ist nun an Ihnen, Messieurs“, sagt er, „zu beweisen, dass wir recht daran taten, Ihnen zu vertrauen.“

Die Menschen im Saal applaudieren. Anschließend hat Joseph Kasavubu das Wort, der Präsident der neuen Re-

den der Geschichte. Sie macht ihn zu einem Freiheitshelden des 20. Jahrhunderts. Zu einer Lichtgestalt Afrikas.

„Wir wurden verhöhnt und beleidigt“, sagt er in wohlgesetztem Französisch. „Wir mussten morgens, mittags und abends Schläge erdulden, weil wir Neger waren. Wir mussten erleben, dass man unser Land raubte aufgrund von Texten, die sich Gesetze nannten, in Wirklichkeit aber nur das Recht des Stärkeren besiegelten. Auch die Erschießungen, denen so viele unserer Brüder zum Opfer fielen, wird niemand von uns je vergessen. All dies, meine Brüder, haben wir erlitten.“

Die Einheimischen im Saal springen auf, spenden erregt Beifall. Achtmal unterbricht der Applaus Lumumbas Ansprache. Der König aber bleibt, wie im Schreck erstarrt, auf seinem Stuhl links vom Rednerpult sitzen. Baudouin ist fassungslos, tief gekränkt, will abreisen.

Das hat in Afrika noch kein Schwarzer einem Weißen an den Kopf geworfen, jedenfalls nicht vor den Kameras der Weltpresse. Ein Skandal.

Und Lumumbas Todesurteil.

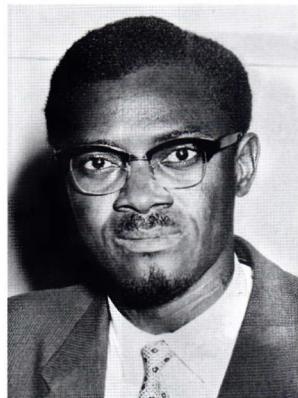
Es ist das Jahr Afrikas: Nicht weniger als 16 französische und britische Kolonien erlangen 1960 ihre Selbstständigkeit. Und auch Belgisch-Kongo.

Gut fünf Dekaden zuvor, im November 1908, hat die Regierung in Brüssel den „Kongo-Freistaat“ von König Leopold II. übernommen. Fortan herrscht Belgien über ein Land, das mehr als 76-mal so groß ist und voller Reichstümer steckt (siehe Karte Seite 106).

Drei Kräfte regieren nach 1908 den Kongo: staatliche Beamte, christliche Missionare und die Vertreter der großen, belgisch kontrollierten Konzerne.

Die Ausbeutung ist kaum weniger brutal als zu Zeiten von Leopolds Freistaat. Hunderttausende Männer müssen für die Kolonialherren schuften, um eine neu eingeführte Kopfsteuer bezahlen zu können: auf Plantagen, in Bergwerken, bei der Eisenbahn, in den Häfen, als Hausangestellte der Weißen. Wer sich weigert, wird in Ketten zwangsweise in die Minen gebracht oder ausgepeitscht.

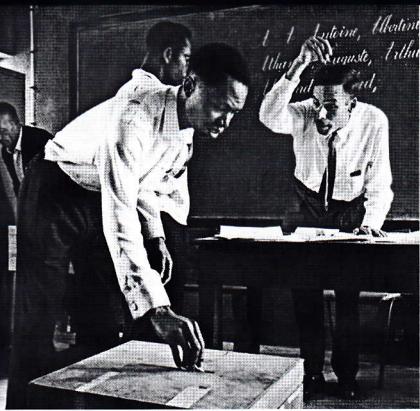
Wirtschaftlich scheint dieses System aus Druck und Nötigung auf seine Art zu funktionieren. Belgisch-Kongo wird nach dem Zweiten Weltkrieg zu



Patrice Lumumba, Sohn eines Bauern, steigt auf zum führenden Oppositionellen in der Kolonie Belgisch-Kongo

publik. Er bedankt sich höflich und lobt die Weisheit des belgischen Staates.

Dann tritt Lumumba ans Mikrofon – was im Protokoll gar nicht vorgesehen ist. Er hat in der Nacht zuvor eine Rede geschrieben und hält sie jetzt, ohne um Erlaubnis zu fragen. Klar, ruhig, gemessen im Ton, aber voller Zorn. Es ist eine Anklage, eine Abrechnung mit Kolonialismus und Rassismus. Eine der großen



Überstürzt entlässt Belgien 1960 das Land in die Unabhängigkeit. Im Mai des Jahres kommt es zu den ersten Wahlen in der Geschichte des Kongo

einer Art Vorzeigekolonie in Afrika: Die Belgier lassen nicht weniger als 14 000 Kilometer Eisenbahnschienen bauen, 140 000 Kilometer Straßen und Autobahnen, 40 Flughäfen oder Rollfelder sowie mehr als 100 Kraftwerke.

Der Kongo wird zum viertgrößten Kupferproduzenten der Welt, exportiert auch Diamanten und Uran (der Sprengstoff der Atombomben von Hiroshima und Nagasaki stammt aus seinen Minen). Die USA decken drei Viertel ihres Kobaltbedarfs im Kongo und die Hälfte ihrer Importe des Metalls Tantalum, das sie für die Turbinen ihrer strategischen Flugzeugflotten brauchen.

Der größte Teil der Gewinne fließt in die Kassen der Unternehmen aus Belgien und anderen Industrieländern. Auch die Kongolese profitieren ein wenig von dem Reichtum, den ihr Land produziert. Der Lebensstandard nimmt zu, in keiner anderen Kolonie auf dem Kontinent ist die medizinische Versorgung besser, gehen mehr Kinder zur Schule.

Doch politisch und gesellschaftlich halten die Belgier die Bewohner ihrer Kolonie weiterhin in Unmündigkeit – als der Kongo 1960 unabhängig wird, gibt es im ganzen Land nicht einen einzigen schwarzen Bürgermeister, Richter, Arzt

Der belgische König reist zur Unabhängigkeitfeier am 30. Juni 1960 an – wo ihm bei einer Parade der Degen gestohlen wird

oder Ingenieur, in den Streitkräften keinen Offizier. Von mehr als 15 Millionen Kongolese haben nur 16 einen Universitätsabschluss.

Denn auch wenn es keine Rassengesetze gibt wie in Südafrika: Der Kongo unter belgischer Herrschaft funktioniert wie ein Apartheidstaat. Die Welten sind strikt geschieden, die Bars, Restaurants, die Passagierabteile in Zügen und auf den Flusschiffen.

Für die Schwarzen, egal welchen Bildungsstandes, gibt es als Strafe weiterhin Hiebe mit der Peitsche aus Flusspferdhaut, wie einst unter Leopolds Gewaltherrschaft. Für einen Afrikaner sind gewöhnlich nicht mehr als Vorarbeiterjobs oder Stellen als Sachbearbeiter und Sekretär erreichbar. Nur drei von 4878 höheren Verwaltungsposten sind im Jahr 1959 von Kongolese besetzt.

Gleichwohl entsteht im Jahrzehnt vor der Unabhängigkeit in den Städten wie Léopoldville (dem späteren Kinshasa) oder Stanleyville (Kisangani) eine kleine afrikanische Mittelschicht. Diese Menschen haben es meist als Selbstständige zu einem gewissen Wohlstand gebracht, als Bauunternehmer und Barbesitzer, Spediteure und Handwerker.

Einige wenige Angehörige der schwarzen Mittelschicht formen die Elite der *évolués*, der „Entwickelten“, wie

sie sich selber nennen. Es ist eine kleine Kaste von Kongolese, die genau so leben wollen wie die Kolonialherren. Mitte der 1950er Jahre gibt es vermutlich rund 12 000 *Évolués* im Land.

Die Männer tragen elegante Anzüge, sprechen ein betont gepflegtes Französisch, fahren ein Fahrrad, am besten mit Gangschaltung. Sie leben in Häusern europäischer Bauart, haben daheim einen Plattenspieler und hören Chansons.

Auch Patrice Lumumba zählt zu dieser Gruppe. Der künftige Premier stammt aus einem Dorf. 1925 kommt er als Isaie Tasumbu Tawosa zur Welt. Sein Vater, ein Bauer, steht im Ruf, ein leicht erregbarer, zu Gewalt neigender Mann zu sein. Tatsächlich trennt sich Lumumbas Mutter später von ihm, weil sie seine Zornesausbrüche leid ist.

Schon der Junge fällt auf. Er ist wacher als die meisten seiner Kameraden, vielleicht auch widerspenstiger. Er stellt einen Kolonialbeamten zur Rede, der im Dorf die Produktion von Baumwolle und Kautschuk überwachen soll und die Qualität der Ware bemängelt – zu Unrecht, wie Isaie Tasumbu Tawosa ihm zu verstehen gibt. Der Belgier ist so beeindruckt von der Chuzpe, dass er unbe-



dingt den Vater des furchtlosen Jungen sprechen will. Als der Lehrer in der Missionsstation einen Satz auf die Tafel schreibt und vier Fehler dabei macht, korrigiert ihn der Junge – und wird dafür von der Schule verwiesen.

Lumumba ist nicht sein Geburtsname, aber so nennen sie ihn bald. Denn er hat die Qualitäten eines Wortführers: *Lumumba* bedeutet in der Sprache der Batetela so viel wie „Mannschaft“. Wie viele junge Männer zieht es ihn in die

Nach der Unabhängigkeit kommt es im Kongo zur Gewalt – von Schwarzen gegen Weiße, von Schwarzen untereinander. Die Wut richtet sich ebenso gegen die ehemaligen Kolonialherren wie die jeweiligen politischen Gegner

Stadt, 1942 geht er nach Stanleyville im Nordosten des Kongo. Er arbeitet als Bürogehilfe bei der Post, verbessert sein Französisch, besucht die Abendschule, nimmt endgültig Lumumba als Nachnamen und Patrice und Émery als Vornamen an. In der städtischen Bibliothek liest er meterweise Bücher.

Sein weißer Vorgesetzter lobt ihn, er sei umfassender gebildet als mancher Europäer. Lumumba hat sich alles im Selbststudium angeeignet. Sein Ehrgeiz, es den Weißen gleichzutun, sie zu überflügeln, treibt ihn immer weiter.

Er macht Karriere – soweit dies einem Schwarzen in Belgisch-Kongo bei der Post möglich ist. Er bekommt ein Dienstfahrrad gestellt, wird zum Lehrgang nach Léopoldville geschickt.

Dabei lernt er auf der anderen Seite des großen Flusses, in Brazzaville, eine ihm ganz neue Welt kennen: weniger Rassismus, mehr politische Beteiligung der Schwarzen. Es ist die Kapitale von Französisch-Äquatorialafrika, einer großen Kolonie der Franzosen nordwestlich des Kongo. Sogar Abgeordnete schickten sie nach Paris, schreibt er bewundernd.

1954 nehmen die Kolonialbehörden den 29-Jährigen ins „Register der zivilisierten einheimischen Bevölkerung“ auf. Dem ist ein demütigender Prozess vorausgegangen, der die Anmaßungen der Belgier zeigt – und die Entschlossenheit Lumumbas, den gesellschaftlichen Aufstieg um jeden Preis zu erzwingen: Um die „Zivilisiertheit“ der Einheimischen zu überprüfen, machen Kolonialbeamte



Schwarze Soldaten meutern gegen ihre weißen Offiziere, deren Befehlen sie nicht länger folgen wollen. Brutal werden die Aufstände niedergeschlagen

Hausbesuche und schauen nach, ob Familien mit Messer und Gabel essen, die Kinder zum Schlafen Pyjamas tragen und alle die Toilette benutzen.

Mit dem Eintrag ins Register ist Patrice Lumumba den Europäern nun vor dem Gesetz gleichgestellt. Nur gut 100 Kongolesen besitzen zu dieser Zeit eine solche Bescheinigung. Er leitet inzwischen die „Association des Évolués“ in Stanleyville, den Club der arrivierten Schwarzen, und schreibt nebenbei für kongolesische und belgische Zeitungen über das Leben der „Entwickelten“ – ohne freilich das Regime der Kolonialherren mit einem Wort infrage zu stellen.

Für den Juni 1955 plant Belgiens neuer König Baudouin einen Besuch im Kongo. Das Land steht international unter Druck. Sowohl die Sowjetführung als auch die traditionell antikolonialistisch eingestellten Amerikaner fordern Reformen: Die Belgier sollen ihrer Besitzung einen Weg in die Unabhängigkeit weisen – so wie es Franzosen und Briten in vielen ihrer Kolonien schon getan haben.

In Afrika haben sie etwa im Sudan, im Ghana, Marokko und Tunesien Verhandlungen mit Unabhängigkeitsbewegungen aufgenommen. Und in Asien ist praktisch bereits das gesamte Kolonialreich der Europäer bis auf kleine Ausnahmen auseinandergebrochen: Indien, Burma, Ceylon, Indonesien, Laos, Vietnam und Kambodscha – alle haben innerhalb weniger Jahre das koloniale Joch abgeschüttelt.

Ein Jurist von der Universität Antwerpen hat deshalb einen Plan skizziert. In 30 Jahren, so schreibt er, solle der Kongo weitgehend in die Selbstständigkeit entlassen werden: also 1985.

Der Plan gilt in Brüssel als skandalös. Im Kongo aber wirkt er explosiv: In den Vierteln der Schwarzen in der Hauptstadt diskutieren die Évolués, warum sie von den Weißen immer noch geduzt werden, obwohl sie ebenso gebildet sind wie die Europäer.



Einer ihrer Wortführer, der Finanzbeamte Joseph Kasavubu, fordert eine bis dahin unerhörte Neuerung im Verhältnis von Schwarz und Weiß: „gleiche Arbeit, gleicher Lohn“. Die Zeit der Rassentrennung und Entwürdigung, der fortlaufenden Kränkungen müsse endlich vorbei sein. Und bald erscheint in einem – anonymen – Zeitungsartikel erstmals die Forderung nach Unabhängigkeit.

Das ist die Stimmung, die sich im Kongo aufbaut, als Baudouin 1955 zu seiner Reise in die Kolonie aufbricht.

Patrice Lumumba beteiligt sich an der Diskussion. Vorsichtig. Noch ist von ihm kein Wort über einen unabhängigen Kongo zu hören. Er erkämpft aber beim Provinzgouverneur bessere Wohnungen für die Évolués in Stanleyville. Ein erster politischer Erfolg. Ohne Zweifel ist er als angesehener Publizist und Vorsitzender von nicht weniger als sieben Vereinigungen inzwischen der einflussreichste Schwarze der Stadt. Wohl auch deshalb darf er im Garten des Gouverneurs zehn Minuten mit Belgiens König sprechen.

Mitte 1956 aber endet sein Aufstieg vorerst: Seine Vorgesetzten bei der Post haben gemerkt, dass er seit Jahren Geld von Konten anderer für sich abzweigt. Er rechtfertigt sich: Als Évolué werde ein

westlicher Lebensstil von ihm erwartet, sein Gehalt reiche dafür aber selbst nach mehr als einem Jahrzehnt im Postdienst nicht aus. Wegen Unterschlagung und Urkundenfälschung wird er verurteilt, kommt für zwölf Monate ins Gefängnis. Später sagt er: „Habe ich etwas anderes getan, als ein bisschen von dem Geld zurückzunehmen, das die Belgier dem Kongo gestohlen haben?“

In der Haft entwickelt er sich zum unerbittlichen Kritiker des Kolonialregimes. Lumumba schreibt ein Buch, ein Akt der politischen Selbstvergewisserung. Er verlangt nun radikaler als je zuvor Reformen, ein Ende der Ungleichheit zwischen Schwarz und Weiß und eine Umverteilung des Wohlstands in dem an Bodenschätzen so reichen Land.

Auf eigenen Wunsch wird er ins Gefängnis nach Léopoldville verlegt und bekommt dort nach seiner Entlassung im September 1957 als hochgebildeter Kongolesen einen neuen Job, bei einer Brauerei, die vor allem Schwarzen ihr Bier verkaufen will. Dank seiner Eloquenz steigt Lumumba rasch zum Werbeleiter auf. Schnell verdient er mehr als mancher weiße Angestellte.

Ohnehin ist die Atmosphäre in der Hauptstadt Léopoldville anders als im Landesinneren: urbaner, freier, politischer. In den Bars, wo er nun für das Bier der Marke „Polar“ wirbt und politische

Stammtische organisiert, kann er seine radikalen Ideen ungestört verbreiten.

Patrice Lumumba verkauft Bier und redet zugleich von der Freiheit – der Freiheit der Schwarzen.

Schnell gehört er auch in Léopoldville zum Zirkel der schwarzen Elite, die er nach und nach in seinen Bann zieht. Der hochgewachsene, schlanke Mann tritt auf wie ein Intellektueller. Der Kinnbart, wie ihn die Beatniks in den USA tragen, unterscheidet ihn von den anderen Mitgliedern der Politikerkaste in Léopoldville. Kaum ein schwarzer Mann im Kongo jener Jahre lässt sich

Lumumba lernt Joseph Kasavubu kennen, den späteren Präsidenten und wichtigsten Wortführer der kleinen schwarzen politischen Klasse. Doch dessen Pläne lehnt er ab.

Kasavubu macht sich für seine Heimatregion stark, den Bas-Congo, ein Gebiet im Westen des Riesenlandes, er will allenfalls eine Konföderation der Stammesgebiete, orientiert an den einzelnen Ethnien.

Zwar hat es auf dem Gebiet des Kongo schon immer eine Vielzahl von Stämmen gegeben. Doch die scharfen ethnischen Abgrenzungen von Bakongo

stadt. Ihr geht es vor allem um die Rechte der Bakongo – und deren Dominanz.

Lumumba fordert dagegen einen freien, ungeteilten Kongo, in den Grenzen, die einst die Kolonialherren gezogen haben. Er ist kongolesischer Nationalist.

Am 10. Oktober 1958 wird er zum Vorsitzenden des Mouvement National Congolais gewählt, der einzigen politischen Organisation im Kongo, deren Anhänger das gesamte Land als Nation sehen und sich nicht nur für die Interessen ihres Stammes einsetzen.

Er ist noch keine 34, gilt inzwischen aber als der wortmächtigste Anführer im Freiheitskampf der Schwarzen. „Die Unabhängigkeit darf nicht länger als ein Geschenk Belgiens betrachtet werden. Ganz im Gegenteil: Es ist ein Recht, das das kongolesische Volk verloren hat“, ruft er vor Tausenden begeisterten Anhängern. Er gibt seinen Job bei der Brauerei auf, ist nun professioneller Politiker, der erste in seiner Partei.



einen Bart stehen. Dazu die Brille mit Horngestell und Metallrand: Sie wirkt wie ein Ausweis seiner Belesenheit.

Und er ist charmant. Ein Mann, der die Menschen schwindelig reden kann, mit eleganten Formulierungen und weit ausholenden Armbewegungen. Er spricht über das Leid der Schwarzen unter dem Joch der belgischen Kolonialherren, spricht von Rassenhass, Zwangsarbeit und Verfolgungen. „Die Masse war begeistert. Niemand wollte mehr weg. So gar wenn es regnete, sogar nachts blieben die Leute da und hörten ihm zu“, erinnert sich ein Mitstreiter.

Auch Angehörige der ehemaligen Kolonialmacht werden Opfer der Unruhen, weil Belgien auf die Krise reagiert, als könne es das Land weiterhin dominieren

und Bateke, Luba und Lunda sowie zahlreichen anderen Stämmen sind erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorgenommen worden, von europäischen Ethnologen. Und nun werden sie von schwarzen Politikern übernommen, um so eine Hausmacht auf die Zugehörigkeit zu ihrem Volk zu gründen. Kasavubus „Alliance des Bakongo“ ist die führende politische Organisation in der Haupt-

Lumumba spürt die verbreitete Unzufriedenheit über das Kolonialregime. Die Unabhängigkeitsbewegung ist nicht mehr allein Angelegenheit der schwarzen Elite, sondern erfasst jetzt auch die Massen.

Am 4. Januar 1959 bricht die Wut der Menschen in Léopoldville offen aus. Der weiße Bürgermeister hat eine Versammlung der Anhänger Kasavubus untersagt. Tausende aber sind schon gekommen – und nun wütend. Etwa zur gleichen Zeit endet im Fußballstadion ein Spiel. Die 20 000 Fans sind aufgeputscht. Auf einmal brüllen einige Männer „dipenda!“ – „Unabhängigkeit!“.

Parteidräger Kasavubus und Fußballfans verbrüdernd sich. Plündernd ziehen die Massen durch die Straßen der Hauptstadt, werfen Autos von Weißen um, räumen Läden aus. Polizei und Militär eröffnen das Feuer. Am Abend sind 47 Kongolese tot, so offizielle Angaben. Andere sprechen von bis zu 500 Opfern.

Fortan begehrn überall im Land die Menschen gegen das Kolonialregime auf. Bis dahin geduldige Untertanen stellen ihre Steuerzahlungen ein. Werdende Mütter gehen nicht mehr zu Vorsorgeuntersuchungen, weil das eine Anordnung der Weißen sei. Schwarze Männer

Unter den Weißen im Kongo
bricht Panik aus vor dem Chaos
der Aufstände und marodie-
renden Soldaten



stehen nicht mehr stramm, wenn sie mit Kolonialbeamten reden. Und Lumumba fordert nun die Unabhängigkeit sofort und ohne Einschränkungen.

Die Weißen in Belgisch-Kongo bewaffnen sich, bilden Bürgerwehren. Im Oktober kommt es nach einem Besuch Lumumbas in Stanleyville erneut zu Ausschreitungen mit 26 Toten. Er wird am 1. November 1959 festgenommen, wegen Aufstachelung der Massen zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt.

In Brüssel wächst inzwischen die Einsicht, dass Belgien die Initiative zurückgewinnen muss – um wenigstens zu bestimmen, wann die Kolonie in die Unabhängigkeit entlassen wird. Deshalb laden die Belgier rund 90 Kongolese am 20. Januar 1960 nach Brüssel zum Gespräch am runden Tisch. Es sind die führenden schwarzen Politiker, unter ihnen Kasavubu und der einflussreichste Mann der Provinz Katanga, Moïse Tschombé. Einer aber fehlt: Lumumba.

Doch die Kongolese wollen nur verhandeln, wenn er dabei ist. Die Belgier fliegen ihn ein. Als er sechs Tage später eintrifft, können Verbände kaum die Spuren der Folter verbergen, der er im Gefängnis unterzogen wurde.

Die Kongolese fordern die sofortige Unabhängigkeit. Die Belgier sind von der Einheitsfront überrascht und

selbst intern zerstritten. Sie haben keinen Zeitplan für die Unabhängigkeit.

Noch vor Jahresfrist hat König Baudouin versprochen, dem Kongo die Unabhängigkeit „ohne nachteiliges Zögern, aber ohne unbesonnene Eile“ zu gewähren. Nun können die Belgier dem Drängen nicht viel entgegensetzen.

Und für Verhandlungen ist keine Zeit mehr: Wenn Brüssel die Forderung zurückwiese, so viel ist nach den Ausschreitungen im Jahr zuvor sicher, wären neue Unruhen fast zwangsläufig die Folge. Auf einen blutigen Konflikt aber, wie ihn etwa die Franzosen in Algerien zu der Zeit noch ausfechten, wollen es die Belgier nicht ankommen lassen. So einigt man sich auf den 30. Juni 1960 als Tag der Unabhängigkeit.

Ein irrwitziges Unterfangen. Nicht mal fünf Monate bleiben, um eine Parlamentswahl vorzubereiten in einem Land, in dem politische Mitbestimmung bis dahin verboten war. Um eine Währung, eine Zentralbank zu schaffen, Ministerien einzurichten, eine Verwaltung –

und das alles ohne eigenes, ausgebildetes Personal. Ohne Hilfe der Siedler kann all das nicht umgesetzt werden.

Deren Zweifel aber wachsen. Viele schicken ihre Familien nach Europa oder gehen nach Rhodesien und Südafrika, wo die weiße Vorherrschaft unangetastet ist.

Lumumba indes hat sich in Brüssel endgültig den Zorn der Belgier zugezogen. Sie halten ihn für einen Demagogen, radikal, unnachgiebig. Brüssel lehnt er ihren Vorschlag ab, Baudouin als Staatsoberhaupt des Kongo zu behalten. Der belgische Minister für afrikanische Angelegenheiten hält in einem Memorandum fest: „Der Mann, der ausgeschaltet werden muss, ist Lumumba.“

Doch bei den Wahlen im Mai holt dessen Partei mit Abstand die meisten Stimmen. Lumumba ist der populärste Politiker, er leitet die erste Regierung des unabhängigen Kongo. Dafür koaliert er mit Kasavubu, akzeptiert ihn als Präsidenten, da das Amt ohnehin eher repräsentative Funktionen hat.

Die Belgier setzen nun auf Kasavubu, spekulieren darauf, dass er mäßigend wirkt auf den Freiheitskämpfer.

Kongo

Zehntausende Europäer fliehen im Sommer 1960 binnen weniger Tage aus dem Kongo – ein Großteil der Oberschicht des Landes





Moise Tschombé, der Gouverneur der rohstoffreichen Provinz Katanga, erklärt die Region im Juli 1960 für unabhängig: ein Schlag gegen Lumumbas Zentralregierung

Doch Lumumbas Rede am Unabhängigkeitstag zerstört alle Hoffnungen der einstigen Kolonialherren, weiter Einfluss nehmen zu können. Zeitungen in Belgien beschimpfen den demokratisch gewählten Premier des Kongo als „Barbaren“ und „dreckigen Neger“. Ein Leitartikler fordert, „die Erde von seiner blutigen Frechheit zu befreien“. Auch in anderen Hauptstädten der westlichen Staatenwelt beginnen Politiker sich Gedanken zu machen.

Seine Rede hat Lumumba verdächtig gemacht: als antiweiß, antikolonialistisch, als Aufrührer und Kommunisten (obwohl er sich nie für die Lehren von Marx und Lenin interessiert hat). US-Präsident Dwight D. Eisenhower brandmarkt ihn als „Gefahr für den Frieden und die Sicherheit in der Welt“.

Lumumba gerät zwischen die beiden Blöcke des Kalten Krieges. Und so beginnt nur Tage nach der Unabhängigkeitfeier eine verhängnisvolle Entwicklung, die den Kongo ins Verderben reißen wird. Und auch Lumumba

Am 5. Juli lässt General Émile Janssens die Truppen des neuen Staates antreten. Der Belgier war zuvor Kommandeur des Kolonialheeres und führt nun die neue kongolesische Armee. Auf eine Tafel schreibt Janssens mit Kreide eine

einfache Formel: „Vor der Unabhängigkeit = nach der Unabhängigkeit“. Seine Soldaten sollten ja nicht glauben, dass sich irgendetwas geändert habe.

Doch die Kongolesen lassen sich diesen Ton nicht mehr bieten. Noch am selben Tag meutern Soldaten, schlagen ihre weißen Offiziere zusammen, vergewaltigen Frauen europäischer Abstammung. Lumumba versucht die Lage in den Griff zu bekommen, entlässt Janssens, ersetzt ihn durch einen Einheimischen. Aber das reicht nicht.

In der Südprovinz Katanga töten marodierende Soldaten am 10. Juli sechs Europäer. Unter den Weißen bricht Panik aus. Tausende fliehen mit der Fähre über den Kongo in den Norden nach Brazzaville. Bloß weg. Etwa 10 000 Beamte, 13 000 Angestellte privater Firmen und 8000 Plantagenbesitzer verlassen binnen weniger Stunden das Land. Schon bald hat der Kongo keine funktionierende Verwaltung mehr, die Wirtschaft (bis auf den Bergbau) kollabiert, auf den Farmen verfaulst die Ernte.

Belgien reagiert auf die Krise, als sei es weiterhin Kolonialmacht. 2500 Soldaten, die wegen eines anlässlich der Un-

Im September 1960 putscht Stabschef Joseph Mobutu gegen Lumumba. Er stellt den Premier unter Hausarrest und lässt ihn später nach Katanga verschleppen

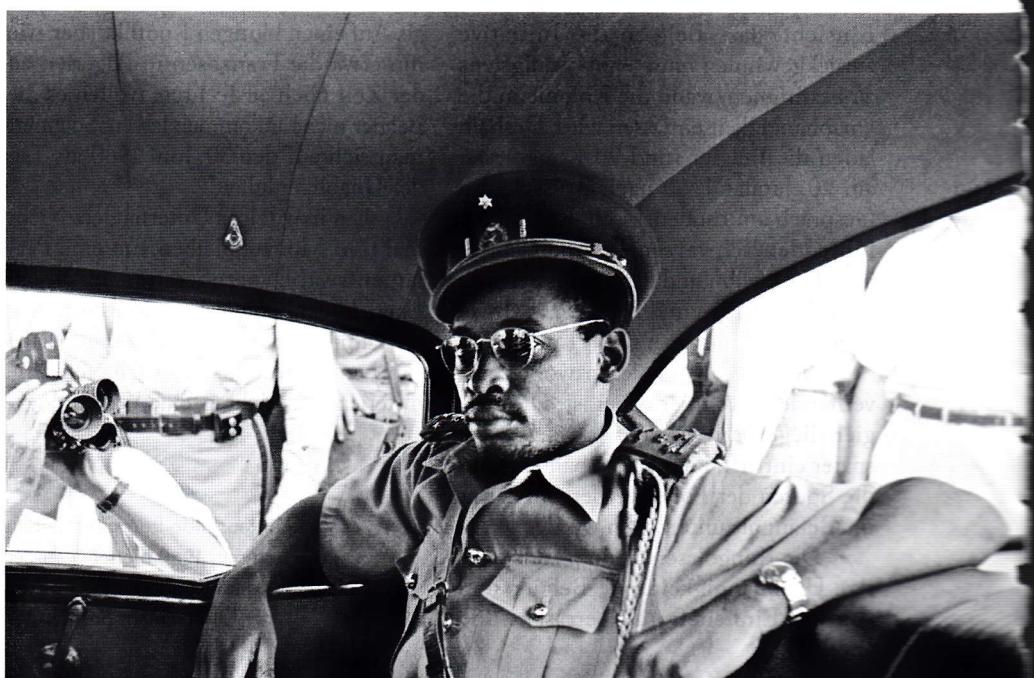
abhängigkeit unterzeichneten Freundschaftsvertrages ohnehin im Land stehen, besetzen die Städte, haben Schusswechsel mit kongolesischen Truppen. Die sind ohne ihre weißen Offiziere chancenlos. Am 11. Juli eröffnen zwei belgische Marineschiffe das Feuer auf die von Europäern evakuierte Hafenstadt Matadi. Mindestens 19 Kongolese sterben.

Am selben Tag erklärt Moïse Tschombé, der im Januar am runden Tisch in Brüssel noch an der Seite Lumumbas gestritten hatte, die Unabhängigkeit der Provinz Katanga.

Das kann Lumumba nicht hinnehmen. Katanga ist das industrielle Kraftzentrum des Landes. Die Steuerzahlungen der Bergbauunternehmen dort sichern etwa zwei Drittel des Staatshaushalts. Der Premier setzt die Reste seiner Armee in Marsch. Sein einstiger Verbündeter Tschombé wird zum Gegenspieler auf Leben und Tod.

Den Bergbau in Katanga kontrolliert die Société Générale de Belgique. Und das Unternehmen zeigt keinerlei Neigung, die lukrative Rohstoffförderung einfach so in die Hände Lumumbas zu geben – die Firma erzielt im Kongo etwa die Hälfte ihrer jährlichen Gewinne.

Brüssel unterstützt die Sezessionisten. Der König schreibt Tschombé aufmunternde Briefe. Seine Beamten beraten dessen Regierung, seine Offiziere führen



die Katanga-Gendarmen, seine Ingenieure kontrollieren den Bergbau, seine Bankiers bauen eine Zentralbank auf.

Im Rest des Kongo eskaliert die Lage. Lumumba und Kasavubu rufen am 12. Juli die Vereinten Nationen um Hilfe. Noch in der gleichen Nacht fordert der UN-Sicherheitsrat die Belgier zum Abzug auf und beschließt die Entsendung bewaffneter Blauhelm-Soldaten.

In keiner Deklaration aber wird Belgien verurteilt; die UN-Truppen sollen sich nur zwischen die verfeindeten Parteien stellen. Von einer Beendigung der Sezession Katangas mit militärischen Mitteln ist nicht die Rede. Lumumba ist bitter enttäuscht. Er gerät in Panik. Und macht einen folgenschweren Fehler.

Nur zwei Tage nach seinem Hilfesuch an die Uno telegraphiert er nach Moskau: „Könnten dazu veranlasst werden, Intervention der Sowjetunion zu erbitten, falls westliches Lager Akt der Aggression gegen Souveränität Republik Kongo nicht beendet.“

Keiner weiß, ob Lumumba sich bewusst ist, was das bedeutet. Noch am selben Tag kennt die CIA das Telegramm. Washington ist in Aufruhr. Sowjetische Truppen in einem Land, das als Rohstofflieferant strategische Bedeutung für die US-Rüstungsindustrie hat? Basen der UdSSR im Herzen Afrikas?

Ende Juli fliegt Lumumba nach New York. Dort wirft er UN-Generalsekretär Dag Hammarskjöld Voreingenommenheit zugunsten der Belgier vor: Das sei UN-Kolonialismus statt belgischem Kolonialismus. Seine Gesprächspartner bei der Uno sind konsterniert.

Er gibt dem US-Korrespondenten der sowjetischen Nachrichtenagentur Tass ein Interview, in dem er „den herzlichen Dank aller kongolesischen Menschen“ an die Sowjetunion übermittelt.

Eisenhower will ihn nicht sehen.

Es wird einsam um Lumumba. Auch daheim verliert er an Rückhalt. Zeitungen unter Kontrolle der katholischen Kirche kritisieren ihn für seine vermeintliche Unfähigkeit, die Krise des Landes zu meistern. Die Regierungskoalition bröckelt: Präsident Kasavubu beginnt sich auf Rat westlicher Diplomaten von ihm zu distanzieren.

Anfang September verkündet er in einer Radioansprache, Lumumba sei ab-

gesetzt. Der Premier erklärt seinerseits Kasavubu als des Amtes enthoben.

Chaos. Eine Situation wie geschaffen für einen ehrgeizigen Militär wie Joseph-Désiré Mobutu. Lumumba ist mit dem 29-jährigen früheren Feldwebel befreundet und hat ihn Anfang Juli zum Stabschef der kongolesischen Armee gemacht. Ein weiterer Fehler. Denn auch Mobutu fällt ihm in den Rücken.

Am 14. September putscht der Armeechef. Er kann gute Gründe vortragen: Die Regierung ist gelähmt, Präsident und Premier hindern sich wechselseitig. Der Staat funktioniert nicht.

Mobutu setzt beide ab. Die Regierungsgeschäfte sollen jetzt junge Akademiker übernehmen, die in Belgien studiert haben. Lumumba wird unter Hausarrest gestellt, Präsident Kasavubu indes darf sich weiterhin frei bewegen.

M

Mobutu handelt nicht allein von sich aus: Er steht bereits seit 1959 auf der Gehaltsliste der CIA. Anfang September 1960 haben die USA ihm eine Million Dollar geschickt, offiziell für Soldzahlungen und die Nahrungsmittelversorgung der Armee. Westliche Militärattachés sprechen persönlich bei Mobutu vor, mit zu Paketen gebündelten Geldscheinen.

Die CIA sowie der belgische Geheimdienst und vermutlich auch der britische MI6 entwickeln inzwischen längst Mordpläne. Lumumba ist nicht nur lästig: Sein Hilfegesuch an Moskau hat ihn zum Risiko gemacht. Er soll weg.

Der US-Botschafter in Léopoldville hat Mitte August die Ankunft von 100 tschechischen und russischen „Technikern“ gemeldet – eine Chiffre für Militärberater. Präsident Eisenhower persönlich ordnet an, Lumumba auszuschalten. Die CIA will ihn mit vergifteter Zahnpasta umbringen.

Die alte Kolonialmacht Belgien hat unterdessen die „Operation Barracuda“ gestartet. Mit Deckung des Afrika-Ministers in Brüssel planen zwei belgische Militärs die Entführung und Ermordung des abgesetzten Premiers.

Doch Lumumba durchkreuzt die Attentatspläne. Versteckt im Auto seiner Hausangestellten, flieht er am 27. November 1960 aus der Residenz des Premiers. Sein Ziel ist Stanleyville. Dort, im Nordosten, haben Getreue inzwischen eine Gegenregierung installiert, die auch über Soldaten verfügt, um notfalls gegen die Truppen Mobutus und das Militär Katangas zu kämpfen.

Als Lumumbas Flucht bekannt wird, lässt Mobutu ein Aufklärungsflugzeug starten, um Jagd auf den früheren Freund zu machen. Bald kann der Pilot den Chevrolet des Ex-Premiers am Boden ausmachen. Als die Flüchtenden am Sankuru-Fluss mit einer Fähre in Lumumbas Heimatprovinz Kasai übersetzen wollen, schlagen Mobutus Soldaten zu: Vier Tage nach der Flucht nehmen sie Lumumba am 1. Dezember fest.

Noch einmal versucht er sich mit seiner Redegabe aus der Falle zu befreien: „Wenn ihr mich tötet, werde ich nicht sterben“, ruft er den verdutzten Soldaten zu, „ich werde nie weit von meinem Volk sein.“ Vermutlich verhindert nur das Eintreffen eines Verstärkungsstrups, dass sie ihn laufen lassen.

Als Gefangener wird er in Léopoldville den Fotografen präsentiert; mit einem Strick gefesselt und geschlagen, ohne seine Brille, das weiße Hemd verdeckt. Soldaten stoßen ihn auf die Ladefläche eines Lkw, einer packt ihn bei den Haaren und reißt seinen Kopf hoch.

Bei einem weiteren Zwischenstopp umringen Dutzende Soldaten den Gefangenen, treten und schlagen ihn. Einer stopft Lumumba ein zusammengeknülltes Blatt Papier in den Mund: Es ist das Manuskript einer Pressemitteilung vom 27. November, in der er betont, der einzige legitime Regierungschef zu sein.

Der Kommandeur der Soldaten ist auch gekommen: Mobutu, Lumumbas einstiger Freund, schaut den Misshandlungen gelassen zu. Der Gefangene kommt ins Militärlager von Thysville, knapp 150 Kilometer von der Hauptstadt entfernt. In einer verdreckten Zelle wird

er festgehalten, ohne frische Kleider, ohne ärztliche Versorgung.

Doch selbst als Gefangener bleibt Lumumba für die neuen Machthaber eine Gefahr. Zum Jahreswechsel werden 50 Regierungssoldaten verhaftet unter dem Vorwurf, heimliche Anhänger des abgesetzten Premiers zu sein.

Am 12. Januar meutern tatsächlich Truppen, und einige Soldaten drohen, Lumumba zu befreien – wenn ihr Sold nicht erhöht wird.

Mobutu und Kasavubu können die aufgebrachten Soldaten beruhigen. Nun aber wollen sie ihren Konkurrenten so schnell wie möglich loswerden, und die Belgier unterstützen sie dabei.

Doch so einfach ist das nicht. Ihr Gefangener ist mittlerweile rund um den Globus populär, in den Ländern des Ostblocks, in Afrika und vielen Staaten der Dritten Welt. Ihn praktisch vor aller Welt umzubringen, das wagen sie nicht. Lumumba soll vielmehr nach Katanga ausgeflogen werden. Was dort mit ihm geschehen würde, ist offensichtlich – aber der Mord wäre nicht mehr ihr Werk.

Am Nachmittag des 17. Januar 1961 landet eine DC-4 der Air Congo auf dem Flughafen von Élisabethville, der Hauptstadt Katangas. An Bord drei mit Stricken gefesselte Männer: Lumumba und zwei Weggefährten. Soldaten Mobutus haben sie während des sechsstündigen Fluges mit Gewehrkolben geschlagen, mit Stiefeln getreten. Einer hat Lumumba den Kinnbart ausgerissen und ihn gezwungen, die Haare zu schlucken.

Auf dem Rollfeld nimmt die Militärpolizei von Katanga die blutverschmierten Häftlinge in Empfang. Ihr Kommandeur ist der belgische Hauptmann Julien Gat. Koordiniert wird die gesamte Operation von einem weiteren Belgier, Kommissar Frans Verscheure, Berater des katangischen Polizeichefs.

Wieder Schläge mit Gewehrkolben. Wie Säcke werden die drei Gefesselten auf einen Jeep geworfen und in einen unbewohnten Bungalow gefahren, wenige Kilometer vom Flughafen entfernt.

Lumumba trägt nur noch ein zerrißenes weißes Unterhemd und eine zerfetzte Khaki-Hose. Minister der Regierung Katangas kommen und inspizieren die Gefangenen. Auch sie prügeln auf

die Wehrlosen ein. Tschombé erscheint, schaut auf seinen Todfeind – und schlägt zu. Lumumba kann kaum mehr sprechen. Man treibt ihm kleine Holzsplitter unter die Fingernägel. Ein Minister verkündet Lumumba das Todesurteil. „Wenn man erst mal da ist, wo ich bin“, sagt der Geschundene, „spielt das keine Rolle mehr.“

Es ist Nacht geworden. Polizeikommissar Verscheure lässt Hauptmann Gat ein Exekutionskommando zusammen-

sind barfuß. Verscheure nimmt ihnen die Handschellen ab.

„Jetzt werden wir getötet, nicht wahr?“, fragt Lumumba. Seine letzten Worte. Der Belgier nickt. Die Gefangenen kriegen einige Minuten für ein Gebet. Lumumba lehnt ab.

Verscheure führt den ersten Gefangenen zum Baum. Schüsse. Der Leichnam wird in die Grube geworfen. Er bringt den zweiten herbei. Wieder ein



In der Haft foltern die Putschisten den Ex-Premier wochenlang. Am 17. Januar 1961 wird Patrice Lumumba erschossen

Feuerstoß, der leblose Körper wird in die Grube gestoßen.

Und schließlich Lumumba. Er schweigt. Gat gibt den Feuerbefehl.

Patrice Émery Lumumba stirbt im Kugelhagel, gerade einmal 35 Jahre alt.

Sein Todfeind Tschombé schaut den Erschießungen zu. Der Kongo ist seit genau 201 Tagen unabhängig. Ein paar Monate zuvor hatte Lumumba gesagt: „Wenn ich morgen sterbe, dann darum, weil ein Weißer einen Schwarzen bewaffnet hat.“

Eilig verscharren die Soldaten die Leichen. Doch schon am nächsten

Abend geben zwei belgische Polizeikommissare den Befehl, die Körper wieder auszugraben und fortzuschaffen. Noch der tote Lumumba scheint den Kolonialherren gefährlich werden zu können.

Und so machen sich ihre Gehilfen an ein makabres Werk. Sie zerteilen die Toten mit Axt, Messern und Metallsäge, lösen die Leichenteile in einem mit Schwefelsäure gefüllten Fass auf. Was von den Körpern dann noch übrig ist, verbrennen sie. Nichts soll von Lumumba bleiben. Nichts an den Mann erinnern, der es gewagt hat, König Baudouin und damit den Belgiern den Spiegel der Geschichte vor Augen zu halten.

Am Morgen des 10. Februar 1961 meldet Radio Katanga, Lumumba und seine beiden Mitstreiter seien aus der Haft geflohen. Niemand glaubt es. Drei Tage später verkündet die Regierung, die Männer seien auf der Flucht von Dorfbewohnern erkannt und getötet worden.

Erst Jahrzehnte später werden Lebensbeichten einiger Beteiligter und Recherchen eines belgischen Soziologen die Wahrheit zutage befördern.

Der Kongo, dessen Einheit Lumumba bewahren wollte, versinkt nach seinem Tod in Gewalt und Krieg. Drei Fraktionen kämpfen nun gegeneinander: die Soldaten Mobutus und Kasavubus, den Mobutu wieder als Präsident eingesetzt hatte, Tschombés Katanga-Gendarmen und die Anhänger Lumumbas.

UN-Generalsekretär Dag Hammarskjöld kommt noch im selben Jahr bei einem Flugzeugabsturz über dem Kongo ums Leben, als er einen Waffenstillstand aushandeln will. Bis heute hält sich der Verdacht, westliche Geheimdienste hätten seine Maschine zum Absturz gebracht, um Frieden zu verhindern.

Katanga-Söldner kämpfen gegen Anhänger Lumumbas und Soldaten des Kongo so brutal weiter, dass es selbst Belgien und den USA zu viel wird. 1963 zwingen sie Moïse Tschombé zur Aussöhnung mit der Regierung. Zur Belohnung wird Tschombé Premier des Kongo. Gemeinsam mit Kasavubu geht er nun gegen die Anhänger Lumumbas vor. Erst 1965 sind die endgültig besiegt.

Dann putscht Joseph-Désiré Mobutu ein zweites Mal, erneut mit Billigung und Hilfe des Westens, und verjagt

die beiden einstigen Konkurrenten Lumumbas ins Exil. Mehr als 30 Jahre wird er an der Macht bleiben. Aus Léopoldville macht er Kinshasa, aus dem Kongo Zaire. US-Präsidenten werden den Diktator Mobutu als treuesten Verbündeten südlich der Sahara preisen.

Die meisten der da noch bestehenden Kolonien in Afrika werden bis Mitte der 1960er Jahre unabhängig, vor allem Portugal aber sperrt sich noch ein Jahrzehnt länger gegen das Unvermeidliche, entlässt etwa Angola und Mosambik erst 1975 in die Unabhängigkeit.

Doch gelingt es kaum einem der Staaten, stabile demokratische Strukturen aufzubauen. Was wie im Kongo meist im Überschwang der Unabhängigkeitfeiern beginnt, endet fast überall in Agonie. Aus dem Kontinent des Aufbruchs wird ein Erdteil der Hoffnungslosigkeit, der Krisen und Kriege, scheinbar verdammt zu Armut und Verschuldung.

Politisch werden die meisten Regierenden von den Supermächten umworben, auch finanziell. Doch das Geld, das die jungen Staaten erhalten, investieren viele Herrschende nicht in Infrastruktur, Bildung oder Gesundheitssystem, sondern kaufen sich Waffensysteme oder behalten die Millionen gleich für sich.

In den gut drei Jahrzehnten seiner Herrschaft über den Kongo wird Mobutu mehrere Milliarden Dollar beiseitenschaffen. Auch die Herrscher in anderen afrikanischen Staaten, etwa in der Zentralafrikanischen Republik, der Elfenbeinküste, in Nigeria, Kenia, Simbabwe, Libyen, Tunesien, dem Sudan und Äquatorial-Guinea bereichern sich maßlos, während die Einheimischen darben.

Gewalt, Staatsverfall und ökonomischer Niedergang, Despotie und Korruption prägen in vielen Ländern Afrikas die Jahrzehnte nach der Unabhängigkeit. Dutzende Militärputsche und Umsturzversuche erschüttern die jungen Nationen, allein in Nigeria werden sechs Regierungen durch Generäle gestürzt.

Und nicht nur das Militär destabilisiert die staatliche Ordnung. Im Sudan kostet ein Jahrzehntlanger Bürgerkrieg bis 2004 zwei Millionen Menschen das

Leben, der vergebliche Sezessionskrieg Biafras von Nigeria Ende der 1960er Jahre fordert fast ebenso viele Tote, dem Völkermord der Hutsu an den Tutsi in Ruanda 1994 fallen mindestens 800 000 Menschen zum Opfer.

Auch der Kongo kommt nicht zur Ruhe. Er bleibt Spielball internationaler Mächte und Unternehmen, deren Interessen nur zu klar auf der Hand liegen: der enorme Reichtum des Landes an Bodenschätzen. Immer wieder kämpfen Freischärler und Söldnertruppen gegen Regierungssoldaten – und auch untereinander. Bald schießt jeder auf jeden.

1998 bricht eine Art afrikanischer Weltkrieg aus: Soldaten aus sieben Nachbarländern kämpfen auf dem Gebiet der Demokratischen Republik Kongo (wie der Staat seit 1997 wieder heißt) gegeneinander. Drei Millionen Menschen fallen dem Krieg zum Opfer.

Kurz vor Ende dieses Konfliktes kehrt Patrice Émery Lumumba in die Hauptstadt zurück – zumindest symbolisch. 2002 lässt Kongos Präsident Joseph Kabila eine Bronzestatue des Freiheitskämpfers in Kinshasa errichten.

Doch auch diese Geste und die demokratischen Bemühungen Kabillas können nicht über Lumumbas schwieriges politisches Erbe hinwegtäuschen. Er hat das Land 1960 in die Unabhängigkeit geführt, doch Frieden und Einigkeit sofort verspielt. Vielleicht war er wirklich guten Willens, am Ende aber völlig überfordert und dem Poker der Mächte im Kalten Krieg ausgeliefert.

Bis heute ist der Kongo ein von lokalen Konflikten und der globalen Gier nach seinen Schätzen zerrissenes Land.

So wie fast ganz Afrika. ■

Reymer Klüver, 53, ist politischer Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“. Für eine GEO-Reportage recherchierte er 2003 im Kongo.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: David van Reybrouck, „Kongo: eine Geschichte“, Suhrkamp: kundig erzählte Historie des kolonialen und postkolonialen Kongo. Ludo de Witte, „Regierungsauftrag Mord“, Forum Verlag: schildert überzeugend die Hintergründe der belgischen Verwicklung in die Ermordung Lumumbas.

»EIN UNFERTIGES HAUS«

— Interview: ANJA FRIES, FRANK OTTO, MICHAEL SCHAPER und
JOACHIM TELGENBÜSCHER

Bürgerkriege, Korruption, zerfallende Staaten: Afrika scheint von einer Katastrophe zur nächsten zu taumeln. Ist der Kontinent wirklich zum Scheitern verdammt – oder gibt es positive Entwicklungen? Der Historiker Andreas Eckert über die Probleme des Erdteils. Und über die Möglichkeit eines »Afrikanischen Frühlings«

GEO EPOCHE: Herr Prof. Eckert, im Kongo betrug das Sozialprodukt pro Kopf 1960, im Jahr seiner Unabhängigkeit, etwa 300 Dollar. Rechnet man die Inflation mit ein, liegt es heute deutlich niedriger. Warum geht es Afrika immer schlechter?

ANDREAS ECKERT: Das Problem fängt schon mit dieser Frage an, weil sie den Kontinent als Einheit nimmt. Natürlich geht es Teilen Afrikas schlecht, aber anderen Regionen geht es vergleichsweise gut oder gar sehr viel besser als vor einigen Jahren.

**Welchen denn?
Nehmen Sie Kenia ...**



Andreas Eckert
ist Professor für
afrikanische Geschichte
an der Humboldt-
Universität Berlin

... wo 2007 Präsident Mwai Kibaki die Wahlen zu seinen Gunsten fälschte und es daraufhin zu Unruhen mit Hunderten von Toten kam.

Sicher gibt es dort auch politische Probleme: Wahlfälschung, Korruption, islamistische Attentate. Andererseits existiert gerade in Kenia nun eine aufstrebende Mittelschicht. Oder nehmen Sie Ghana – ein Land, das sich zu einer stabilen Demokratie entwickelt hat, mit einer aktiven Opposition sowie einer funktionierenden Zivilgesellschaft, das nun auch ökonomisch prosperiert. Auch dem Senegal wurde vor den letzten Wahlen 2012 nur sehr düsteres prophezeit. Doch die Abstimmung

ist demokratisch gelaufen, der abgewählte Präsident Abdoulaye Wade hat das Ergebnis akzeptiert und sein Amt niedergelegt.

Aber hat es in der Vergangenheit nicht auch immer wieder scheinbar hoffnungsvolle Entwicklungen gegeben, die dann früher oder später im Zusammenbruch endeten – wie in Somalia oder dem Kongo, heute beide *failed states*?

Natürlich sind die Probleme nicht zu leugnen. Gerade in der unmittelbaren Nachkolonialzeit waren die Staaten oft sehr fragil. Der Kongo etwa war 1960 ein Riesenland mit extrem unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen, vor allem aber ein Staat ohne Fachkräfte. Denn die belgischen Kolonialherren hatten systematisch darauf verzichtet, Einheimische zu qualifizieren. Zudem geriet das Land nach der Unabhängigkeit rasch in den Strudel ausländischer ökonomischer Interessen.

Wegen seiner reichen Rohstoffvorkommen?

Ja, weder die Belgier noch die anderen westlichen Mächte wollten diese Ressourcen einfach so den Einheimischen überlassen. Die ehemaligen Kolonialherren haben dann ja auch die Abspaltung Katangas unterstützt, der rohstoffreichen Provinz des Landes. Und die USA haben darauf hingearbeitet, den gewählten Ministerpräsidenten Patrice Lumumba, der mit der Verstaatlichung von Minenkonzerne drohte, zu stürzen und zu ermorden. Dabei sind ihnen dann jedoch die Belgier zuvorgekommen.

Zugleich hofften viele Einheimische, dass sie mit der Unabhängigkeit nun auch endlich etwas von dem Reichtum abbekommen würden, den bis dahin fast ausschließlich die weißen Kolonialherren abgeschöpft hatten. Freiheit, das bedeutete für viele Afrikaner um 1960 eben nicht nur, wählen zu dürfen, sondern hieß auch: mehr Konsumgüter, Schulbildung, Zugang zu Wasser.

Und es hieß: Die Bevölkerung wollte einen Wohlfahrtsstaat nach europäischem Vorbild. Dieses Anspruchsdenken hatte sich in den Köpfen bereits festgesetzt, dahinter konnten die Gründer der afrikanischen Staaten nicht mehr zurück.

Obwohl die sich einen solchen Sozialstaat nicht leisten konnten?

Die Volkswirtschaften Afrikas waren nicht robust genug, um so etwas finanzieren zu können. Diese Kombination aus einer real sehr schwierigen Situation und zumindest

kurzfristig unerfüllbaren Erwartungen der Menschen provozierte dann einen fatalen Start. In diesem oft schlecht vorbereiteten Übergang von der Kolonialzeit zur nachkolonialen Ordnung liegt ein wichtiger Schlüssel zur Erklärung vieler Probleme heute.

Diese Entwicklung gab es ja nicht nur im Kongo. Auch anderen Staaten geht es heute schlechter als vor 50 Jahren – von den 20 ärmsten Ländern der Welt liegen 18 in Afrika.

Das hat vor allem wirtschaftliche Ursachen, die aber nicht allein in Afrika begründet sind. Zum einen waren viele dieser Länder landwirtschaftliche Monokulturen, in Ghana etwa dominierte der Anbau von Kakao – ein Erbe der Kolonialherren. Zum anderen wurden viele Kolonien in die Unabhängigkeit entlassen, ohne nennenswerte Industrien zu haben. Es war, als hätten die Kolonialmächte einen Plan für ein Haus entworfen und die Grundmauern errichtet – wären dann aber vor der Ausgestaltung der Räume verschwunden.

Das sollten die Afrikaner allein erledigen.

Weil den Europäern der Aufwand dafür zu groß erschien. Und so blieben die Afrikaner weiterhin vor allem Produzenten von Rohstoffen, die unverarbeitet ausgeführt wurden, was dazu führte, dass die eigentliche Wertschöpfung anderswo stattfand.

Die größte Zäsur in der afrikanischen Wirtschaftsgeschichte aber waren nicht die Jahre der Dekolonialisierung, sondern die der Ölkrise 1973/74, die besonders verheerende Auswirkungen auf den Kontinent hatte. Damals beendete der massive Anstieg der Ölpreise für lange Zeit das leichte Wachstum sowie Ansätze zu einer eigenständigen Industrialisierung, die es davor in vielen Ländern durchaus gegeben hatte.

Das war vor 40 Jahren. Seither ist Afrikas Reichtum an natürlichen Ressourcen immer weiter erschlossen worden. Öl, Kupfer, Gold, Diamanten, Uran, Eisenerz, Seltene Erden: Der Kontinent hat alles, was anderswo gebraucht wird. Darüber hinaus gibt es dort auch noch die größten freien Agrarflächen. Warum kommt so wenig davon bei den Menschen an? Warum sind die Staaten immer noch so arm?

Zum einen konnten sich die Afrikaner fast nie gegen internationale Interessen durchsetzen. Etwas im Kongo, wo die profitabelsten Bergbaukonzerne in ausländischem Besitz geblieben sind. Oder in Liberia, wo der

»Manchen Regionen geht es deutlich besser als noch vor einigen Jahren.«

Andreas Eckert

US-Reifenhersteller Firestone seit mehr als 80 Jahren die größte Kautschukplantage der Welt betreibt – und der Partei des mittlerweile als Kriegsverbrecher verurteilten Präsidenten Charles Taylor angeblich zwei Millionen Dollar Schutzgeld pro Jahr bezahlte. Oder in Nigeria: Dort hatte das niederländisch-britische Unternehmen Shell jahrelang nahezu ein Monopol auf die Ölförderung. Das führte dazu, dass die Einheimischen nicht von dem Ölreichtum ihres Landes profitierten und das Nigergedelta durch die Förderung auch noch extrem verseucht wurde.

Und zum anderen?

Zum anderen, das muss man leider ebenso deutlich sagen, haben die einheimischen Eliten oft in die eigene Tasche gewirtschaftet.

Tragen die Eliten nicht vielleicht sogar die Hauptschuld? Es erscheint ja geradezu wie ein Muster der afrikanischen Geschichte: Früher oder später häuft sich in fast jedem Staat verdächtiger Reichtum in einer winzigen Oberschicht, gibt es Korruption und Misswirtschaft.

Gewiss. Aber man darf den lokalen Eliten nicht unterstellen, es sei ihnen von Anfang an nur darum gegangen, ihre eigenen Taschen zu füllen – oder das sei sogar eine Art afrikanische Tradition.

Märchenhaft reich wurden sie dennoch.

Weil die Eliten das getan haben, was sie ihren Vorgängern, den kolonialen Eliten, abgeschaut hatten: nämlich, um ihre Macht zu stabilisieren, eine kleine Klientel an sich zu binden, indem sie ihren Gefolgsleuten (und sich selber) die Einnahmen ihres Landes zukommen ließen.

Auch politisch haben viele Staatenlenker in Afrika versagt. Selbst wo einstmals liberal gesinnte Befreiungskämpfer an die Macht kamen, wie im Senegal, in Simbabwe oder Tansania, wurde die Opposition schon bald massiv unterdrückt, wurden aus Demokraten Diktatoren.

Ich will die Taten dieser Leute gar nicht schönreden: Macht korrumpt nun einmal, ob in Afrika oder anderswo – korrupte Eliten gibt es unter anderem ja auch in Südamerika, Osteuropa und Asien, denken Sie etwa an China. Das alles hat also nichts mit afrikanischen Mentalitäten oder Traditionen wie etwa der Clanstruktur oder dem Häuptlingstum zu tun, wie manche Kommentatoren behaupten. Aber es gab für diese diktatorische Politik

noch einen anderen Grund: Fast alle afrikanischen Führer aus der ersten Generation waren zuvor in den Kolonialverwaltungen groß geworden, als Lehrer oder Beamte. Und an die Vorstellung der Kolonialherren, alles besser zu wissen als die Einheimischen – und im Zweifelsfall das scheinbar Richtige auch mit Zwang durchsetzen zu müssen –, hatten sich viele afrikanische Politiker derart gewöhnt, dass sie nach der Unabhängigkeit zu ähnlichen Mitteln griffen. Auch das haben sie sich wie die Klientelwirtschaft von den Kolonialmächten abgeschaut.

Also ist es die Schuld der Kolonialmächte, die den Kontinent gnadenlos ausgebeutet haben, dass es den meisten Afikanern heute so schlecht geht?

Nein, so pauschal würde ich das nicht sagen. Ausbeutung und Unterdrückung durch die Weißen hat es in bestimmten Phasen der Kolonialzeit durchaus gegeben – aber eben nicht immer und überall. Die weiße Herrschaft in Afrika war begrenzt, die Zahl der Europäer dort sehr klein. Es gab immer nur so etwas wie koloniale Inseln: Gegenden mit europäischen Siedlern, Bergbauterritorien und Hafenstädte. Von Anfang an waren die Europäer daher auf die Zusammenarbeit mit den Einheimischen angewiesen.

Zudem zeichnet die Forschung mittlerweile ein sehr differenziertes Bild vom kolonialen Personal: Neben brutalen Rassisten gab es auch ehrlich an den Menschen interessierte Europäer, etwa Missionare, die Krankenhäuser bauten, aber auch aufrechte Verwaltungsexperten oder Lehrer. Der Kolonialismus hat Afrika in vielerlei Hinsicht verändert, aber eben nicht nur auf die Weise, in der es die meisten europäischen Herren gern gehabt hätten. Für einige Afrikaner bot der Kolonialismus auch neue Möglichkeiten, und die wussten sie zu nutzen.

Als alleinige Erklärung heutiger Probleme taugt der Hinweis auf die Herrschaft der Weißen mithin nicht.

Nein. Schuldig sind sowohl die ehemaligen Kolonialstaaten, die Afrikas Nationen oft völlig unvorbereitet in die Unabhängigkeit entließen, als auch die Supermächte USA und UdSSR, die hier ihre Stellvertreterkriege ausfochten, etwa in Angola. Verantwortlich sind korrupte einheimische Politiker, ist die Entwicklung der Weltwirtschaft, die durch tendenziell sinkende Preise für Rohstoffe wie Kaffee deren Produzenten benachteiligt, wie

»Leider sind die politischen Eliten der Länder oft Teil des Problems.«

Andreas Eckert

auch der Agrarprotektionismus der Europäischen Union, der dafür sorgt, dass aus der EU nach Afrika exportierte Lebensmittel billiger sind als dort hergestellte.

Manche ehemaligen Kolonialmächte haben versucht, ihre Fehler der Vergangenheit durch Entwicklungshilfe zu korrigieren. Inzwischen aber gibt es Kritiker, die sagen, diese Unterstützung habe nicht geholfen, sondern die Länder im Gegen teil abhängig gemacht und so viele Probleme überhaupt erst verursacht. Was würden Sie diesen Kritikern antworten?

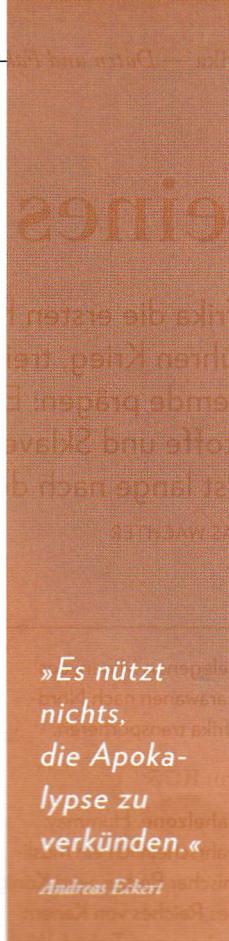
Entwicklungshilfe hat viel Unheil angerichtet, war oft, und ist bis heute, Unterstützung für bestimmte ökonomische Interessen. Für die Bundesrepublik etwa war sie immer auch eine Förderung der eigenen Wirtschaft: So konnte ein Kraftwerk nur dann mit deutschen Geldern errichtet werden, wenn eine deutsche Firma den Auftrag dafür bekam. Doch haben diese Projekte in vielen Fällen auch Afrikanern geholfen, ein menschenwürdigeres Leben zu führen: Es wurden Schulen und Brunnen gebaut, die medizinische Versorgung verbessert. Deshalb ist eine derart pauschale Kritik an der Entwicklungshilfe völliger Unsinn.

Sie sprechen von positiven Entwicklungen in Afrika. Gleichzeitig hat es aber von dort aus noch nie eine solch massive Emigration gegeben, etwa nach Europa. Wie passt das zusammen?

Leider sehr gut. Es sind ja gerade nicht die Ärmsten der Armen, die fliehen. Sondern nicht zuletzt junge Leute mit guter Ausbildung. Menschen, die ihre Zukunft nicht darin sehen, sich als Kleinbauern oder Straßenhändler durchzuschlagen, und es daher lieber anderswo versuchen. Sie alle stehen für das Dilemma Afrikas, aber gleichzeitig auch für seine Perspektive: Denn es gilt, ebendiese Leute mit Universitätsabschluss oder guter Berufsausbildung in das System in irgend einer Form einzubauen. Zudem ist die Zahl der Auswanderer, gemessen an der Gesamtbevölkerung, nicht besonders groß.

Und wenn es nicht gelingt, den jungen Menschen in Afrika eine berufliche Perspektive zu bieten – werden wir dann einen „Afrikanischen Frühling“ der Rebellion erleben, so wie in den arabischen Ländern?

Das ist durchaus denkbar. Der Aufstand in Nordafrika war vor allem eine Revolte der Jüngeren und gut Ausgebildeten, die für sich



keinen Platz in der Gesellschaft fanden – und so ähnlich ist die Situation auch in den Staaten südlich der Sahara. Es wäre fahrlässig, zu sagen, die Krisen Afrikas, von denen fast täglich zu lesen ist, könne man in den kommenden zehn Jahren in den Griff bekommen, wenn man sich nur anstrengt und alle mit spielt. Das wird ein gewaltiges Projekt. Aber es nützt auch nichts, die Apokalypse zu verkünden. Wir sind es den Afrikanern schuldig, jede neue Generation zu unterstützen, die sich intensiv um Problemlösungen bemüht.

Was sind Ihre Prognosen für Afrika?

Viele Länder haben ökonomisch beträchtliches Potenzial und werden mit ihren Rohstoffen und ihrer Landwirtschaft eine immer wichtigere Rolle spielen. 1,1 Milliarden Menschen leben in Afrika. Dies ist ein Kontinent, der uns nicht gleichgültig sein kann. Entscheidend wird sein, ob es einer neuen Generation afrikanischer Politiker und Unternehmer gelingt, dieses Potenzial auch zu nutzen – und dass nicht wieder eine kleine Elite den Reichtum unter sich aufteilt und die Gewinne ins Ausland schafft. Dazu brauchen die Menschen dort aber auch internationale Unterstützung.

Allerdings sind ja Prognosen für Afrika immer höchst unsicher. Mal wird der Kontinent totgesagt, mal zur kommenden Großmacht erklärt.

In der Tat. Das zeigen zwei Beispiele: Anfang der 1990er Jahre wurde Ruanda als Musterland des Kontinents gepriesen; zur gleichen Zeit gab es sehr viele, die vorhersagten, das Ende der Apartheid in Südafrika werde in einem Blutbad enden.

Ein paar Jahre später begann in Ruanda ein Völkermord, dem 800 000 Menschen zum Opfer fielen. Das war im April 1994; im gleichen Monat gab es in Südafrika die ersten freien Wahlen, und Nelson Mandela stieg anschließend zu einem der bedeutendsten Staatsmänner des 20. Jahrhunderts auf, dem das scheinbar Unmögliche gelang: der friedliche Übergang vom Apartheidstaat zu einem demokratisch verfassten Land.

Es ist also vieles möglich in Afrika. ■

Professor Dr. Andreas Eckert, 50, beschäftigt sich vor allem mit der Geschichte Afrikas im 19. und 20. Jahrhundert. So hat er unter anderem mehrere Studien über die Auswirkungen kolonialer Herrschaft in Kamerun und Tansania veröffentlicht.

Geschichte eines Kontinents

Um das Jahr 1000 erblühen in Afrika die ersten Königreiche südlich der Sahara. Ihre Herrscher gründen Städte, führen Krieg, treiben Fernhandel. Das heutige Bild des Erdteils aber werden vor allem Fremde prägen: Europäer, die um 1450 an seiner Westküste auftauchen, zunächst Rohstoffe und Sklaven eintauschen – sich dann aber den Kontinent unterwerfen und ihn erst lange nach dem Zweiten Weltkrieg verlassen

Text: ANDREAS SEDLMAIR; Karten: THOMAS WACHTER

Afrika ist um das Jahr 1000 ein Erdteil mit unterschiedlichsten Gesellschaftsformen und Kulturen, in denen weit mehr als 2000 verschiedene Sprachen gesprochen werden. Weite Teile des rund 30 Millionen Quadratkilometer großen Kontinents sind dünn besiedelt, die meisten Menschen leben in Dörfern, in vereinzelten Gehöften oder ziehen als Nomaden umher. Neben Ägypten mit seiner jahrtausendealten Geschichte haben sich nur in wenigen Regionen größere Reiche gebildet, in denen Könige über zahlreiche Untertanen herrschen und gewaltige Reichtümer anhäufen können. So profitieren etwa die südlich der Sahara gelegenen Reiche von Gana und Kanem im 11. Jahrhundert von dem Karawanenhandel durch die Wüste, der ihre Region mit der Mittelmeerküste verbindet. Die Gebiete nördlich der Sahara werden bereits seit dem 7. Jahrhundert von muslimischen Herrschern regiert, und von dort dringt der Islam nun allmählich in andere Teile Afrikas vor. Den Großteil der südlichen Hälfte des Kontinents bewohnt eine

Vielzahl von Bantu-Völkern, deren Sprachen miteinander verwandt sind. Sie haben sich wahrscheinlich in einem mehrere Jahrtausende andauernden Migrationsprozess von einer Region im heutigen Nigeria und Kamerun über das südliche, östliche und zentrale Afrika verbreitet (siehe Karte Seite 23).

um 1056

Nordafrika. Die Almoraviden, strenggläubige muslimische Berber aus der Sahara, starten vom Süden Marokkos aus einen Eroberungsfeldzug, in dessen Verlauf sie bis 1082 die Macht über ganz Marokko und Westalgerien erringen.

1068

Westafrika. Der andalusische Geograph Ubayd al-Bakri beschreibt das Reich Gana. Dessen König herrscht über ein wohl mehr als 500 000 Quadratkilometer großes Territorium auf dem Gebiet der heutigen Staaten Mali und Mauretanien. Seinen immensen Reichstum verdankt Gana vor allem dem Handel mit Gold aus weiter südlich

gelegenen Minen, das Karawanen nach Nordafrika transportieren.

um 1075

Sahelzone. Hummay, wahrscheinlich ein muslimischer Berber, wird König des Reiches von Kanem im heutigen Tschad. Wie auch in anderen Regionen Afrikas mit muslimischen Herrschern setzt sich der Islam jedoch nur langsam in der Bevölkerung durch. Die von Hummay begründete Dynastie der Sefuwa regiert Kanem und dessen Nachfolgestaat Kanem-Bornu fast acht Jahrhunderte lang.

1076

Sahelzone. Die Almoraviden stoßen nach Gana vor und verwüsten Kumbi Saleh, die Hauptstadt des Reiches. Die Berber wollen durch ihren Angriff Ganas Goldhandel unter Kontrolle bringen und den Islam verbreiten. Mit der Invasion der Nordafrikaner endet die Blütezeit Ganas, doch besteht das Reich noch bis etwa 1240 fort.

um 1100

Südliches Afrika. In Groß-Simbabwe, einem

Reich im Südosten Afrikas, errichten Angehörige einer Bantu-Kultur die ersten von zahlreichen gewaltigen Steinbauten für die Elite des Landes, darunter eine elf Meter hohe und 250 Meter lange Mauer, die einen Kreis bildet. Das bis heute geheimnisumwobene Reich von Groß-Simbabwe, das seinen Wohlstand auch dem Goldhandel verdankt, erlebt seine Blütezeit vermutlich um 1300, geht jedoch im 15. Jahrhundert aus unbekannten Gründen unter.

um 1100

Niger-Region. Zwischen Niger und Tschadsee entstehen mehrere kleine Reiche, die später nach der dort vorherrschenden Bevölkerungsgruppe „Hausa-Stadtstaaten“ genannt werden, darunter Kano, Katsina und Zaria. Sie betreiben Handel mit westafrikanischen und nördlich der Sahara gelegenen Reichen und können ihre Unabhängigkeit mit Unterbrechungen bis ins 19. Jahrhundert bewahren.

1147

Nordafrika. Mit der Einnahme Marrakeschs durch

die Berberdynastie der Almohaden endet die Herrschaft der Almoraviden in Nordafrika. Die neuen Herren, die ihre Vorgänger im religiösen Eifer noch übertreffen, erkämpfen innerhalb weniger Jahrzehnte ein Imperium, das um 1200 vom Nordwesten Libyens bis zum Atlantik reicht und auch das spanische al-Andalus umfasst.

1171

Ägypten.* In Kairo setzt der kurdische Feldherr Saladin nach dem Tod des Kalifen der schiitischen Fatimiden-Dynastie dessen Familie gefangen und erklärt sich selbst zum Sultan. Die Fatimiden hatten das Land am Nil seit 969 beherrscht. Die von Saladin begründete sunnitische Dynastie der Ayyubiden regiert Ägypten bis 1250.

um 1240

Sahelzone. Sundiata Keita, dem muslimischen Herrscher des Königreichs Mali am Nigerbogen, gelingt es, das geschwächte Reich von Gana und die für den Goldhandel

* Ein Ländername zu Beginn eines Eintrags benennt den modernen Staat, auf dessen Territorium die beschriebenen Ereignisse hauptsächlich stattgefunden haben.

wichtigen Routen in Westafrika unter seine Kontrolle zu bringen. Mali ist nun die stärkste Macht in der zuvor von Gana dominierten Region südlich der Sahara.

1250

Ägypten. Mamelukken – für den Ayyubiden-Sultan kämpfende Kriegersklaven – ermorden den Herrscher und erheben kurz darauf einen General aus

den eigenen Reihen zum Sultan. In den folgenden 267 Jahren bestimmen mehr als 40 Mamelukken-Regenten die Geschicke des Landes.

um 1250

Ostafrika. An der Küste beginnt die Blütezeit der Stadt Kilwa (im Süden des heutigen Tansania). Schon früh haben sich muslimische Kaufleute in der Region nieder-

gelassen, wo sie vor allem mit Elfenbein, Gold und Sklaven, aber auch mit Glasperlen aus Madagaskar und chinesischem Porzellan handeln. Aus der Verbindung der muslimischen Einflüsse mit der Lebensweise der einheimischen Bantu-Bevölkerung ist um 1000 die Swahili-Kultur entstanden, benannt nach der vorherrschenden Sprache der Region. Neben Kilwa

entwickeln sich weitere Orte zu prosperierenden Handelsstädten, darunter Malindi und Mombasa.

1269

Nordafrika. Die Erstürmung Marrakeschs durch einen Berberfürsten macht dem schon zuvor geschwächten Almohadenreich ein Ende. In Nordafrika existiert nun keine Großmacht mehr.

In der Region entstehen mehrere Sultanate.

1270

Äthiopien. Von der Provinz Shewa aus gelingt es dem Fürsten Yekuno Amlak, die seit spätestens 1137 herrschende Zagwe-Dynastie zu stürzen und ein neues Herrschergeschlecht auf dem Thron des seit der Antike christlichen Reiches am Horn von Afrika zu etablieren. Der neue Monarch behauptet, von dem legendären biblischen König Salomo abzustammen, und nennt sich „König der Könige“. Durch militärische Erfolge machen Yekuno Amlaks Nachfolger das Land in den folgenden Jahrhunderten zur Vormacht in der Region.

um 1324

Sahelzone. Mansa Musa, seit 1307 König von Mali, reist als Pilger nach Mekka. Unter ihm erlangt das Reich von Mali seine größte Ausdehnung: Es erstreckt sich nun vom Nigerbogen bis zur Atlantikküste.

1332

Ostafrika. Im Verlauf einer mehr als 20 Jahre andauernden Studienreise durch Asien und Afrika gelangt der muslimische Gelehrte Ibn Battuta in den Osten des Kontinents. Auf einer weiteren Reise durchquert der in Marokko geborene Araber die Sahara und erkundet das Gebiet des Niger in Westafrika. Seine Erinnerungen zählen zu den wichtigsten Quellen für die Geschichte Afrikas in den Jahrhunderten nach 1000.



Mitte des 17. Jahrhunderts ist Afrika nur in einigen Küstenregionen fremden Mächten unterworfen: Der Norden gehört zum Osmanischen Reich, Portugal und andere europäische Staaten haben Festungen am Indischen Ozean und am Atlantik gebaut, dringen aber nur selten ins Landesinnere vor. Südlich der Sahara und an den Großen Seen entstehen mächtige Reiche, gleichzeitig durchstreifen weiterhin Nomadenvölker den dünn besiedelten Kontinent. Eine Vorahnung der europäischen Kolonialpolitik geben die Niederländer, als sie 1652 am Kap der Guten Hoffnung eine Siedlung gründen und bald darauf dort lebende Einheimische vertreiben

1914: DIE BEUTE IST AUFGETEILT

GEO-Grafik

um 1390

Zentralafrika. In der Region südlich des Unterlaufs des Kongo schließen sich mehrere kleinere Reiche zu einem größeren Staat zusammen, dem Königreich Kongo.

um 1400

Südostafrika. Im Zuge des allmählichen Niedergangs des Reiches von Groß-Simbabwe entsteht in der Hochebene südlich des Sambesi eine neue Großmacht, die später von den Portugiesen nach dem Titel ihrer Herrscher „Monomotapa-Reich“ genannt wird. Auch diese Könige beziehen ihren Wohlstand vor allem aus dem Goldhandel.

1415

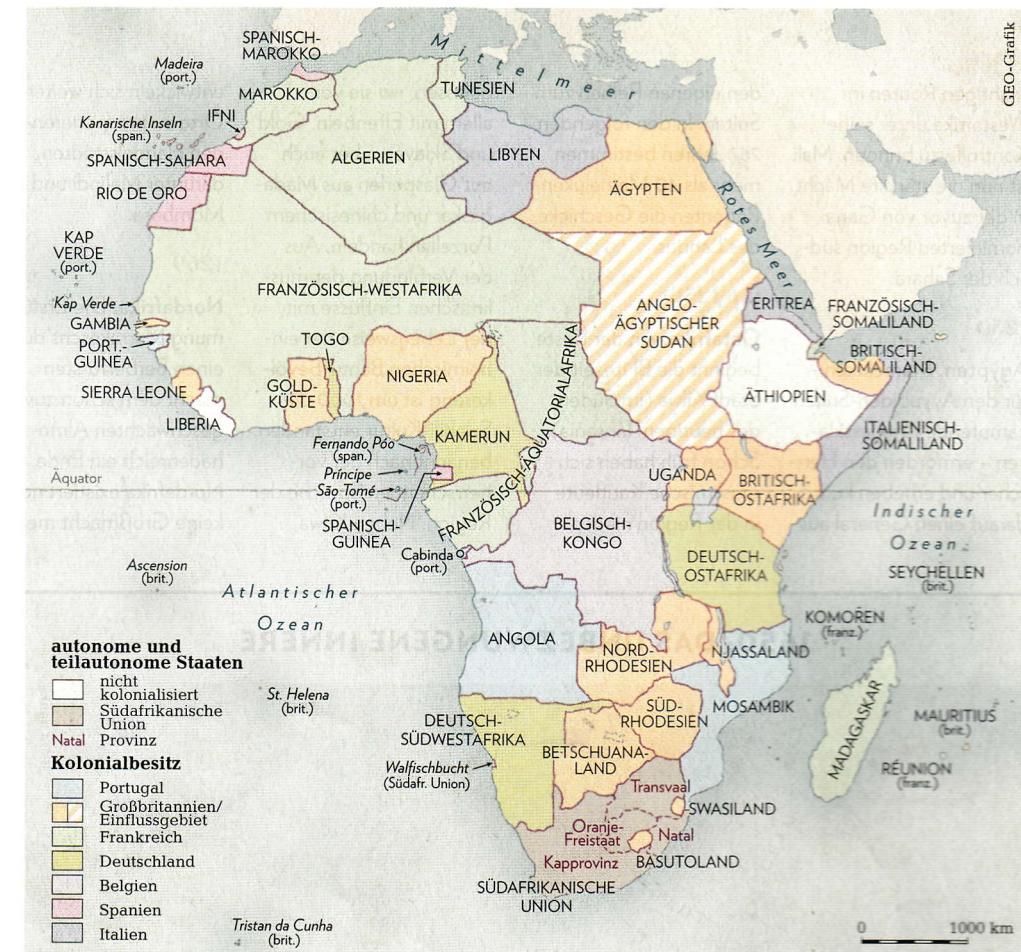
Marokko. Eine Flotte aus Lissabon erobert am 21. August die Stadt Ceuta. Die Aktion, zu der sich der portugiesische König Johann I. wohl vor allem aufgrund des Goldhandels der Region entschlossen hat, markiert den Beginn der europäischen Expansion nach Afrika.

1433

Sahelzone. Die Tuareg, ein nomadischer Berberstamm aus der Sahara, überfallen Timbuktu in der Nähe des Niger-Flusses. Die Stadt gehört seit 1325 zum Mali-Reich und hat sich zu einem bedeutenden Zentrum des Transsahara-Handels sowie der muslimischen Bildung entwickelt.

um 1440

Westafrika. In Benin-Stadt im Südwesten des heutigen Nigeria tritt ein



Zwischen 1830 und 1914 wird fast ganz Afrika von Kolonialmächten unterworfen, einzig Äthiopien und Liberia bleiben frei. Mit Verträgen oder Waffengewalt sichern sich die Europäer große Bereiche eines Erdteils, den sie als Niemandsland begreifen, da es dort keine völkerrechtlich anerkannten Staaten gebe. Vor Ort gehen die Eroberer oft ungerne gewalttätig vor: Brutal werfen die Franzosen Westafrika nieder, die Briten beschießen Sansibar, ein preußischer General verantwortet in Deutsch-Südwestafrika den Tod von 65 000 Herero

neuer Herrscher sein Amt an: Oba (König) Ewuare. Unter dem gottgleich verehrten Monarchen wird Benin zu einem der mächtigsten Reiche der Region.

1444

Westafrika. Portugiesische Seefahrer, die auf der Suche nach Gold, Elfenbein und Sklaven die Küste Afrikas erkunden, erreichen als erste Europäer das Kap Verde, den westlichsten Punkt Afrikas. In den Jahrzehnten darauf

wagen sich die Portugiesen immer weiter an Afrikas Küste vor und errichten Handelsstützpunkte an den neu entdeckten Städten. Von einem Ort an der Küste des heutigen Mauretanien aus sticht im selben Jahr ein portugiesisches Schiff in See, das eine besondere „Ware“ transportiert: 235 Afrikaner, von denen die meisten als Sklaven auf dem Markt der portugiesischen Hafenstadt Lagos verkauft werden. Um 1460 gelan-

gen jährlich etwa 800 verschleppte Afrikaner auf die Iberische Halbinsel.

1473

Sahelzone. Sunni Ali, König des westafrikanischen Songhai-Reiches am Nigerbogen, nimmt die Stadt Djenné ein. Wie die bedeutende Handelsmetropole hat auch das Gebiet der Songhai einst zum mittlerweile untergegangenen Mali-Reich gehört. Durch die militärischen Erfolge Sunnis Alis,

der seit 1464 regiert, wird das Songhai-Reich zur neuen Vormacht in der Region.

1482

Ghana. Mit dem portugiesischen Fort São Jorge da Mina entsteht an der Küste des heutigen Ghana der erste europäische Stützpunkt südlich der Sahara. Die Festung soll den Handel der Iberer mit den Einheimischen gegen die Einmischung fremder Mächte absichern. Auch

fortan beschränken sich die Europäer im Wesentlichen auf die Errichtung von Stützpunkten an den Küsten.

1483

Kongo. Ein portugiesisches Schiff erreicht die Mündung des Kongo an der Südwestküste Afrikas. Nzinga a Nkuwu, der Herrscher des Königreichs Kongo, bemüht sich um ein gutes Einvernehmen mit den Europäern und lässt sich 1491 taufen. Fortan regiert er sein Reich als König João I.

1493

Sahelzone. Ein Jahr nach dem Tod Sunnis Alis begründet sein General Muhammad Ture mit der Askia-Dynastie ein neues Herrschergeschlecht im Songhai-Reich. Unter seiner Führung erlangt das Imperium die größte Ausdehnung: Es erstreckt sich nun westlich und östlich des Nigerbogens über eine Gesamtstrecke von fast 2000 Kilometern.

1494

Im Vertrag von Tordesillas einigen sich Portugal und Spanien auf eine Abgrenzung ihrer Interessensphären im Atlantik. Fortan sollen Portugal alle Gebiete östlich einer den Ozean in Nord-Süd-Richtung durchschneidenden Linie zustehen – und damit ganz Afrika. Die übrigen Reiche Europas akzeptieren Portugals Ansprüche auf Afrika allerdings nicht, sodass im Verlauf des 16. Jahrhunderts immer mehr Seefahrer anderer Mächte die afrikanische Westküste auf der

Suche nach Handelspartnern erkunden.

1498

Ostafrika. Während seines Versuchs, einen östlichen Seeweg nach Indien zu finden, erreicht der portugiesische Seefahrer Vasco da Gama von Süden kommend die ostafrikanische Küste. In den folgenden Jahren gelingt es den Iberern, große Teile der Küstenregion unter ihre Kontrolle zu bringen. Sie dringen jedoch kaum in das Hinterland der Hafenstädte vor. Aufgrund der rücksichtslosen, auf wirtschaftliche Ausbeutung bedachten Herrschaft der Portugiesen befindet sich die Swahili-Kultur schon bald im Niedergang.

1517

Ägypten. Truppen des osmanischen Sultans Selim I. nehmen Kairo ein und setzen den Mamelukken-Herrscher ab. Fortan wird das Land von einem Gouverneur als Provinz des Osmanischen Reiches regiert. Vielen Mamelukken gelingt es jedoch, wichtige

Posten in Verwaltung und Politik zu erringen, sodass der Einfluss der Kriegerkaste trotz der osmanischen Oberherrschaft noch jahrhundertelang erhalten bleibt.

1518

Nordafrika. Chair ad-Din, Herrscher von Algier, un-

terstellt sich dem Osmanischen Reich. In der Folgezeit wird mit Duldung des Sultans in Istanbul der Seeraub zur wichtigsten wirtschaftlichen Grundlage der „Barbaresken“, wie die Piratenstaaten von Algier, Tunis und Tripolis schon bald von den Europäern genannt werden.

1526

Kongo. Der getaufte Afonso I., seit etwa 1506 Herrscher des Kongo-Reichs, beschwert sich in einem Brief an den portugiesischen König darüber, dass die Europäer seine Untertanen als Sklaven verkaufen. Wenig später beschränkt er den Menschenhandel im Kongo-Reich auf Fremde und Strafgefangene.

1529

Ostafrika. Der Imam Ibn Ibrahim al-Ghazi fällt mit seinen Truppen von einem Sultanat im Osten aus in das christliche Kaiserreich Äthiopien ein und bringt große Teile der Region unter seine Macht. 1543 jedoch stirbt der Eindringling in einer Schlacht, bald

darauf gelingt es dem Kaiser Galawdewos, die Invasoren zu vertreiben und so den Bestand der eigenen Dynastie und des Christentums in Äthiopien zu sichern.

1571

Südliches Afrika. Der portugiesische General

Francisco Barreto macht sich mit Hunderten Soldaten von der Küste des heutigen Mosambiks zu einem Feldzug auf. Er will muslimische Bewohner des Monomotapa-Reichs bestrafen, die Portugal für die Ermordung eines jesuitischen Missionars verantwortlich macht, und zugleich die Kontrolle über die dortigen Goldminen erringen. Doch der Feldzug scheitert.

1575

Angola. An der Südwestküste Afrikas gründet der Entdecker Paulo Dias de Novais die Stadt Luanda. Der Portugiese reagiert mit der Errichtung einer Kolonie auf eine neue wirtschaftliche Entwicklung: Immer wichtiger wird nun der Verkauf afrikanischer Sklaven in die europäischen Besitzungen in Amerika.

1591

Sahelzone. Angelockt vom Wohlstand des Songhai-Reichs, ziehen 4000 Kämpfer des Sultans von Marokko durch die Sahara. Da die Truppen des Herr-

schers mit Feuerwaffen ausgestattet sind, können sie die zahlmäßig weit überlegene Armee des Songhai-Königs schlagen. Alle bedeutenden Städte fallen in die Hände der Angreifer, darunter Gao und Timbuktu. Mit dieser Niederlage geht nach den Imperien von Gana und

Mali auch das dritte Großreich südlich der Sahara unter.

1593

Ostafrika. In Mombasa beginnen Vertreter Portugals mit dem Bau einer gewaltigen Festung. Das Bollwerk soll die Herrschaft Lissabons über die Swahili-Küstenstädte sichern.

1598

Westafrika. Mit der Gründung mehrerer Handelsniederlassungen an der Küste steigen die Vereinigten Niederlande als zweite europäische Nation nach Portugal in das Geschäft mit den Gütern Westafrikas ein. Bis 1642 gelingt es den zur führenden Seemacht der Welt aufgestiegenen Niederländern, sämtliche portugiesischen Forts an der Goldküste zu erobern. Die Aktivitäten der Iberer konzentrieren sich fortan auf das Gebiet um Luanda im heutigen Angola.

1599

Angola. Die in Luanda ansässigen Portugiesen schließen einen Friedensvertrag mit dem Herrscher des Königreichs Ndongo. Das Abkommen beendet einen etwa 20-jährigen Konflikt zwischen den Europäern und dem im Landesinneren gelegenen afrikanischen Staat.

1622

Angola. Ngola Mbande, der Herrscher von Ndongo, entsendet seine Schwester Njinga zu Friedensverhandlungen mit den portugiesischen Machthabern in Luanda.

Portugal baut eine gewaltige Festung

Zuvor haben die Europäer in einem erneuten Krieg den Großteil des Ndongo-Territoriums an sich reißen können. Nach dem Tode Ngola Mbandes im Jahr 1624 tritt Njinga selbst die Herrschaft im Land an, das mittlerweile auf kaum mehr als einige Inseln im Fluss Cuanza reduziert ist. In langjährigen Kämpfen gelingt es ihr, das benachbarte Königreich Matamba zu erobern. Schließlich erreicht sie um 1656, dass ihr die Portugiesen in einem Abkommen die Cuanza-Inseln und Matamba zusichern.

1652

Südafrika. In einer Bucht im äußersten Süden des Kontinents schifft der niederländische Kaufmann Jan van Riebeeck etwa 90 weiße Männer, Frauen und Kinder aus. Die Neuankömmlinge sollen einen Stützpunkt errichten und fortan die Schiffe der Handelsgesellschaft Vereenigde Oost-Indische Compagnie auf ihrem Weg nach Asien mit Lebensmitteln versorgen. Bis 1700 wächst die „Kapkolonie“ auf mehrere Tausend Menschen an. Die einheimischen Khoikhoi-Nomaden, von den Niederländern 1677 geschlagen, müssen sich mit der Anwesenheit der Europäer abfinden.

1659

Westafrika. Auf einer Insel in der Mündung des Senegal-Flusses entsteht mit dem Fort Saint-Louis die erste dauerhafte französische Niederlassung auf dem Kontinent. Auch die Franzosen

handeln vor allem mit Sklaven.

1665

Kongo. In einer Schlacht mit den Portugiesen fällt der König des Kongo-Reichs, das nun in mehrere Teilherrschaften zerbricht.

1673

Westafrika. In der Region des Senegalflusses erheben sich die Marabuts, streng islamische Geistliche, gegen die Könige der Wolof-Reiche von Waalo, Kajoo und Futa Toro, denen sie eine zu laxen Befolgung der Regeln des Islam vorwerfen. Die Aufständischen können zunächst große Gebiete erobern, doch nach dem Tod ihres Anführers bricht die Rebellion schnell zusammen. Die an die Macht zurückgelangten Herrscher lassen zahlreiche Marabuts hinrichten. In den folgenden Jahrhunderten kommt es in Westafrika immer wieder zu Konflikten zwischen radikal-islamischen Kräften und Vertretern eines gemäßigteren Islam.

punkt in der Region. Angesichts der Übermacht der Araber ziehen sie sich nun auf das Gebiet des heutigen Mosambik zurück. Der Sultan von Oman hingegen kann kurz darauf auch die Insel Sansibar einnehmen und eine fast 200 Jahre andauernde Herrschaft über große Teile der Swahili-Küste errichten.

1701

Westafrika. Osei Tutu, König vom Volk der Asante, besiegt den Herrscher des Nachbarreichs Denkyira und erobert anschließend weitere Gebiete. Unter Osei Tutu und seinen Nachfolgern entsteht ein Großreich, dessen Territorium nahezu den gesamten heutigen Staat Ghana umfasst. Reichtum und Macht des Asante-Imperiums beruhen auch auf dem Sklavenhandel. Neben dem Reich Osei Tutus bilden sich am Golf von Guinea weitere Staaten, die vom Menschenhandel profitieren, etwa das Reich von Dahomey, das um 1725 im Süden

diese meist niederländischstämmigen Farmer – für die die Bezeichnung *boere* („Bauern“) geläufig wird – ermöglicht die VOC im Verlauf des 18. Jahrhunderts eine Ausweitung des Koloniegebietes um 400 Kilometer nach Norden und 800 Kilometer nach Osten. Die militärisch unterlegenen und zudem durch Pockenepidemien geschwächten Khoikhoi können der Expansion der weißen Siedler kaum Widerstand leisten.

um 1725

Westafrika. Alfa Ba, ein strenggläubiger Muslim aus dem Hirtenvolk der Fulbe, erklärt den Nichtmuslimen in seiner Heimat Futa Djalon den Heiligen Krieg. Im Verlauf von etwa 80 Jahren gelingt es ihm und seinem Nachfolger, in dem Gebiet, das größtenteils im heutigen Guinea liegt, den Islam durchzusetzen. Sie werden damit zum Vorbild für weitere Führer der Fulbe, die ebenfalls für die reine Lehre des Propheten kämpfen.

afrikas in die Sklaverei verschleppt.

1779

Südafrika. Im Osten der Kapkolonie bekämpfen sich weiße Siedler und einheimische Xhosa. Bis 1879 stehen sich beide Seiten in insgesamt neun Kriegen gegenüber, die von den Weißen mit zunehmender Brutalität geführt werden und an deren Ende die Vernichtung eines Großteils der Xhosa sowie die Einverleibung ihrer Gebiete in die Kapkolonie stehen.

1787

Sierra Leone. Auf die private Initiative eines britischen Philanthropen hin wird auf einer Halbinsel an der Westküste eine Siedlung für befreite Sklaven eingerichtet, aus der bald die Stadt Freetown hervorgeht. Zwar leiden die zunächst 400 Anwohner unter Hungersnöten, Krankheitsausbrüchen sowie Angriffen von Einheimischen und feindlichen Europäern, dennoch kann die Siedlung sich halten. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts siedeln die Briten 70 000 befreite Sklaven in Freetown und der weiteren Umgebung an – einem Gebiet, das später zum modernen Staat Sierra Leone gehören wird.

Stadt der befreiten Sklaven: Freetown

1698

Ostafrika. Nach fast dreijähriger Belagerung nehmen Truppen des Sultans von Oman die portugiesische Festung in Mombasa ein, in der sie nur noch elf Überlebende antreffen. Die Vertreter Lissabons verlieren damit ihren wichtigsten Stütz-

des heutigen Benin an Einfluss gewinnt.

um 1717

Südafrika. Immer mehr Bewohner der Kapkolonie bestreiten ihren Lebensunterhalt als Viehzüchter in den umliegenden Territorien. Durch großzügige Vergabe von Pachtland an

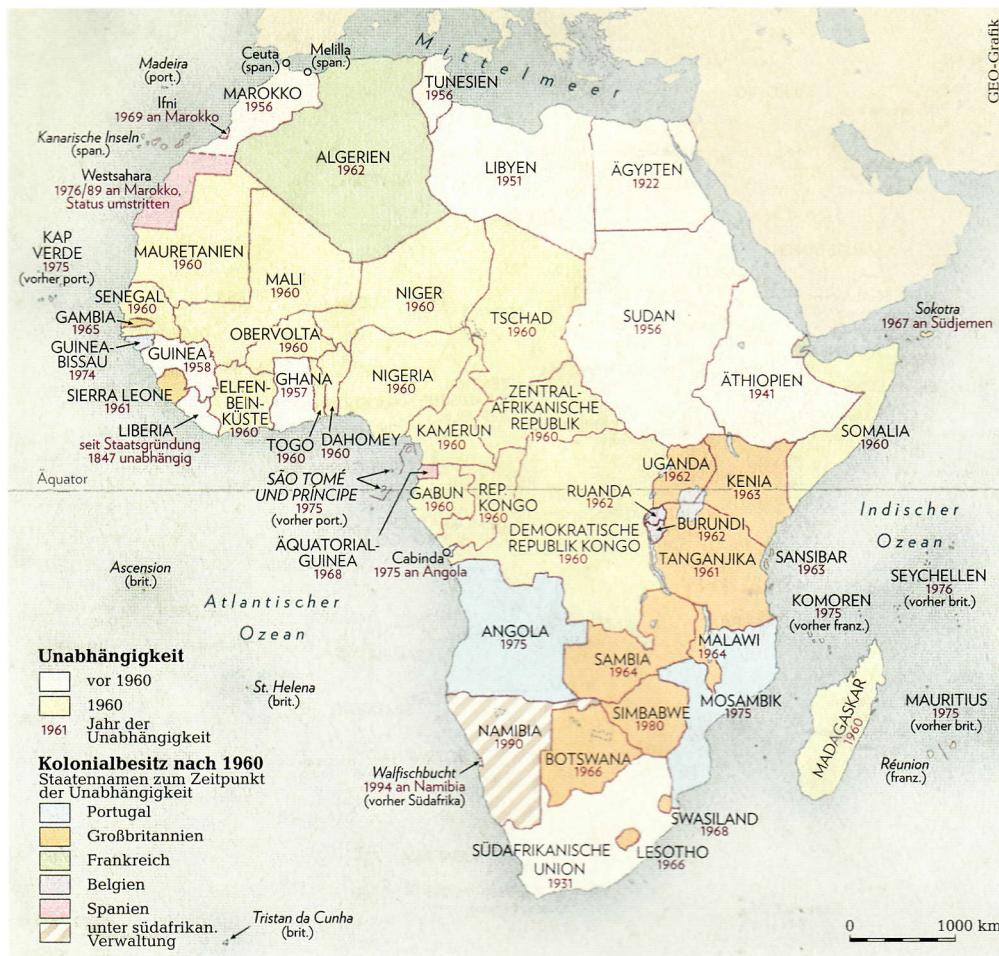
1727

Westafrika. Soldaten aus Dahomey erobern Ouidah, einen der bedeutendsten Sklavenumschlagplätze am Golf von Guinea. Insgesamt werden bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts etwa zwölf Millionen Menschen über die Häfen West-

1795

Südafrika. Ohne auf Widerstand zu stoßen, besetzen britische Truppen die niederländische Kapkolonie. Sie wollen damit einer Inbesitznahme durch Frankreich zuvorkommen, das einige Monate zuvor

AB 1960: KAMPF UM DIE FREIHEIT



Nach 1945 wächst der Druck auf die Kolonialmächte, Afrikas Völkern ihr Recht auf Selbstbestimmung zuzugestehen. Nicht überall gelingt ein friedlicher Übergang, so kämpfen die Franzosen in Algerien jahrelang gegen die dortige Freiheitsbewegung. Trotzdem werden zwischen 1956 und 1968 37 Staaten unabhängig, 17 allein 1960. Doch oft greifen die ehemaligen Herren weiterhin in die Politik der neuen Länder ein, Belgien etwa unterstützt im Kongo einen Putsch gegen den Premierminister

die Niederlande erobert hat. Zwar gibt Großbritannien das Territorium 1803 nach einem Friedensschluss mit Frankreich an die nun französisch dominierten Niederlande zurück, doch schon bald stehen sich Briten und Franzosen wieder als Feinde gegenüber, und so bringt ein Angriff der Royal Navy das Gebiet 1806 erneut unter britische Herrschaft. 1814 wird die Kapkolonie schließlich auch de jure Teil des Empire.

1796

Sahelzone. Der Schotte Mungo Park erreicht am 21. Juli als erster Europäer den Oberlauf des Niger im heutigen Mali. Mit der Expedition des 24-jährigen Wundarztes beginnt die systematische Erforschung des Inneren Afrikas durch die Europäer.

1798

Ägypten. Eine Flotte, geführt von Napoleon Bonaparte, landet am 1. Juli bei Alexandria.

Der Franzose will mit seiner Invasion der osmanischen Provinz Großbritannien und dessen Besitzungen in Indien schwächen. Schon bald geben sich die ägyptischen Truppen geschlagen. Doch als 1801 gleichzeitig britische und osmanische Truppen in Ägypten einfallen, müssen die Franzosen kapitulieren.

1804

Westafrika. Usman dan Fodio, ein strenggläubiger

Muslim aus dem Volk der Fulbe, prangert die Vermischung des Islam mit der alten Volksreligion in den seit Jahrhunderten bestehenden Hausa-Stadtstaaten an und stürzt in den folgenden Jahren mit seinen Anhängern deren

um 1820

Madagaskar. König
Radama I. aus dem Volk
der Merina erobert nahezu
die gesamte Insel, auf der
sich bis dahin mehrere
kleinere Reiche die Macht

19. Jahrhundert von islamischen Bewegungen erfasst.

1805

Ägypten. Der osmanische Sultan ernennt den Feldherrn Muhammad Ali zum Gouverneur. Unter Alis Herrschaft erlangt Ägypten, das nominell eine osmanische Provinz bleibt, de facto die Unabhängigkeit. Die Truppen des nun als „Pascha“ regierenden Herrschers erringen zeitweilig die Kontrolle über Syrien, weite Teile des Nordsudan und der Arabischen Halbinsel und machen Ägypten so zur Vormacht im Nahen Osten. Um 1840 muss der Pascha unter dem Druck europäischer Mächte den Großteil seiner Eroberungen wieder aufgeben.

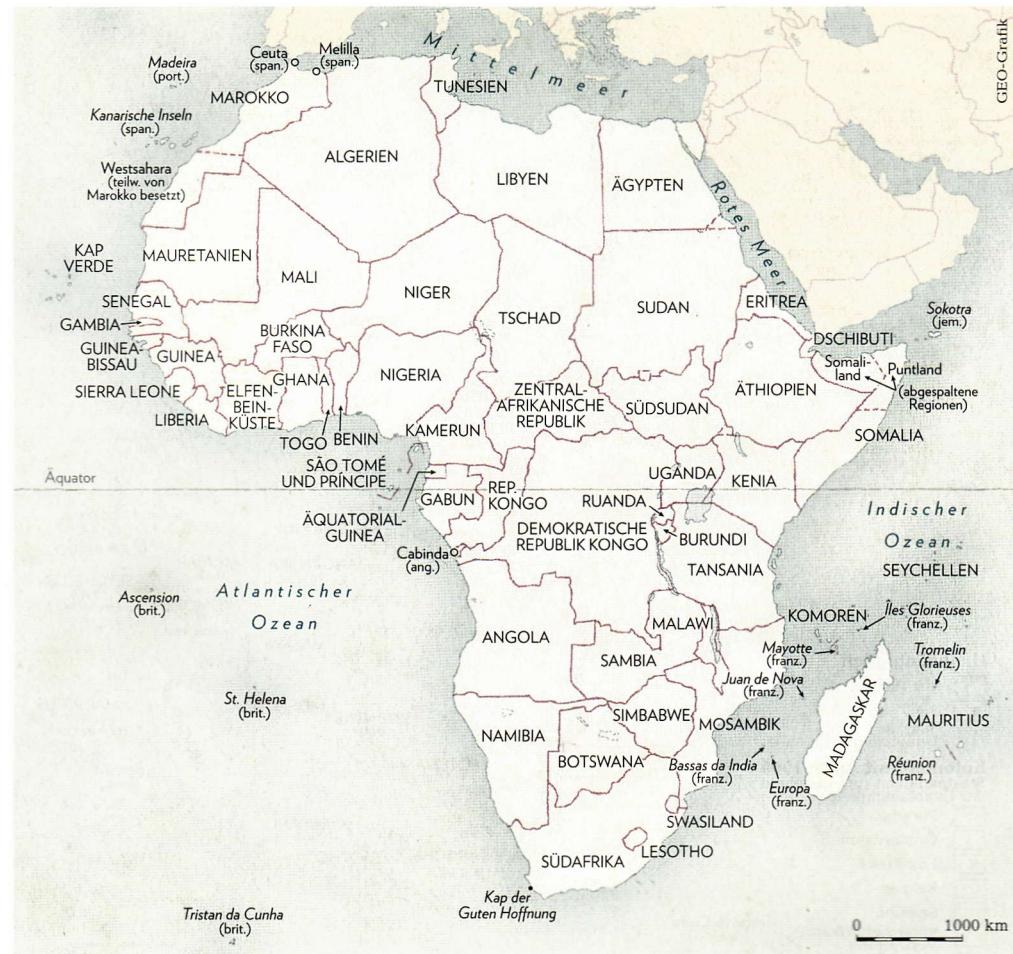
1807

Am 25. März beschließt das Parlament in London ein Gesetz, das britischen Untertanen verbietet, sich am atlantischen Sklavenhandel zu beteiligen. Zwar wird dadurch noch nicht die Sklaverei im Empire abgeschafft (dies geschieht erst 1834), doch in den folgenden Jahrzehnten schließen sich weitere Staaten in Europa und Amerika mit ähnlichen Gesetzen an. Die afrikanischen Reiche an der Küste halten weiterhin Sklaven, um Waren wie etwa Palmöl für den Export zu produzieren.

geteilt haben. Der Herrscher wird von dem britischen Gouverneur der nahe gelegenen Insel Mauritius unterstützt, da London eine Besetzung Madagaskars durch die Franzosen verhindern will.

1822

Westafrika. Eine Gruppe freigelassener Sklaven aus den USA lässt sich auf einem Flecken an der Küste Afrikas nieder. Verantwortlich für die Unternehmung ist die American Colonization Society, eine US-Organisation, deren Mitglieder sich für die Ansiedlung freier Schwarzer in Afrika einsetzen. Trotz zahlreicher Konflikte mit der einheimischen Bevölkerung und Vertretern der europäischen Mächte in der Region kann sich die Siedlerkolonie dank der amerikanischen Unterstützung halten. Bald bildet sich eine elitäre Oberschicht, die die Einheimischen unterjocht. 1847 rufen die mittlerweile rund 3000 Bewohner einen eigenen Staat aus: die Republik Liberia.



54 Staaten umfasst das moderne Afrika, viele in den Grenzen, die einst die Kolonialherren gezogen haben. Erst 1994 hat das Apartheidregime in Südafrika ein Ende gefunden, die Hoffnungen der jungen Demokratie aber haben sich bislang ebenso wenig erfüllt wie die Träume der 1960er Jahre in den meisten anderen afrikanischen Staaten. Viele Probleme haben ihren Ursprung in der kolonialen Geschichte, andere sind auf das Versagen der einheimischen Eliten zurückzuführen. Noch immer ist Afrika von ausländischem Kapital, von Entwicklungs- und Militärhilfe abhängig. Und einige Inseln im Atlantischen und Indischen Ozean gehören sogar nach wie vor zu Großbritannien oder Frankreich

1828

Marokko. Der Franzose René-Auguste Caillié trifft am 12. August in Fès ein und kehrt damit als wahrscheinlich erster Europäer lebend von einer Reise nach Timbuktu zurück, das seit 1826 von einem streng islamischen Fulbe-Herrscher kontrolliert wird. Zwar hat der schottische Forscher Alexander Gordon Laing die legendenumwobene Handelsmetropole am Südrand der Sahara fast zwei Jahre

vor Caillié erreicht, wurde aber auf der Rückreise von Einheimischen ermordet.

1828

Südafrika. Die Zulu-Häuptlinge Dingane und Mhlangana ermorden ihren Halbbruder Shaka, der im Jahrzehnt zuvor zum mächtigen König eines nordöstlich der Kapkolonie gelegenen Zulu-Großreichs aufgestiegen ist. Durch brutale Kriege war es Shaka zuvor gelun-

gen, zahlreiche andere Stämme zu unterwerfen.

1830

Nordafrika. Französische Truppen nehmen Algier ein, das mehr als 300 Jahre lang zum Osmanreich gehörte. Obwohl die Europäer anfangs keine Pläne für eine Unterwerfung des Hinterlandes haben, markiert die Eroberung Algiers den Beginn der französischen Kolonialherrschaft in Nordafrika.

1835

Südafrika. Um der Herrschaft der Briten zu entgehen, die eine stärkere Gleichberechtigung der einheimischen Bevölkerung anstreben, verlassen zahlreiche Buren die Kapkolonie. Bis 1845 ziehen etwa 15 000 voortrekkers in meist dünn besiedelte Gebiete nördlich und nordöstlich ihrer bisherigen Heimat. Nach anfänglichem Zögern gestehen die Briten in den 1850er

Jahren zwei der durch den „Großen Trek“ entstandenen „Burenrepubliken“ die Unabhängigkeit zu: der Südafrikanischen Republik (auch Transvaal genannt) sowie dem Oranje-Freistaat. Die dritte Republik, Natal, annexieren sie hingegen 1845.

1838

Südafrika. In einer Schlacht treffen Buren während des „Großen Treks“ auf ein Heer der

Zulu. Dank ihrer überlegenen Waffen können die Weißen mehrere Tausend Krieger besiegen, während sie selbst kaum Verluste erleiden.

1840

Sansibar. Sayyid Said, Sultan von Oman, verlegt seine Residenz auf die Insel vor Ostafrika. Der Herrscher, dessen Dynastie die Region bereits seit Ende des 17. Jahrhunderts dominiert, reagiert damit auf die zunehmende wirtschaftliche Bedeutung Sansibars. Anders als im Westen des Kontinents, wo die Briten seit 1807 darauf drängen, die Sklaverei zu unterbinden, ist hier der Menschenhandel noch lange von großer Bedeutung: Im Nahen Osten, Indien und auf Sansibar selbst besteht nach wie vor eine starke Nachfrage für die Arbeitskraft versklavter Afrikaner.

1848

Algerien. Paris erklärt seine Besitzungen in Algerien zu Departments und damit zu einem Teil Frankreichs. In den 18 Jahren seit der Invasion Algiers haben die Franzosen große Teile des Landes unterworfen. Immer mehr Europäer lassen sich in den Küstenregionen Algeriens nieder, das sich nach der Kapkolonie zur zweiten großen europäischen Ansiedlung auf dem Kontinent entwickelt.

1851

Sahelzone. Der Afrikaforscher Heinrich Barth erreicht am 2. Februar Kano, einst Hauptstadt des gleichnamigen Hausa-

Reichs im Norden Nigerias, nun Bestandteil des Sokoto-Kalifats. Der 29-jährige Deutsche ist auf einer Entdeckungsreise im Auftrag der britischen Regierung, die ihn zwischen 1850 und 1855 durch weite Teile Nordwestafrikas führt. Die detaillierten Aufzeichnungen, die Barth später veröffentlicht, machen ihn zu einem der bedeutendsten europäischen Afrikaforscher.

1856

Ostafrika. Mutesa I. wird König des Reiches von Buganda, einem Staat im Gebiet zwischen den Großen Seen. Im Verlauf der vorangegangenen Jahrhunderte ist Buganda, durch das wichtige Handelsrouten führen, zur Vormacht in der Region aufgestiegen. Nach seinem Regierungsantritt reformiert Mutesa das Militär und die Verwaltung seines Reiches. Der despatisch regierende Monarch kann so in den 28 Jahren seiner Herrschaft den politischen Einfluss seines Landes weiter vergrößern.

1857

Ostafrika. Von Sansibar aus versuchen die britischen Forschungsreisenden Richard Francis Burton und John Hanning Speke, die Quellen des Nil zu entdecken. Am 13. Februar des folgenden Jahres stoßen sie als erste Europäer zum Tanganjika-

see vor, dem zweitgrößten See Afrikas. Fünfeinhalb Monate später erreicht Speke allein den noch größeren Victoriasee, in dem er im Gegensatz zu Burton die Quelle des Nil sieht. 1860 macht sich Speke ein weiteres Mal zum Victoriasee auf und entdeckt bei den Riponfällen den Abfluss des Nil aus dem See.

1857

Westafrika. Der Gouverneur der französischen Besitzungen im heutigen Senegal befiehlt die Gründung einer Festung auf der Kap-Verde-Halbinsel, dem westlichsten Ausläufer des afrikanischen Festlandes. Aus der Siedlung, die sich um das Fort entwickelt, wächst die Stadt Dakar.

1866

Südafrika. Nahe dem Fluss Vaal entdeckt der Sohn eines Farmers einen Rohdiamanten; 1869 wird ein weiteres, noch größeres Exemplar gefunden – ein Diamantenausfall erfasst das Land. 1871 gelingt es der britischen

route um das Kap der Guten Hoffnung, verkürzt sich für Schiffe die Fahrt von Europa nach Asien nun um mehrere Tausend Kilometer.

1871

Ostafrika. Am Ufer des Tanganjikasees findet der britisch-amerikanische Journalist Henry Morton Stanley am 10. November als Führer einer Suchexpedition den als vermisst geltenden legendären Entdecker David Livingstone.

Der Schotte ist seit 1866 auf einer Reise, die ihn zu den Quellen des Nil führen soll. Entgegen den Ratsschlägen Stanleys setzt der wahrscheinlich Erkrankte seine Suche fort. 1873 stirbt Livingstone. Stanley wird in den folgenden Jahren zum wohl berühmtesten Entdecker seiner Zeit, unter anderem durch eine Fahrt auf dem Kongo, dessen Lauf er bis zur Mündung im Atlantik folgt.

1875

Kongo. Tippu Tip, der erfolgreichste Sklaven- und Elfenbeinhändler

große Teile des östlichen Kongobeckens umfasst.

1876

Ägypten. Eine internationale Kommission übernimmt die Kontrolle der ägyptischen Finanzen, da der Staat nicht mehr in der Lage ist, die Kreditzinsen für den Bau des Suezkanals zu begleichen. Die Macht im Land liegt nun de facto in den Händen von Großbritannien und Frankreich.

1879

Südafrika. Die britische Armee marschiert in das Zulu-Königreich ein. 1887 annektiert die Kapkolonie das Zulu-Territorium.

Kongo. Mit Dampfschiffen macht sich Henry Morton Stanley von der Kongomündung ins Landesinnere auf. Im Auftrag des belgischen Königs Leopold II. soll er Gebiete entlang des Flusses erwerben. Bis 1884 kann Stanley mehr als 400 einheimischen Häuptlingen ihr Territorium entwinden. Bereits seit einigen Jahren ist Leopold II. darauf bedacht, Kolonien in Übersee zu erwerben. Unter dem Vorwand, die Sklaverei in der Region des Kongobeckens zu bekämpfen, arbeitet der Monarch nun darauf hin, dort eine von den anderen Kolonialmächten anerkannte Herrschaft zu errichten.

1880

Zentralafrika. Ohne Auftrag seiner Regierung schließt der französisch-italienische Forschungsreisende Pierre Savorgnan de Brazza einen Vertrag mit dem afrikanischen Herr-

Deutschland wird Kolonialmacht

Administration der Kapkolonie, die Kontrolle über die Diamantenregion zu erringen.

1869

Ägypten. Der von einer Aktiengesellschaft finanzierte Suezkanal wird am 17. November eröffnet. Verglichen mit der Süd-

Ostafrikas, errichtet sein Hauptquartier in der Nähe des Lualaba, eines Quellflusses des Kongo. Von seiner knapp 1500 Kilometer von der Küste entfernten Residenz aus kontrolliert der von Sansibar stammende Geschäftsmann ein riesiges staatähnliches Gebilde, das

scher Makoko Iloo ab, in dem Gebiete nördlich des Unterlaufs des Kongo an Paris abgetreten werden.

1882

Ägypten. Britische Kriegsschiffe bombardieren am 11. Juli den Hafen von Alexandria. Auslöser für die Intervention ist ein Aufstand ägyptischer Offiziere. Nach Niederschlagung der Rebellion besetzen die Briten das Land und üben die Regierungsgewalt aus, obwohl nominell weiterhin ein Vasall der Osmanen an der Spitze des Staates steht.

1884

Südliches Afrika. In einem Telegramm an den deutschen Konsul in Kapstadt erklärt Reichskanzler Otto von Bismarck am 24. April, dass ein Gebiet in der Region des heutigen Namibia unter dem Schutz des Deutschen Reiches stehe. Das etwa 50 000 Quadratkilometer große Territorium, für das sich bald der Name „Deutsch-Südwestafrika“ einbürgert, ist im Jahr zuvor von dem Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz erworben worden. Damit wird das Deutsche Reich zur Kolonialmacht. In rascher Folge werden nun weitere Territorien in Afrika zu „Schutzzonen“ erklärt, etwa die westafrikanischen Gebiete Togo und Kamerun sowie „Deutsch-Ostafrika“ (die heutigen Länder Tansania, Burundi und Ruanda).

15. November. Auf Einladung Bismarcks kommen in Berlin Vertreter von zwölf europäischen Nationen sowie der USA und des Osmanischen Reichs

zusammen, um über die Regelung ihrer Interessen in Afrika zu beraten. Im Mittelpunkt der Gespräche steht das Kongo-Gebiet. In der Schlussakte der Konferenz legen die Teilnehmer Regeln fest für die Inbesitznahme neuer Gebiete an den Küsten des Kontinents, etwa den Grundsatz, dass eine Macht eine Kolonie nur dann erwerben darf, wenn sie dort auch Institutionen errichtet, die etwa in der Lage sind, Kaufleute zu schützen.

Außerdem billigen die Versammelten die Einrichtung eines „Freistaates“ im Kongo durch den belgischen König Leopold II., der dem Monarchen künftig praktisch als Privat-eigentum untersteht. In den folgenden Jahren beschleunigt sich der „Wettlauf um Afrika“.

Bis 1914 wird fast der gesamte Kontinent zwischen Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Portugal, Spanien, Belgien und Italien aufgeteilt sein. Die USA hingegen sehen in erster Linie den amerikanischen Kontinent als

ten gehört. Die Kämpfer sind Anhänger des „Mahdi“, eines religiösen Führers, der ein islamisches Großreich anstrebt.

1890

Südliches Afrika. Mit Genehmigung Londons entsendet die private British South Africa Company Truppen in das Territorium der heutigen Staaten Simbabwe und Sambia. Unter Führung des Bergbaumagnaten Cecil Rhodes errichtet die Gesellschaft ein Kolonialregime, das vor allem auf die Ausbeutung der Bodenschätze, aber auch auf die Ansiedlung von Landwirten in dem bald „Rhodesien“ genannten Gebiet bedacht ist.

1895

Westafrika. Frankreich fasst seine kolonialen Besitzungen im Westen des Kontinents am 16. Juni in einer Zollunion zusammen. Der Föderation Französisch-Westafrika gehören nun die Kolonien Senegal, Französisch-Guinea, Elfenbeinküste und Französisch-Sudan an.

die Insel zu einem französischen Protektorat erklärt, doch ist es den Madagassen zunächst noch gelungen, die Unabhängigkeit weitestgehend zu bewahren. Nun aber müssen sie sich geschlagen geben. 1896 wird Madagaskar französische Kolonie.

Südafrika. Rund 600 Freischärler und Polizeikräfte aus Rhodesien fallen in Transvaal ein. Das irreguläre Kommando soll in der Burenrepublik einen Aufstand der zugewanderten und vielfach britischstämmigen Einwohner auslösen und so das Gebiet unter britische Kontrolle bringen. Doch die Buren können den Überfall militärisch bald stoppen, der Aufstand bleibt aus.

1896

Äthiopien. Truppen unter Kaiser Menelik II. schlagen eine italienische Invasionssarmee. Der Sieg, durch den Äthiopien seine Unabhängigkeit bewahren kann, ist der größte militärische Erfolg, den ein afrikanisches Land gegen die nun immer weiter

600 Jahren bestehenden Reichen von Benin. Die Briten setzen den König des Landes ab und schicken ihn ins Exil. Kurz darauf wird Benin Teil des britischen Protektorats Südnigeria.

1898

Sudan. Bei der Stadt Omdurman erringen britisch-ägyptische Truppen einen Sieg über die Mahdisten, die das Land seit 1885 kontrollieren. London hat sich zur Eroberung des Sudan entschlossen, um so ein Vordringen Frankreichs in das Gebiet des oberen Nil zu verhindern. Einige Monate später beschließen die beiden Kontrahenten, die gesamte Nilregion Großbritannien als Interessensphäre zuzugestehen, Frankreich dafür in großen Teilen West- und Zentralafrikas freie Hand zu lassen.

1899

Südafrika. Die Burenrepublik Transvaal – gefolgt vom verbündeten Oranje-Freistaat – erklärt Großbritannien am 11. Oktober den Krieg, nachdem Transvaal sich geweigert hat, die Rechte der nichtburischen Zugewanderten zu verbessern, und die Kapkolonie daraufhin ihre Truppen an der Grenze verstärkte. Die Briten sehen nun eine Chance, die weitgehend unabhängigen Staaten der Buren zu annexieren und damit die ab 1882 entdeckten Goldvorkommen

Äthiopien besiegt die Italiener

Einflussgebiet; 1898 erwerben sie im Krieg gegen Spanien Kolonien in der Karibik und im Pazifik.

1885

Ostafrika. Muslimische Truppen stürmen Khartum, die Hauptstadt des Sudan, der seit 1821 als eine Art Kolonie zu Ägypten

Hauptstadt des Kongolamerats, das später noch weitere Gebiete umfasst, ist zunächst Saint-Louis, ab 1902 Dakar.

Madagaskar. Französische Truppen erobern am 29. September Antananarivo, die Hauptstadt des Königreichs der Merina. Bereits 1885 hat Paris

vorrückenden europäischen Kolonialmächte erringen kann.

1897

Nigeria. Eine Londoner Strafexpedition, die die Ermordung britischer Gesandter rächen soll, erobert Benin-Stadt, die Kapitale des seit mehr als

Überlegenheit der Briten aus, sodass sie die Burenrepubliken im September 1900 an die Kapkolonie angliedern können. Nun setzen die Buren auf Guerillakrieg, den London mit brutaler Härte niederschlägt, etwa durch die Internierung von Frauen und Kindern in Konzentrationslagern. Als der Krieg schließlich am 31. Mai 1902 mit einer Niederlage der Buren endet, gewähren die Briten den Unterlegenen verhältnismäßig günstige Friedensbedingungen: Zwar bleiben die Burenstaaten in britischer Hand, doch wird ihnen Hilfe beim Wiederaufbau und eine baldige Selbstregierung zugesagt.

1904

Südliches Afrika. In einem Aufruf droht der deutsche Generalleutnant Lothar von Trotha am 2. Oktober allen Angehörigen des Volkes der Herero mit Erschießung, wenn sie ihre angestammten Gebiete in Deutsch-Südwestafrika wieder betreten. Zwei Monate zuvor haben Trothas Truppen einen im Januar 1904 begonnenen Aufstand der Afrikaner niedergeschlagen, der sich gegen ihre Vertreibung durch deutsche Siedler richtete, und dabei die überlebenden Herero in ein trockenes Territorium vertrieben, in dem nun viele von ihnen verdursten. Insgesamt fallen der deutschen Vernichtungspolitik etwa 75 000 Menschen zum Opfer.

1908

Kongo. König Leopold II. übergibt den Kongo-Frei-

staat am 20. August an die Regierung Belgiens, die das Territorium in die Kolonie Belgisch-Kongo umwandelt. Der Übergabe ist eine mehrjährige internationale Kampagne gegen das unmenschliche Regime Leopolds in dessen Privatreich vorangegan-

kurz darauf Teil des italienischen Kolonialreichs, zu dem auch die am Horn von Afrika gelegenen Gebiete Eritrea und Italienisch-Somaliland gehören. Nach 20 Jahren Krieg fassen die siegreichen Italiener Tripolitanien und Cyrenaika mit der Region

schen Staatsgebiet. Vielmehr übt weiterhin der Sultan die nominelle Oberherrschaft aus, auch in einer Region im Norden Marokkos, die Frankreich Spanien als Protektorat überlässt – wohl um dem langjährigen Interesse Madrids an Besitzun-

zung ist es dem Offizier jahrelang gelungen, sich mit seiner zuletzt nur noch 2000 Mann starken Truppe dem Zugriff der Alliierten zu entziehen und dabei große Militärentingente der Gegner in Ostafrika zu binden.

1920

Der Vertrag von Versailles, in dem die Siegermächte des Weltkriegs die Friedensbestimmungen festgelegt haben, tritt am 10. Januar in Kraft. Das Dokument sieht unter anderem vor, die ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika unter Verwaltung des neu gegründeten Völkerbundes zu stellen. De facto jedoch teilen die übrigen Kolonialmächte die Territorien als Mandatsgebiete unter sich auf: Großbritannien erhält den Großteil von Deutsch-Ostafrika, Togo und Kamerun teilt es sich mit Frankreich. Die restlichen Gebiete Deutsch-Ostafrikas (heute Burundi und Ruanda) werden belgisches Mandat, ein unbedeutender Teil wird Portugiesisch-Ostafrika zugeschlagen. Deutsch-Südwest kommt unter Südafrikas Verwaltung.

1922

Ägypten. Das Land, von den Briten 1914 in ein Protektorat verwandelt und damit dem Zugriff des Osmanischen Reiches entzogen, wird als erste afrikanische Kolonie in die Unabhängigkeit entlassen. Der zuletzt unter den Briten amtierende Sultan wird nun zu König Fuad I. Damit herrscht in dem Land am Nil zum ersten Mal seit mehr als 2000 Jahren

Südafrika trennt Schwarz und Weiß

gen. Um vor allem die profitable Kautschukproduktion zu steigern, hatte der Monarch in Kauf genommen, dass Millionen Einheimische getötet oder verstümmelt wurden.

1910

Südafrika. Durch den Zusammenschluss der Kapkolonie, der britisch kontrollierten Provinz Natal sowie der ehemaligen Burenrepubliken Oranje-Freistaat und Transvaal entsteht die Südafrikanische Union. Im Vorjahr hat das britische Parlament die Gründung des neuen Staates beschlossen und dessen Status festgelegt: Südafrika soll dem British Empire als *dominion* angehören: als ein innenpolitisch weitgehend autonomes, der britischen Oberherrschaft aber dennoch untertanen Gebiet.

1911

Nordafrika. Unter dem Vorwand, eigene Bürger vor Einheimischen zu schützen, überfällt Italien die osmanischen Provinzen Tripolitanien und Cyrenaika. Sie werden

Fessan im Süden zur Kolonie Libyen zusammen.

1912

Südafrika. Delegierte aus allen Teilen der Südafrikanischen Union gründen am 8. Januar den South African Native National Congress (ab 1923 African National Congress, ANC), die erste größere Organisation und politische Partei der schwarzen Bevölkerung im Land. Die Vereinigung setzt sich für die Verbesserung des Wahlrechts für Schwarze und die Abschaffung diskriminierender Gesetze ein, bleibt aber zunächst erfolglos.

Marokko, 30. März. Sultan Abd al-Hafid unterstellt sein Land Frankreich als Protektorat. Zuvor

hat er Paris um Hilfe im Kampf gegen innere Gegner bitten müssen. Mit der Unterwerfung unter die Herrschaft der Franzosen endet für das nordafrikanische Land eine rund 1000-jährige Periode der Unabhängigkeit. Anders als in Algerien erklären die Franzosen die von ihnen kontrollierten Gebiete aber nicht zum französi-

gen dort Rechnung zu tragen.

1914

Ostafrika. Britische Truppen bombardieren am 8. August die Telegrafenstation in Daressalam, der Hauptstadt der Kolonie Deutsch-Ostafrika. Der Erste Weltkrieg, gut eine Woche zuvor in Europa ausgebrochen, wird nun auch in Afrika ausgefochten. Bis 1916 können Frankreich und Großbritannien dem Kaiserreich seine Kolonien entreißen. In den Kämpfen setzen beide Seiten zusammen: genommen mehr als eine Million Afrikaner als Soldaten, Träger oder Diener ein, von denen Hundertausende ums Leben kommen.

1918

Südstaafrika. Zwei Wochen nach dem Ende des Weltkriegs ergibt sich am 25. November der deutsche General Paul von Lettow-Vorbeck mit seinen Soldaten einem britischen Kommandeur. Dank einer geschickten Guerillataktik und der rücksichtslosen Ausbeutung der Bevölke-

nominell nicht mehr eine fremde Macht. Tatsächlich behalten die Briten sich jedoch ein Mitspracherecht in wichtigen Fragen vor, etwa der Außenpolitik des erst ab 1923 als Königreich firmierenden Staates.

1930

Äthiopien. In der Hauptstadt Addis Abeba lässt sich Ras Tafari am 2. November zum Kaiser Haile Selassie I. krönen. Die aufwendigen Feierlichkeiten erregen weltweit Aufsehen.

1935

Äthiopien. Auf Befehl des faschistischen Diktators Benito Mussolini greifen italienische Truppen von Eritrea und Italienisch-Somaliland aus das Land an. In sieben Monate andauernden Kämpfen, in deren Verlauf sie massiv Giftgas und Luftbombardements einsetzen, können die Italiener das Kaiserreich erobern und den Herrscher Haile Selassie ins Exil drängen. Bis zum Rückzug der Invasionen während des Zweiten Weltkriegs ist Äthiopien Teil des Konglomerats Italienisch-Ostafrika, das auch die Kolonien Eritrea sowie Italienisch-Somaliland umfasst.

1942

Nordafrika. Bei El Alamein, einem Ort westlich von Alexandria, besiegen britische Verbände am 4. November ein deutsch-italienisches Heer unter dem Generalfeldmarschall Erwin Rommel. Während die meisten anderen Regionen Afrikas von den Kämpfen des Zweiten

Weltkriegs nicht direkt betroffen sind, liefern sich Deutsche und Briten im Norden des Kontinents erbitterte Gefechte. Der britische Triumph und die nahezu zeitgleich stattfindende Landung alliierter Truppen in Marokko und Algerien bringen die Wen-

die weiße Minderheit Südafrikas international zunehmend isoliert.

1951

Libyen. Auf UN-Beschluss erhält das Land als erster afrikanischer Staat nach dem Zweiten Weltkrieg seine Unabhängigkeit.

essen nicht ausreichend berücksichtigt sieht.

Kenia, 20. Oktober.

Der Gouverneur der britischen Kolonie ruft den Ausnahmezustand aus. Zuvor haben radikale Widerstandskämpfer, überwiegend aus dem Volk der Kikuyu, zahl-

rücksichtslosen französischen Kriegsführung.

1960

17 Kolonien werden in diesem Jahr von ihren „Mutterländern“ Frankreich, Großbritannien, Italien und Belgien in die Unabhängigkeit entlassen. Allein auf dem Gebiet des bisherigen französischen Kolonialreichs entstehen 14 neue Staaten, etwa Togo, Niger und Tschad, die jedoch häufig noch politisch und vor allem wirtschaftlich von Frankreich abhängig sind.

Südafrika, 21. März. In Sharpeville, einem Wohnort für schwarze Südafrikaner, schießen Polizisten auf eine Ansammlung überwiegend friedlicher schwarzer Demonstranten, die gegen die diskriminierende Passgesetzgebung der weißen Machthaber protestieren. 69 Menschen, darunter Frauen und Kinder, kommen ums Leben. Das „Sharpeville-Massaker“ verstärkt die internationale Ächtung des Apartheidregimes.

Kongo, 30. Juni. In Gegenwart des belgischen Königs Baudouin hält Patrice Lumumba, erster Ministerpräsident der unabhängigen Demokratischen Republik Kongo, in der Hauptstadt Léopoldville eine Rede, in der er der scheidenden Kolonialmacht die jahrzehntelange Ausbeutung des Landes und die Unterdrückung seiner Bewohner vorwirft. Die Ansprache macht den 34-Jährigen zur Symbolfigur der afrikanischen Unabhängigkeitsbewegung, aber auch zum Feindbild belgischer und

Paris schickt 400 000 Soldaten

de: Die Wehrmacht muss sich zurückziehen und im Mai 1943 Nordafrika verloren geben.

1945

Gründung der Vereinten Nationen, die unter anderem den „Grundsatz der Gleichberechtigung und Selbstbestimmung der Völker“ als Maxime formulieren. Immer mehr Afrikaner fordern nun ein Ende der Kolonialherrschaft.

1948

Südafrika. Aus den Wahlen zum Parlament der Südafrikanischen Union geht die burische National Party als Siegerin hervor. Die neue Regierung macht sich daran, in einer Reihe von Gesetzen die Rassentrennung zu verschärfen. So sind künftig beispielsweise „Mischungen“ zwischen Weißen und Menschen anderer Hautfarbe untersagt, werden beide Gruppen in fast allen Bereichen des öffentlichen Lebens getrennt. Angesichts ihrer rassistischen Politik, für die sich der Begriff „Apartheid“ (afrikaans für „Trennung“) einbürgert, sieht sich

keit. Mohammad Idris, ein politischer und religiöser Anführer, regiert fortan als König Idris I. Die drei Landesteile Tripolitanien, Cyrenaika und Fessan bilden ein föderiertes Königreich. Nach der Kriegsniederlage der italienischen Kolonialmacht hatten die Siegermächte jahrelang um eine Lösung für Libyens Zukunft gerungen und das Land schließlich den Vereinten Nationen unterstellt.

1952

Ägypten. Eine Gruppe von Offizieren stürzt den ägyptischen König Faruk, einen Sohn Fuads. Der Oberst Gamal Abd el-Nasser setzt sich schon bald gegen seine Konkurrenten durch und wird 1954 Staatspräsident. Nasser vertritt die Idee des Panarabismus, der Vereinigung aller arabischen Länder. Der 1958 erfolgte staatliche Zusammenschluss Ägyptens mit Syrien in der Vereinten Arabischen Republik scheitert jedoch bereits nach dreieinhalb Jahren, da das politisch schwächere Syrien seine Inter-

reiche Attentate auf Schwarze im Dienst der Briten verübt, um so die Unabhängigkeit Kenias zu erzwingen. Vier Jahre lang führen die Kolonialherren fortan Krieg gegen die „Mau Mau“, wie die Aufständischen genannt werden. Bis zur Niederschlagung der Rebellion im Oktober 1956 kommen Zehntausende Einheimische ums Leben.

1954

Algerien. Mit Terroranschlägen eröffnet die Unabhängigkeitsbewegung Front de Libération Nationale den bewaffneten Kampf gegen die französische Kolonialmacht. Auf die Ausweitung des Konflikts, von dem auch viele der mehreren Hunderttausend europäischen Siedler in Algerien betroffen sind, reagiert Paris mit der Entsendung von über 400 000 Soldaten. Nach mehr als sieben Jahren Krieg und mindestens 300 000 Toten erkennt Frankreich schließlich am 3. Juli 1962 die Unabhängigkeit Algeriens an – wohl vor allem aufgrund der massiven Kritik an der

anderer westlicher Politiker. Als sich im Juli 1960 die rohstoffreiche Provinz Katanga vom Kongo abspalten, bittet Lumumba die UdSSR um Hilfe. Nun betreiben belgische Militärs gemeinsam mit einheimischen Politikern die Entmachtung Lumumbas.

Am 1. Dezember 1960 wird der Premier festgenommen, am 17. Januar 1961 heimlich ermordet. Die Ereignisse um den Sturz Lumumbas zeigen exemplarisch die Probleme der neuen Staaten Afrikas auf, die die Entwicklung der folgenden Jahre prägen: die Verwicklung in den Kalten Krieg der Supermächte USA und Sowjetunion, den Einfluss der vormaligen Kolonialherren sowie die innere Zerrissenheit der neuen Staatswesen, deren Grenzen oft nicht gewachsenen Traditionen, sondern dem Kalkül der Kolonialherren entsprungen sind.

Bis Mitte der 1960er Jahre werden die meisten früheren Kolonien unabhängig. Portugal entlässt seine Besitzungen, etwa Angola und Mosambik, erst 1975 in die Freiheit. Trotz mancher Erfolge beim Aufbau der neuen Staaten verflüchtigt sich die Hoffnung auf eine politische und wirtschaftliche Blüte des Kontinents schnell: In den meisten Ländern Afrikas entstehen Einpartei-Herrschaften oder Militärregimes, vielerorts beuten korrupte Diktatoren ihre Länder rücksichtslos aus. Zudem erschüttern immer wieder Bürgerkriege, Wirtschaftskrisen und Hungersnöte Regionen des Kontinents,

bricht in einigen Ländern, etwa dem Südsudan oder Liberia, phasenweise die staatliche Ordnung völlig zusammen. Auch in Südafrika haben das Ende des Apartheidregimes und die Wahl des einstigen Widerstandskämpfers Nelson Mandela zum ersten schwarzen Präsidenten des Landes im Jahr 1994 die Hoffnungen auf politische Stabilität und wirtschaftlichen Wohlstand nur zum Teil erfüllt.

Seit etwa 2010 lassen sich jedoch in einigen Staaten Afrikas, etwa in Ghana oder im Senegal, ein Trend zur Demokratisierung und ein verhältnismäßig stabiles wirtschaftliches Wachstum beobachten. Zwiespältig beurteilen viele Afrikaner das verstärkte Engagement Chinas auf dem Kontinent: Die asiatische Großmacht erwirbt seit einigen Jahren systematisch weite Landstriche für die Produktion von Lebensmitteln, etwa in Madagaskar oder Äthiopien. Zudem kaufen Chinesen die Rohstoffe des Kontinents auf und investieren gewaltige Summen in die Infrastruktur der für sie wichtigen Regionen.

Ob der Kontinent ange-sichts dieser Entwicklun-gen nun besseren Zeiten entgegengesetzt, ob gar der schon oft prophezeite große Durchbruch zu Wohlstand und Stabilität bevorsteht, ist angesichts der wechselvollen afrikanischen Geschichte aber so unsicher wie eh und je. ■

Andreas Sedlmair, 48, ist Verifikationsredakteur, Thomas Wachter, 55, Kartograph im Team von GEOEPOCHE.

Gruner + Jahr AG & Co KG,
Druck- und Verlagshaus, Sitz von Verlag und Redaktion:
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion: Briefschaf 24, 20444 Hamburg.
Telefon 040 / 37 03 00, Telefax 040 / 37 03 56 48,
E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de;
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
GESCHÄFTSFÜHRER REDAKTEUR: Dr. Frank Otto

KONZEPT DIESER AUSGABE: Dr. Anja Fries

ART DIRECTION: Tatjana Lorenz

TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Gesa Gottschalk, Johannes Schneider, Joachim Telgenbücher

AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Kay Rademacher

Freie Mitarbeit: Dr. Ralf Berhorst, Louisa Theresa Braun, Dr. Claus Hecking, Christian Jarling, Constanze Kindel, Reymar Klüver, Sebastian Kretz, Jochen Pioch,

Christina Rietz, Bertram Weiß, Nina Witwicki

BILDREDAKTION: Christian Gargerle,

Roman Rahmacher, Katrin Trautner.

Freie Mitarbeit: Bob Heinemann, Edith Wagner

VERIFIKATION: Lenka Brandt, Olaf Mischer,

Alice Passfeld, Andreas Sedlmair

Freie Mitarbeit: Dr. Henning Albrecht,

Katri Diederichs, Dr. Dirk Hempel, Carsten Juwig,

Svenja Muche, Dr. Jasmin Schäfer

LAYOUT: Timo Zett

Freie Mitarbeit: Chris Campe, Eva Mitschke

KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters, Thomas Wachter

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Ralf Schulte

CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Drost

ILLUSTRATION: Tim Wehrmann

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENZ: Angelika Fuchs, Annette Riestenpatt. Freie Mitarbeit: Isabelle Berens, Anette Brandt

VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN
INHALT: Michael Schaper

HERAUSGEBER: Peter-Mathias Gaede

VERLAGSGESELLSCHAFTSFÜHRER: Dr. Frank Stahmer

PUBLISHER: Alexander Scherin

DIGITAL BUSINESS DIRECTOR: Daniela von Heyl

DIRECTOR BRAND SOLUTIONS:

Heiko Hager / G+J Media Sales

VERTRIEBSLEITUNG:

Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb

MARKETING: Simon Hansen

HERSTELLUNG: G+J Herstellung,

Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

ANZEIGENABTEILUNG

Anzeigenverkauf

G+J Media Sales / Direct Sales: Sabine Plath,

Tel. 040 / 37 03 38 89, Fax: 040 / 37 03 53 02

Anzeigendisposition: Kathrin Thoben,

Tel. 040 / 37 03 25 07, Fax: 040 / 37 03 58 87

Es gilt die jeweils gültige Preisliste.

Infos hierzu unter www.gujmedia.de

Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)

ISBN: 978-3-652-00343-8;

978-3-652-00337-4 (Heft mit DVD)

ISSN-Nr. 1861-6097

© 2014 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 032280000, BLZ 200 700 00

IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00

BIC: DEUTDEHH

Litho: 4mat Media, Hamburg

Druck: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion

Telefon: 01805 / 37 03 20 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo-epoche.de

Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf www.geo-epoche.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

Kundenservice und Bestellungen

Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg
persönlich erreichbar: Mo-Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

E-Mail: geoepoche-service@guj.de

Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90

Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90

Telefax: +49 / 1805 / 861 80 02*

GEO-KUNDENSERVICE: www.GEO.de/Kundenservice

Preis Jahresabo: 54,00 € (D), 60,90 € (A), 99,00 sfr (CH)

Abo mit DVD: 94,50 € (D), 105,90 € (A), 174,60 sfr (CH)

Studentenabo: 32,40 €, (mit DVD: 56,70 €)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

BESTELLADRESSE FÜR

GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

Kundenservice und Bestellungen

Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufen

Telefon: +49 / 40 / 42236427 Telefax: +49 / 40 / 42236427

E-Mail: guj@sigloch.de

*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz;

Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

TITEL: Photoasa/Interfoto **EDITORIAL:** Benne Ochs für GEOEPOCHE; 3 o.; Edith Wagner für GEOEPOCHE; 3 u. **INHALT:** W. Robert Moore/National Geographic Stock; 4 o.; François Guenet/akg-images; 4 l. m.; United Archives; 4 l. m. (Inset); British Museum/bpk-images; 4 r. m.; Christie's Images/Artphoto; 4 l. u.; Bridgeman Art Library; 4 m. u.; Bob Game/TIME Life Pictures/Getty Images; 4 r. u. **IN FREMDER HAND:** Scherl/SZ Photo/ullstein bild; 6/7, 20/21; Frank Christof/Museu do quai Branly/Scala; 8/9; Heeckel Archiv/ullstein bild; 10/11, 16/17; Pitt Rivers Museum/Bridgeman Art Library; 12/13; TCI/Marks/Interfoto; 14/15; Christie's Images/Artphoto; 18/19 **DIE MAGIE DER KRIEGERKÖNIGE:** Scale; 25, 36; British Museum/bpk-images; 26, 29; Photoasis/Interfoto; 30; Dietrich Graf/Ethnologisches Museum, Berlin/bpk-images; 33; (c) President and Fellows of Harvard College, Peabody Museum of Archaeology and Ethnology, Harvard University, PMS# 16-43-50/B1483 (digital file# 60741940); 34 **UM GOLD UND DEN RECHTEN GLAUBEN:** G. Dagli Orti/DeAgostini/Getty Images; 43; Privat; 44, 45; B. Bry, India, Orientalis, Leipzig und Weimar, 1979; 46 (3), 50; De Agostini/akg-images; 49; Mary Evans/Interfoto; 51 **DIE HERRIN VON MATAMBA:** Alle: Collezione manuscriti Araldi/Vincenzo Negro KÜSTE DER VERDAMMTEN: RMN/bpk-images; 58/59, 61; Roger-Viollet/ullstein bild; 60; Thierry Olivier/Michel Urtado/Musée du quai Branly/Scala; 62/63; Granger Collection/ullstein bild; 63; Oldtime/Alamy; 64; Heini Schneebeli/Bridgeman Art Library; 65, 70; United Archives; 66; Classic Image/Alamy; 67; Image Asset Management/Alamy; 68; akg-images; 69 **EIN REICH JENSEITS DES MEERES:** Gérard Blot/RMN/bpk-images; 72/73; Christie's Images/Scala; 74/75; Bridgeman Art Library; 76, 80, 88; Roger-Viollet/ullstein bild; 77; Universal History Archive/Getty Images; 78/79; Selva/Leemage/images; 81 **DER LANGE WEG NACH TIMBUKTU:** François Guenet/akg-images; 84/85, 87 o., 92; United Archives; 85; Privat; 86, 90, 93 u.; G. Dagli Orti/De Agostini/Prisma; 87 u., 88, 89 (2), 93 o.; by SSPL/Getty Images; 93; Mary Evans/Interfoto; 95 **DAS HERZ DER FINSTERNIS:** Collection RMCA, Tervuren; 96/97, 103, 110, 115 u.; A. de Macar/Collection RMCA, Tervuren; 99; G. Thelie/Collection RMCA, Tervuren; 100; H. A. Shau/Collection RMCA, Tervuren; 101; Look and Learn/Eig Collection/Bridgeman Art Library; 102 o.; National Archives/Mary Evans/Interfoto; 102 u.; H. Brepolis/Collection RMCA, Tervuren; 104/105; ullstein bild; 107 (2); L. Van den Broek/Collection RMCA, Tervuren; 108/109; privat; 109 u. Pelet/Collection RMCA, Tervuren; 111; F. L. Michel/Collection RMCA, Tervuren; 114; Art Archive/Alamy; 115 o. **AUFSTAND UNTER TAGE:** Privat; 116; Scherl/SZ Photo; 116/17, 120, 121; United Archives/mauritius images; 118; Keystone-France/Getty Images; 119; Africa Media Online/Alamy; 122 o., 125; Popperfoto/Getty Images; 122 u.; Imago: 123 **HAILE SELASSIE, KÖNIG DER KÖNIGE:** W. Robert Moore/National Geographic Stock; 127, 129 (2), 130, 131, 132 o., 133, 135 u.; freundlicherweise der Anglo-Ethiopian Society zur Verfügung gestellt; 128 u., 134; Schlochauer/ullstein bild; 130 o.; Photo12/ullstein bild; 132 u. **AUFSTAND DER GEISTERKRIEGER:** AP/dpa picture alliance; 136, 138 o.; Miller/Interfoto; 137 o.; Popperfoto/Getty Images; 137 u., 138 o.; AFP/Getty Images; 139 **LETZTEN TAGE DES PATRICE LUMUMBA:** Horst Faas/AP/dpa picture alliance; 140/141; SZ Photo; 142; Dominique Berretty/Gamma-Rapho/Getty Images; 143 o.; Robert Lebeck/Stern/Picture Press; 143 u.; AP/dpa picture alliance; 144, 147, 148 u.; Gamma/Rapho/Alamy; 145, 146; Bettmann/Corbis; 147 o.; AFP/Getty Images; 148 o.; ddp images/United Archives; 150 **>IN UNFERTIGES HAUS:** Maurice Weiss/Ostkreuz; 153 **VORSCHAU:** NMSI/Science Museum/ullstein bild; 172/173 **KARTEN:** Thomas Wachter für GEOEPOCHE; 23, 37, 57, 71, 94, 106, 135 o., 157, 158, 161, 162

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung. © GEO 2014 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

DIE WELT VON GEO

Neues aus den Redaktionen



Kluge Gesichter und erschöpfte Helden: Die Künstler des Altertums stellen den Menschen in den Mittelpunkt

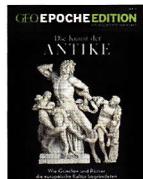
Die Meister der Antike

GEOEPOCHE EDITION zeigt, wie Griechen und Römer die Kunst Europas begründeten

Um 750 v. Chr. beginnt in Hellas eine beispiellose schöpferische Blüte, die mehr als ein Jahrtausend andauert. Die griechischen Künstler beschäftigen sich vor allem mit dem Menschen und seinem Körper, zeigen ihn so realitätsnah wie nie zuvor. In Marmor verherrlichen sie die olympischen Athleten, konfrontieren das Publikum aber auch mit dem Schmerz eines Trauernden, mit Sterbenden, dem Standbild einer unbekleideten Frau. Zum Epizentrum dieser Kunst wird Athen, jene Metropole, in der die Demokratie entsteht.

Von 200 v. Chr. an erobern die Römer die griechische Welt – und übernehmen die Kunst der Unterworfenen, entwickeln sie fort. Reliefs, Skulpturen, feine Porträts und monumentale Gebäude tragen bald den Ruhm von Bürgern und Kaisern durch das Imperium Romanum, befeuern die Propaganda der Herrscherhäuser. Und prägen, ebenso wie die hellenischen Werke, Europas Kultur.

Die Kunst des griechischen und römischen Altertums: in der neuen Ausgabe von GEOEPOCHE EDITION. ●



GEOEPOCHE EDITION „Die Kunst der Antike“ hat 132 Seiten im Großformat und kostet 16,50 Euro.
Einige Themen: Gold – Der Glanz der Griechen / Die erste Nackte – Eine Revolution der Kunstgeschichte / Athen – Mit der Kraft der Demokratie / Römische Architektur – Bauten für die Ewigkeit / Der ausgelöschte Bruder – Drama um ein Kaiserbildnis / Pompeji – Stadt der zwei Gesichter

Kehrseiten eines Landes

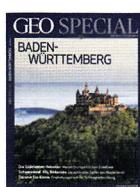
GEO Special widmet sich Baden-Württemberg jenseits der bekannten Spätzle-Tugenden

Es ist gar nicht lange her, da schien das Zentrum Deutschlands merklich gen Süden gerückt. Um Stuttgart 21 schlügen die Emotionen hoch, dem ersten grünen Ministerpräsidenten der Republik schlügen sie entgegen. Und als dann noch Angela Merkel in der Euro-Schuldenkrise die schwäbische Hausfrau lobte („Sie hätte uns eine Lebensweisheit gesagt: Man kann nicht auf Dauer über seine Verhältnisse leben“) – schauten alle verwundert auf Baden-Württemberg. Dorthin, so war klar geworden, wo jenseits der oft strapazierten Spätzle-Tugenden eine einzigartige Mischung aus Avantgarde und Tradition, Bescheidenheit und Genussfülle, Kehrwoche und Rebellentum zu Hause sein muss.

Autoren und Fotografen des neuen GEO Special haben Deutschlands Südwesten gründlich beschaut. Von oben aus dem Zeppelin und von unten: auf den Knien beim Putzen eines Treppenhauses. Sie haben die mit 107 Jahren älteste Stuttgarterin getroffen und die jungen Wilden des Weins. Und sie kamen mit der Erkenntnis zurück, dass gerade im vermeintlich Wohlbekannten oft die Überraschung liegt. ●



Stadt, Ländle, Fluss: Heidelberg ist nicht nur dank seines Schlosses eine der Tourismushochburgen im Bundesland



Das neue GEO Special kostet 8,50 Euro (mit DVD 16,50 Euro) und ist auch als digitale Ausgabe erhältlich (7,99 Euro). Weitere Themen: Schwarzwald, Bodensee und Co. / Die Südstaatenrebeln – Warum Stuttgart 21 kein Zufall war / Die neue Ess-Klasse – Vom kulinarischen Aufschwung auf der Schwäbischen Alb / Wo wir sind, isch vorne – Wie aus der armen Region ein Musterland wurde

Was Pflanzen wissen

Mit welchen verblüffenden Sinnesleistungen und Tricks die grünen Lebewesen ihr Dasein meistern

Sie können fühlen, riechen, schmecken, sehen, hören – und sich sogar erinnern: Pflanzen sind keineswegs nur passive Organismen, sondern sensible Lebewesen, die ihre Umwelt wahrnehmen, auf Reize reagieren und kommunizieren.

Mit raffinierten Überlebenstricks haben sie es geschafft, fast jedes Biotop auf der Erde zu erobern und zu gestalten. Dabei fechten sie zum Beispiel im tropischen Regenwald härteste Konkurrenzkämpfe um Licht und Ressourcen aus. Gegen Tiere, die sie fressen wollen, wehren sie sich mit Stacheln, Haaren, Giften – oder sogar dadurch, dass sie die Feinde ihrer Feinde herbeirufen.

Die neue Ausgabe von GEO kompakt nimmt den Leser mit auf eine Reise durch das fantastische Reich der Flora. Sie berichtet von den wahren Herrschern unseres Planeten, ohne deren erstaunliche Vielfalt die Kontinente noch immer trostlose Felslandschaften wären und es die meisten heutigen Tierarten nicht gegeben hätte – und auch uns Menschen nicht. ●



GEO kompakt Nr. 38 „Das geheime Leben der Pflanzen“ kostet 9,00 Euro, mit DVD („Der grüne Planet“) 16,50 Euro. Einige Themen: Wie die Evolution Blüten und Samen erfand / Die Macht der Farben / Als die Gewächse das Land eroberten / Von Pflanzen, die sich klonen, unter Wasser atmen oder gar Gold schürfen können / Das Wunderbaum – Wie eine Eiche zu einem tonnenschweren Giganten heranwächst / Pilze – Heimliche Helfer an der Wurzel / Die Tricks des Überlebens

Weil Pflanzen nicht davonlaufen können, müssen sie sich anders gegen Feinde wehren – etwa mit spitzen, nadel-scharfen Dornen, wie diese Agave





Schön wenn sich die Flamingos über den tansanischen Natronsee erheben. Schrecklich, wenn die Heuschrecken über Madagaskar kommen. Einsam, nachts im Atlantik zu treiben. Spannend, wie der Mensch zum Läufer wurde. Wissenswert: wie jeder Schritt zählt

Ja, wo laufen und fliegen sie denn?

Eine neue GEO-Ausgabe mit vielen Bewegungen: von Tieren, Drohnen, Wellen und Menschen

Sie können sich zu Schwärmen von Milliarden Einzeltieren vereinen, zu Wolken von 50 Quadratkilometern Ausmaß, und wenn sie über die Felder sinken, bleibt nichts mehr übrig von dem, was da wuchs: Der Fotograf Ingo Arndt und GEO-Redakteurin Katja Trippel waren dabei, als die Heuschrecken über Madagaskar kamen. Als „biblisch“ wird die Plage bezeichnet, was zeigt, dass sie kein neues Phänomen ist. Nur: Es ist auch menschliches Versagen, ihr nicht rechtzeitig entgegenzutreten. Wie das geschehen müsste – auch davon erzählt GEO in seiner Mai-Ausgabe.

Zugleich berichtet es von jenen mechanischen Insekten, die uns in Zukunft immer häufiger umschwirren werden: von den Drohnen. Killer sind sie im Militägebrauch, Helfer sollen sie im zunehmenden zivilen Einsatz werden. In der Brandbekämpfung sind sie schon unterwegs, in der Verbrechensbekämpfung, als Postboten sollen sie in die Lüfte gehen, als Klimaforscher sollen sie starten und als fliegendes Fotoauge. GEO beschreibt die Welt da oben, analysiert den Siegeszug unbemannter Flugobjekte, die unseren Alltag verändern werden.

Wie der Fischer John Aldridge über Bord ging, in den Wogen des Atlantik davontrieb – und wie er gerettet wurde: ein weiteres Thema im neuen GEO.

Titelthema aber sind bodengebundene Bewegungen, ist die Geschichte des Laufens. Wie kam es dazu, dass sich der Mensch auf zwei – schnellen – Beinen die Erde untertan machte? Wieso zählt noch heute jeder Schritt? Und wie kann man es schaffen, das zivilisatorische Trägheitsmoment zu überwinden, um länger und besser zu leben? Antworten darauf gibt GEO mit einem Report über das frühe Stadium der Menschheit, in dem das Laufvermögen der Jäger den *Homo sapiens* zum Herrscher machte über das Tier. Mit dem Selbstversuch eines durchschnittlich sportlichen Redakteurs, der sich fragt, wie er auch weiterhin bestens vom Fleck kommen könnte. Und mit einem Interview, in dem ein Sportmediziner verrät, was es braucht, den „inneren Schweinehund“ zu besiegen. ■



Die GEO-Ausgabe 05/2014 ist vom 25. April bis zum 22. Mai im Handel, kostet 6,90 Euro und ist auch als digitale Version für das iPad erhältlich (5,99 Euro; kostenlos für Abonnenten). Weitere Themen: Wo die Kinder lernen – Schulen in aller Welt / Goldenes Dreieck: Per Anhalter durch den Dschungel von Laos / Joseph Henrich: Warum die Menschen anders sind, als es Studien über sie verraten / Von Kabul nach Deutschland: eine abenteuerliche Flucht aus Afghanistan

Die schönsten City-Trips

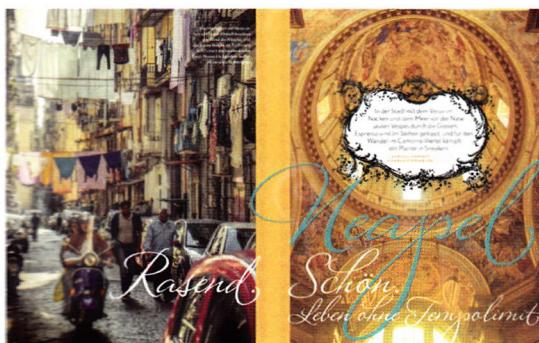
Das perfekte Frühlingswochenende: GEO SAISON stellt neun Städtereisen in Europa vor

V espas jaulen in den Gassen, wo der Wind die Wäsche trocknet und die Sonne sie bleicht. Espresso gibt es im Stehen, und ein Gemeindepfarrer in Turnschuhen macht sich für den Umschwung im Camorra-Viertel stark: Den Puls von Neapel müssen Reisende nicht suchen, sie fühlen ihn von der ersten Minute an. Anders in Basel, wo Besucher zunächst einmal mit dem Fähri über den Rhein fahren sollten, um in den gemächlichen Beat der Schweiz zu finden. In seiner aktuellen Ausgabe stellt GEO SAISON neun City-Trips in Europa vor, neun unterschiedliche Temperamente, die sich im Frühling aufs Schönste besichtigen lassen.

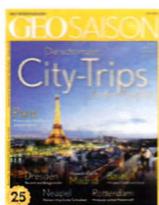
Denn ein Wochenende genügt, damit aus einem Stadtplan eine Stadt entsteht. Ein Muster, das Farben bekommt, eigenen Regeln folgt. Wie vielfältig und aufregend Europas Städte sind, davon erzählen die Reportagen im neuen Heft.

Durch Paris führt selbstverständlich ein Flaneur – auf drei Routen: einem Spaziergang durch den Marais, einem Fahrradausflug entlang des Kanal Saint Martin und einer Tour durch die historischen Passagen. Dazu wird gezeigt, wie der Promeniermodus nun auch politisch gefördert wird.

Und natürlich finden sich im Heft die besten Tipps zu Hotels, Lokalen, Kunst und Parks von Kennern. Die verraten, wo Madrid seine stille, grüne Seite zeigt, wie sich Goya außerhalb des Prado neu entdecken lässt – und warum die Dresdner Neustadt unwiderstehlich wirkt. ■



Neapels gefühlte Temperatur? Heiß. Kein Wunder bei einer Stadt mit Vulkan im Nacken



Die neue GEO SAISON-Ausgabe 05/2014 ist im Handel für 6,00 Euro erhältlich.

Die Themen: Neun City-Trips in Europa. Basel – Triumph des kleinen Glücks / Madrid – Die Verwandlungskünstlerin / Dresden – Ein Bild von einer Stadt / Rotterdam – Schnurstracks in die Zukunft / Neapel – Rasant. Schön. Leben ohne Tempolimit / Paris – Promenadenmischung: drei Spaziergänge / Plus: Aachen, Lugano, Utrecht



GEOlino extra verfolgt die Geschichte des Balls – vom Lederbrocken zum Hightech-Produkt

Jetzt geht's los

Kurz vor der Fußball-WM bringt GEOlino extra ein ganzes Heft über das Spiel der Spiele heraus

Kaum mehr zwei Monate sind es noch bis zum ersten Anstoß der Fußball-Weltmeisterschaft in Brasilien. Das Gastgeberland steht schon seit Monaten Kopf: Die Stadien sind (fast) fertig, T-Shirts mit der Aufschrift „Brasilien – Fußballweltmeister 2014“ bereits bedruckt, Kinder bekommen schulfrei zur WM. Aber auch hierzulande steigt langsam das Fußballfeber. Passend dazu bringt GEOlino extra nun ein Heft über das *jogo bonito*, das schöne Spiel, heraus, das über die Fußball-WM erzählt – und noch viel mehr.

Es taucht ein in die Geschichte des Fußballs, berichtet vom Braunschweiger Lehrer Konrad Koch, der den Fußball nach Deutschland brachte. Es stellt Neymar vor, den Superstar der WM, und zwei junge Talente, die auf der Fußball-Akademie der TSG 1899 Hoffenheim für eine Profikarriere kämpfen. Nur einer von 20, so heißt es, wird es in die erste Mannschaft schaffen.

Und auch sie lieben und leben den Fußball: die Fans. Reporter haben die Anhänger von Borussia Dortmund zum Heimspiel begleitet. Zum Glück, sagen die, ist die fußballfreie Phase in diesem Sommer nicht so lang. Wegen der WM.

Im Heft finden sich auch die besten Rezepte für die WM-Party daheim und vor allem einen WM-Planer für die Hosentasche, den die Redaktion des Fußball-Magazins „11 Freunde“ für GEOlino extra gestaltet hat. Das Heft zum Heft stellt alle Teams, Stars und Skurrilitäten rund um die WM vor. ■



GEOlino extra „Fußball“ ist für 6,50 Euro erhältlich, die Ausgabe mit DVD („Das Wunder von Bern“) kostet 11,95 Euro.

Weitere Themen: WM-Zirkus – Was hat ein Gastgeberland von dem Turnier? / Autsch – Typische Fußballer-Verletzungen / Liga der Simulanten – Die Konsolenspiele „Fifa 14“ und Co. / Mädchen vor – Frauenfußball in Tibet / Alles über die deutsche Nationalmannschaft

GEHEIMDIENSTE

Die Geschichte der Spionage

E

s ist eine Geschichte, wie sie nur eine von Paranoia besessene Zeit hervorbringen kann: 1918 müssen die russischen Bolschewiki nach der Oktoberrevolution ihre Macht in einem blutigen Bürgerkrieg gegen antikommunistische Kräfte verteidigen. Währenddessen wuchert im Westen die Furcht vor einem Ausgreifen des Bolschewismus auf ganz Europa, die Regierungen lechzen nach Informationen aus Russland.

Und so schickt der britische Auslandsgeheimdienst „Secret Intelligence Service“ einen Agenten nach Moskau, den die SIS-Führung selbst als „äußerst dubios“ einschätzt: Sidney Reilly.

Niemand kennt den wirklichen Namen dieses Mannes, niemand weiß, woher er tatsächlich stammt. Aber er spricht Russisch und ist ein glühender Antikommunist.

In Russland angekommen, nimmt Reilly Kontakt zu vermeintlichen Widerständlern auf – gerät in Wahrheit aber an Agenten des bolschewistischen Geheimdienstes: Denn der hat eine fingierte Oppositionsgruppe aufgebaut, um so die Gegner des Regimes in die Falle zu locken. Bei seinem Versuch, die Regierung der Kommunisten zu stürzen, wird Reilly enttarnt und später in einem Waldstück bei Moskau erschossen.

Mit der »Enigma« – einer Chiffriermaschine, die sie für unbezwigbar halten – verschlüsseln die Deutschen im Zweiten Weltkrieg ihre Funksprüche. Tatsächlich aber können britische Kryptologen die Botschaften enträtseln: Ihr verborgener Kampf gegen das NS-Regime zählt zu den erfolgreichsten Geheimoperationen des 20. Jahrhunderts





Das Spiel der Täuschung, das die bolschewistischen Agenten so glänzend in Szene setzen, ist eine der Techniken der Spionage. Eines Hilfsmittels der Herrschaft, das es gibt, seit Staaten miteinander um die Macht konkurrieren. Und das die Regierungen im Laufe der Jahrhunderte immer weiter perfektionierten.

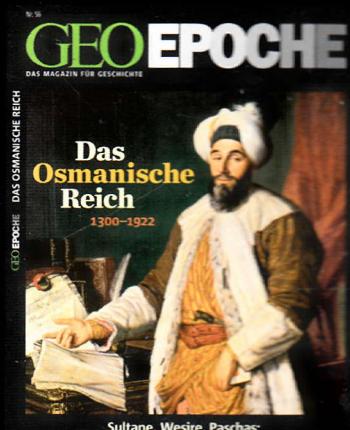
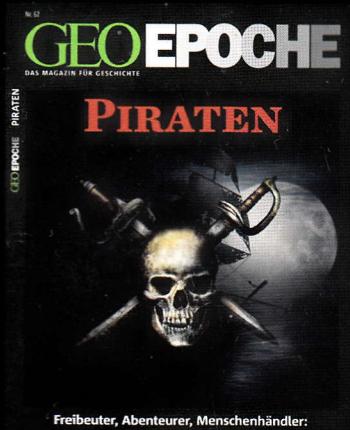
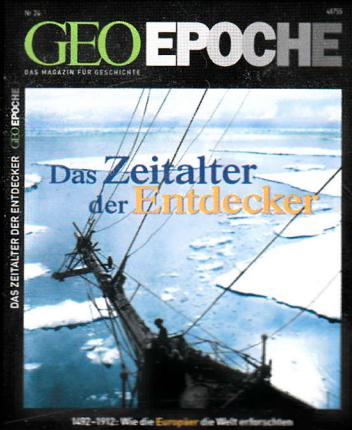
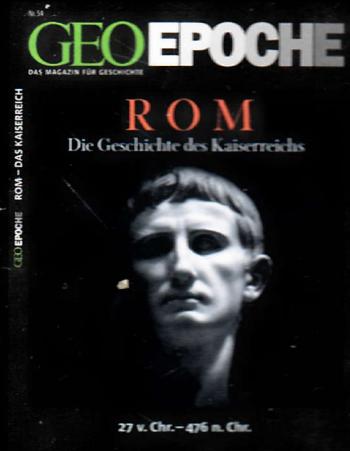
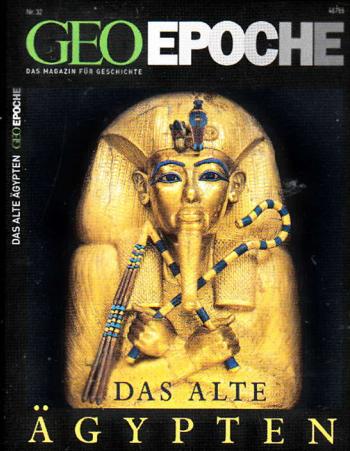
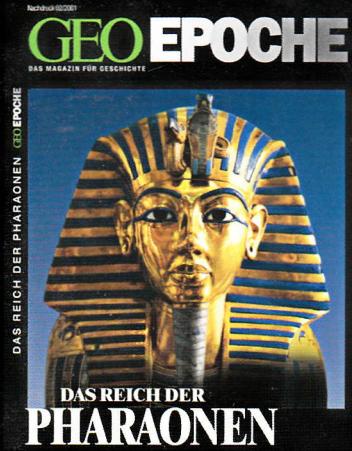
GEOEPOCHE widmet sich in seiner nächsten Ausgabe der Geschichte der Geheimdienste und blickt dabei zurück bis ins Jahr 1245, als ein Franziskanermönch in päpstlichem Auftrag die Mongolen ausspäht. Das Heft schildert die verborgenen Kämpfe des ersten englischen Geheimdienstes, der um 1580 Königin Elisabeth I. vor einer Verschwörung bewahrt. Berichtet über einen Oberst in Geldnöten, der in den Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs Militärgeheimnisse der Habsburgermonarchie ans Ausland verrät.

Und spannt den Bogen schließlich bis zum Kalten Krieg der Supermächte USA und UdSSR, als die Nachrichtendienste CIA und KGB eine nie da gewesene Macht erlangen und mit der Konstruktion von Spionagesatelliten ein Zeitalter totaler Überwachung eröffnen.

GEOEPOCHE über die Welt der Geheimdienste – eine Parallelwelt, gegründet auf Trug und Verrat.

Die nächste Ausgabe von
GEOEPOCHE erscheint am
11. Juni 2014

WEITERE AUSGABEN ZUM THEMA



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90 oder im Internet auf www.geoshop.de

GEO EPOCHE